# König Jérôme Napoleon.

Historischer Roman

von

E. M. Oettinger.

Zweite Auflage.

3. Band.

Leipzig.

Verlag von E. Wengler.

1861.

Preis für alle 3 Bände 1 Thlr. 10 Ngr.

# König Jérôme Napoleon

und

# sein Capri.

Historisch-Humoristischer Roman

von

**E. M. Oettinger.**

Zweite Auflage.

3. Band.

Leipzig.

Verlag von E. Wengler.

1861.

# I.

Am ersten Morgen nach der Rückkehr der Königin befand sich der erlauchte Gemahl, welcher Nachts zuvor mit dem Glockenschlage Zwölf seine vierzehntägige Haft glücklich überstanden hatte, in ihrem mit asiatischem Luxus ausgeschmückten Schlafgemache im Schlosse zu Kassel, um auf dem himmelblauen, schwellenden Divan an ihrer Seite das erste Frühstück einzunehmen. Die etwas zudringliche Sonne, welche große Lust zu haben schien, unparteiische Augenzeugin jenes rührenden Wiedersehens nach mehr als dreimonatlicher Trennung zu sein, blinzelte neugierig durch die grünseidenen Fenstervorhänge, welche, fast geschlossen, nur einzelne Strahlen der tausendäugigen Beobachterin hindurchschlüpfen ließen. Der gute König war überaus zärtlich.

Darf man fragen, theure Frau Gemahlin, wie Ihnen Ihre Badekur bekommen ist? begann Jérôme, seinen Arm um Katharinen's üppige Hüfte schlingend.

— Ich fühle mich — Dank der gütigen Vorsehung — jetzt wohler als je.

— Das freut mich unendlich, liebe Freundin. Ihr blühendes Aussehen beweist, daß unsere beiden Leib-

ärzte sich in ihren Voraussetzungen nicht getäuscht haben. Der erhöhte Glanz Ihrer Augen, der rosige Hauch Ihrer Wangen, die Frühlingsfrische Ihrer milchweißen Haut geben mir die erfreuliche Bürgschaft, daß der Zustand Ihrer mir theuern Gesundheit sich auffallend gebessert hat.

— Sire, ich fühle mich wie neugeboren.

— Magst Du es glauben oder nicht, Katharina, ich finde Dich jetzt nach einer Abwesenheit von länger als drei Monaten, die mir so unerträglich lang, wie drei Jahre vorgekommen sind, fast noch einmal so frisch und schön und liebenswürdig, als früher.

— Erlaube mir zu sagen, theurer Jérôme, daß auch Deine Liebenswürdigkeit, die während unserer peinlich langen Trennung sich verdoppelt — o was sag' ich! — sich verzehnfacht hat, mich eben so sehr überrascht, als in hohem Grade entzückt. Du bist freundlicher als je . . .

— Ist dies nicht meine Pflicht und Schuldigkeit? Seit Deiner Rückkehr fühle ich lebhafter als je, daß Du, holde Freundin, ein Engel an Liebreiz, mit Einem Wort a u s n e h m e n d - e i n n e h m e n d bist.

— Du beschämst mich, mein guter Jérôme. Vor meiner Abreise hatte es mich oft tief, sehr tief betrübt, ganz das Gegentheil von dem, was Du mir heute zu sagen so gütig bist, wahrgenommen zu haben. Oft dachte ich mir, ich wäre in I h r e n Augen die reizloseste und häßlichste Dame I h r e s ganzen Hofes . . .

— O, Madame, dann thaten Sie nicht blos sich selbst, sondern auch mir, dem aufrichtigsten Bewunderer Ihrer Vorzüge, ein himmelschreiendes Unrecht! Mein Herz fühlte sich stets zu Ihnen hingezogen — doch häufig schmerzte es auch mich, bemerken zu müssen, daß Ihr Herz — Gott weiß aus welchen Gründen! — sich von dem Meinigen mehr und mehr abgewendet habe . . .

— Dieser Vorwurf, Sire, ist sehr ungerecht! Ich war Ihnen stets mit gleicher Liebe zugethan und kannte bis heute keinen andern Gram, als den, diese heiße Neigung, diese ungetheilte Liebe leider nicht so erwiedert zu sehen, als ich es gehofft und gewünscht hätte.

— Machen wir uns gegenseitig keine Vorwürfe! Vergessen wir, was früher zwischen uns vorgefallen ist und seien Sie von heute an fest überzengt, daß Niemand, Niemand — sage ich Ihnen — Sie aufrichtiger und inniger zu lieben vermag, als Ihr treuer Gemahl, betheuerte Jérôme und pflanzte einen ungewöhnlich zärtlichen Kuß auf den Alabaster ihrer halbentblößten Schulter.

— O mein Gott! flüsterte die Königin.

— O mein Bruder! überlegte der König.

— Diese Versicherung Ihrer treuen Liebe macht mich stolz und glücklich, Jérôme. Sollte ich Dich bisher wirklich verkannt haben, dann bitte ich Dich tausendmal um Verzeihung, erwiderte Katharina und hauchte einen glühenden Kuß auf seine eiskalte Stirn.

— Das ist zu rührend, dachte Jérôme.

— Das ist zu auffallend, dachte die Königin.

— Erlaubst Du es, meine reizende Freundin, daß Dein entzückter Gemahl Dir heute, wie in den ersten Tagen des Honigmonds, Dir Deine rosigen Nägel beschneiden darf?

— Sprich, guter Jérôme, warum gerade dies?

— Weil es mir Freude macht, Engel!

— Dort liegt die Scheere, süßer Freund.

Und Jérôme erhob sich, um sie zu holen.

— Woher diese plötzliche Veränderung meines Gemahls? fragte sich die Königin, die den Grund dieser Umwandlung nicht zu errathen vermochte. Sollte die lange Entfernung oder irgend ein anderer Umstand, der mir nicht bekannt ist, beigetragen haben, mich in seinen Augen liebenswürdiger erscheinen zu lassen, als vor meiner Abreise? Wahrlich, ich begreife es nicht.

— Komm, meine fromme Taube, sagte Jérôme, sich an ihre Seite niederlassend, ich will Deine Nägel kürzen und Dir dabei erzählen, wie lieb und theuer Du mir bist. Damit Du siehst, wie oft ich während jener grausam-langen Trennung an Dich gedacht und wie sehr ich mich mit Dir beschäftigt habe, will ich Dir sagen, daß ich einen meiner jungen Landsleute drei Monate lang auf Kosten meiner Schatulle durch halb Europa gehetzt, um für Dich ein Album eigenthümlicher Art zu sammeln, sagte Jérôme während des Nägelabschneidens. —

— Du machst mich neugierig, theurer Freund.

— Ich habe dem armen Teufel, seitdem ich nicht

wußte, was ich mit ihm anfangen sollte, den Auftrag ertheilt, von den Gräbern geschichtlich berühmt gewordener Liebespaare Blätter und Blumen zu pflücken und auf diese Weise ein Herbarium ewiggrüner Liebe anzulegen.

— Ein herrlich-schöner, wahrhaft poetischer Gedanke! Und ist Dein Chargé d'affaires bereits zurückgekehrt?

— Bis jetzt noch nicht, süße Freundin. Doch erwarte ich ihn jeden Tag. Zuletzt schrieb er mir aus Padua, wohin er geeilt war, um zu sehen, ob es ihm möglich sei, ein Blatt vom Grabe Petrarca's, der auf dem Kirchhofe zu Arqua ruht, für Dich zu erbeuten.

— Diese zarte Aufmerksamkeit rührt mich bei Weitem mehr, als die peinliche Sorgfalt, mit welcher Du Dich herabläßest, meine dieser Gunst gänzlich unwürdigen Nägel zu pflegen.

— Der arme Teufel, fuhr Jérôme fort, ohne sich in seiner sonderbaren Beschäftigung auch nur einen Augenblick stören zu lassen, hat bereits Reliquien von den Gräbern Dante Alighieri's und seiner Geliebten Beatrice Portinari, Torquato Tasso's und der beiden Lenoren, Abälards und Heloisens, Raphaels und seiner Fornarina, Francesco's von Medicis und der Bianca Capello, Molière's und Isabella Bejart's, des Marschalls Moritz von Sachsen und der Adrienne Lecouvreur für Dich gesammelt.

— Das freut mich über alle Maßen. Aber mein Gott, was seh' ich?

— Was siehst Du, liebes Kind? fragte Jérôme, emsig fortschneidend.

— Sprich, lieber Freund, was guckt hier aus der Oeffnung Deiner Hemdkrause hervor? fragte die Königin, die schwarzseidene Schnur erfassend, an welcher der an der Wurzel in Gold eingefaßte Zahn seiner angebeteten Elisabeth hing. Ist dies ein Wolfs- oder Löwen-Zahn?

— Keines von Beiden, meine gute Katharina, stotterte Jérôme, der durch diese unerwartete Frage sichtbar in Verlegenheit gerieth.

— Ei, was denn? fragte die Neugierige.

— Dies ist der Zahn einer Fledermaus.

— Einer Fledermaus? wiederholte die ungläubige Fragerin.

— Die mir Glück bringen soll; ein Talisman, den ich aus diesem und keinem andern Grunde Tag und Nacht auf meinem Herzen trage . . .

— Und von wem hast Du diesen komischen Talisman? fragte Katharina mit spöttischem Lächeln.

— Von wem? Von meinem lieben Freunde Pigault-Lebrun.

— O schenke ihn mir.

— Meinst Du meinen Freund?

— Ich meine diesen schönen weißen Zahn, der eben so wenig von einer Fledermaus, als dies vereinzelt graue Haar, das ich mit Deiner gütigen Erlaubniß in diesem Augenblicke Deiner Schläfe entreiße, von einem wüthenden Eber ist!

— Halt, halt! Du thust mir weh!

— Und glaubst Du, daß dieser Zahn jenem Wesen, dem er ausgerissen worden, nicht noch viel weher als Dir dieses Haar gethan?

— Ich verstehe Dich nicht, stammelte der König.

— Du willst mich nicht verstehen! Wollte man diesem Zahne etwas näher auf den Zahn fühlen, dann wäre es leicht möglich, einem Geheimnisse auf die Spur zu kommen, das . . .

— Entschuldigen Sie, Madame, daß ich Sie unterbreche. Während Sie hinter diesem unschuldigen Talisman Gott weiß was suchen, springt mir etwas in die Augen, was mir weit verdächtiger als jener harmlose Fledermauszahn erscheint. Ist's erlaubt, zu fragen, Madame, was mit so impertinenter Neugier hier aus Ihrem Busenstreife hervorlugt? fragte Jérôme, mit dem Zeigefinger auf ein Stück Papier hinweisend, das plötzlich wie ein Deus ex machina aus der Versenkung zum Vorschein gekommen war.

— Meinen Sie diesen Zettel? fragte Katharina, die sich jetzt in nicht minder großer Verlegenheit befand.

— Und was enthält dieser Zettel? wünschte Jérôme zu erfahren.

— Den Text einer italienischen Romanze, stammelte die Königin.

— Ist's erlaubt, diesen Text zu lesen?

— Sire, ich mache kein Geheimniß daraus, erwiderte Katharina und reichte ihrem Gemahle das

Original jenes Liedes, das Signor Blangini im Bade eigens für sie componirt hatte.

Jérôme warf einen Blick auf jene italienischen Strophen und warf dann mit wahrem Rabelais-Lächeln die Frage hin:

— Wie kommt's, daß diese „Vaga Luna“ ihr Nachtquartier in dem reizenden Schlupfwinkel Ihres Busens aufgeschlagen hat?

— Ich hatte das Lied kurz vorher, ehe Sie hier eingetreten waren, zu mir gesteckt, um es nicht zu verlieren . . .

— Und wer gab Ihnen diese Verse?

— Ich erhielt sie von Madame Blangini . . .

— O schenke sie mir!

— Meinst Du die Geberin dieses Liedes?

— Nein, theure Katharina, ich meine die Verse selbst.

— Ich werde sie für Dich abschreiben . . .

— Und weshalb willst Du mir nicht das Original überlassen?

— Weil's nicht mir, sondern ihr gehört.

— Passons la-dessus, sagte Jérôme und erhob sich.

— Wie, Sie wollen schon wieder fort?

— Ein dringendes Geschäft ruft mich nach meinem Capri zurück . . .

— Und wann habe ich die Ehre, Sie wieder bei mir in Kassel zu sehen?

— Sobald es meine Zeit erlaubt . . .

— Ich bitte, Sire, verlieren Sie nicht diesen kostbaren Zahn, sagte Katharina mit wohlfeiler Ironie.

— Es ist ein Geschenk, Madame, auf das ich eben so großen Werth lege, als Ihre Majestät auf Ihren „keuschen Mond“ zu legen geruhen, erwiderte der Gemahl mit eben so billiger Malice.

— Chaque fou a sa marotte, lächelte die Königin.

Jérôme zuckte die Achsel und ging.

---

## II.

Seine Sehnsucht trieb ihn zu Elisabeth.

Während der ganzen Zeit seines Stuben-Arrestes hatte sie kein Lebenszeichen von sich gegeben und — was ihn so sehr beunruhigte — seinen Brief ohne Antwort gelassen. War sie krank oder wollte sie nichts mehr von ihm wissen. Diese beiden Vermuthungen — Eine trauriger als die Andere — peinigten ihn dergestalt, daß sie ihm während der letzten drei Tage seiner Haft keinen Augenblick Ruhe gönnten. Er war gespannt, den Grund ihres unerklärlichen Schweigens zu erfahren und darum eilte er mit pochendem Herzen und unbeschreiblicher Unruhe von Kassel nach Napoleonshöhe und von dort nach der Löwenburg. Unterwegs fragte er sich:

— Was mag vorgefallen sein? Was mag sie be-

leidigt oder gar gekränkt haben? Ist Krankheit oder Gleichgültigkeit die Ursache ihres räthselhaften Schweigens? Sollte Elisabeth wirklich nichts weiter als eine abgefeimte Kokette sein, die mit der Ruhe meines Herzens, mit dem Frieden meiner Seele, wie Pigault-Lebrun zu behaupten wagt, ein fein berechnetes, herzloses frevelhaftes Spiel treibt? Sollte ich mich wirklich getäuscht haben? Sollte das, was ich bis jetzt für reine Unschuld gehalten habe, nur Verstellung, Schminke, Maske sein? Eine solche Komödie wäre infam, solche Täuschung wäre geradezu nichtswürdig! Wenn sie, die ich mit allen Kräften meiner Seele liebe, weiter nichts als eine schlaue Heuchlerin wäre, die mich durch erkünstelte Kälte, durch affectirte Gleichgültigkeit desto sicherer in die Schlinge ihrer Koketterie, in das Netz der Verführung zu locken beabsichtigt, wäre ein so herz- und liebloses Geschöpf, wie diese Elisabeth, dann noch würdig, der Mittelpunkt all' meiner Gedanken, der Gegenstand meiner Träume, das Ziel meiner heißesten Wünsche zu sein? Heute muß ich in's Klare kommen! Heute muß ich die Ueberzeugung erhalten, ob sie mich wirklich liebt oder nur hintergeht, wie so Viele mich hintergangen haben.

Als der König sich an der Schwelle ihrer Thüre befand, schlugen ein Paar Harfen-Accorde an sein Ohr. Elisabeth sang eine Strophe jenes Liedes:

Treu bin i, treu bleib' i,
Treu hab' i's im Sinn,
Treu bleib' i mei'm Schatzerl,
Bis nit mehr i bin!

Es fiel ihm ein Alp vom Herzen.

— Gottlob, sie ist wenigstens nicht krank! rief er aus und öffnete die Thüre mit der kühl hingeworfenen Frage: Störe ich, Mademoiselle?

— Sie stören mich niemals, erwiderte Elisabeth.

— Elisabeth, rief Jérôme, ihre Hand erfassend, wissen Sie, wie lange wir uns nicht gesehen haben . . .

— Heute, Sire, ist's der funfzehnte Tag . . .

— Elisabeth, hatten Sie meinen Brief erhalten?

— Ja, Majestät, erwiderte die Jungfrau, ihre Augen niederschlagend.

— Ja, sagen Sie? Und weshalb haben Sie mir nicht geantwortet?

Doch statt der Antwort schwieg sie.

— Wie deute ich dieses geheimnißvolle Schweigen? fragte der König mit gespannter Neugier.

— Setzen Sie sich, Sire, und hören Sie ruhig an, was ich Ihnen darauf zu erwidern habe.

Jérôme setzte sich an ihre Seite.

— Sire, begann Elisabeth, in dem Augenblicke, als ich ihre Zeilen erhielt, griff ich in der ersten Aufwallung meiner übergroßen Freude nach Feder und Papier, um sie ohne Aufschub zu beantworten. Doch in demselben Moment, als ich das erste Wort niederschrieb, ließ sich von der Decke meiner Kammer auf den eben angefangenen Brief eine schwarze Spinne herab. Da erschrak ich, Sire . . .

— Sie erschraken? Und weshalb?

— Weil ich sie als schlimme Vorbedeutung, als eine Warnung vom Himmel hielt.

— Sind denn auch Sie so abergläubig.

— Welch liebendes Herz ist es nicht? Stille, heimliche Liebe sieht in dem allerunbedeutendsten Zeichen einen Fingerzeig des Schicksals. So sah ich in jener Spinne eine Mahnung Gottes, Ihnen nicht zu antworten . . .

— Weshalb? weshalb?

— Weil ich es für Sünde hielt.

— Ist es Sünde, einen Mann, den man liebt, zu trösten, wenn er dieses Trostes bedarf?

— Trösten, Sire, ist niemals eine Sünde! Aber Lieben kann oft mehr als Sünde, Lieben kann bisweilen geradezu Verbrechen sein.

— Ein Verbrechen, sagen Sie? Gegen wen?

— Gegen diejenige Person, Sire, die ein ausschließliches Recht auf diese Liebe besitzt.

— Nun verstehe ich Sie . . . Sie meinen die Königin, meine Frau.

— Sire, entgegnete Elisabeth mit hell auflodernder Begeisterung, wären Sie frei und ledig, dann sollte die ganze Welt es erfahren, daß Elisabeth Sie liebt mit der ganzen Gluth ihrer Seele, mit dem ganzen Feuer tiefinnigster Leidenschaft. Sire, hätte die Vorsehung Sie nicht zu einem Könige gemacht; Sire, wären Sie, statt König von Westphalen, der letzte und ärmste Ihrer Unthertanen, dann würde ich mit seligem Entzücken in Ihre Arme fliegen und Ihnen sagen: Hier

bin ich; nimm mich arm, wie ich bin; liebe mich, wie ich Dich liebe; komm an mein Herz und sei mein; ich fliege an Dein Herz und bin Dein, Dein mit Leib und Seele, Dein für jetzt und immerdar! Aber, Sire, fügte sie tief betrübt hinzu, dies sind nur fromme Wünsche, schöne Träume, süße Täuschungen, die nie Wahrheit werden können. Sire, Sie sind der Gemahl einer glücklichen, doppelt beneidenswerthen Frau, die ein älteres, heiligeres Recht auf den ungetheilten Besitz Ihres Herzens und seiner ganzen, vollen Liebe hat, als jene Unglückliche, die sich in der Stille ihres Herzens Tag und Nacht tausend bittere Vorwürfe macht über das Verbrechen, dessen sie sich schuldig macht dadurch, daß sie, wenn auch nur ohne es gewollt zu haben, einen verdammenswerthen Eingriff in die Rechte jener Andern gewagt und ihr sündiges Auge zu einem Manne erhoben hat, der nie und unter keiner Voraussetzung der ihrige werden kann.

— Elisabeth, Du machst Dir Vorwürfe und Gewissensbisse über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind und die in *Deinen* Augen strafbarer erscheinen, als sie es wirklich sind. Liebe kann in gewissen Fällen wohl eine kleine Sünde, niemals aber ein so großes, verabscheuungswürdiges Verbrechen sein, daß ein so reines Herz, wie das Deinige davor zurückzubeben braucht. Bin ich es nicht, der Dich gleichsam dazu überredet, verführt, gezwungen hat, meinem kranken Herzen den Trost und Balsam Deiner Liebe zu schenken. Du hast sie mir nicht aufgedrungen, wie jener zahllose Troß an-

derer Frauen, die theils aus Eitelkeit, theils aus Eigennutz mir entgegengekommen sind und mich für sich eingenommen haben. Du bist das einzige weibliche Geschöpf, das mir noch niemals eine Artigkeit oder Schmeichelei gesagt. Doch gerade deshalb, weil du zurückhaltender, keuscher und züchtiger als die andern Damen meiner Umgebung mir erschienen bist, gerade deshalb habe ich Dich mehr achten und schätzen, mehr lieben und anbeten gelernt, als den ganzen Frauenkranz meines Hofes. — Du meinst, es sei ein verdammenswerthes Verbrechen, den Mann einer Andern zu lieben. Denk' an Agnes Sorel, welche Karl VII., denk' an Louise de Vallière, welche Ludwig XIV. bis zum Tode ihrer Tage geliebt und denen Nachwelt und Geschichte jenes Verbrechen — wie Du es nennst — dankbar verziehen haben. Diese hat selbst ein so frommer Mann wie Bossuet, Bischof von Meaux in einer Leichenrede, jene selbst ein so ritterlicher König, wie der erste Franz, in einem Sinngedichte gefeiert und unsterblich gemacht für alle Zeiten. Elisabeth, willst Du reiner, willst Du höher, willst Du größer in den Annalen meines Hofes dastehen, als jenes Dioscurenpaar? Willst Du Deinem Könige, Deinem Sclaven das verweigern, was jene Beiden ihren Anbetern, die eben so gut verheirathet waren, großmüthig gewährt, freudig aufgeopfert haben? — Elisabeth, gleich jenen will ich Dich zur Hofdame der Königin ernennen und Dich, wie jene Beiden, an meine Nähe ketten . . .

— Sire, welch' abenteuerlicher Einfall! Elisabeth

Grün paßt eben so wenig zu einer Hofdame der Königin als die Königin zu meiner Kammerfrau. Wie oft, Majestät, soll ich Sie bitten und beschwören, mich auf der Stufe zu lassen, auf der das Schicksal mich nun einmal hingestellt. Scheine ich Ihnen in meinem Stande und meiner Stellung so niedrig, daß Sie mich um jeden Preis, ja selbst um den, mich dem Gespötte Ihres Hofes preiszugeben, durchaus erhöhen wollen? Obgleich tief unter Ihrem Stande, habe ich doch eben so gut meinen Stolz, als die erste Ihrer Hofdamen, die ein glückliches Ungefähr, ein reiner Zufall zur Gräfin oder Fürstin gemacht.

— Elisabeth, mich entzückt Dein jungfräulicher Stolz ... ich finde ihn eben so schön, als gerecht. Aber bleibst Du nicht immer Elisabeth Grün, wenn Du auch Ehrenfräulein der Königin bist?

— Mein Amt würde mich in ihre Nähe bringen ... Und glauben Sie, daß ich den Blick einer Frau ertragen könnte, von welcher ich mir sagen müßte, daß ich ihr den köstlichsten Diament ihrer Krone, den größten Schatz ihres Herzens, die Liebe ihres Gatten geraubt?

— Du hast sie ihr nicht geraubt ... ich habe sie Dir freiwillig geschenkt ...

— Und habe ich dies Geschenk nicht zurückweisen müssen?

— Das hast Du gethan, Elisabeth ... ich aber habe es Dir aufgedrungen ... Du bist frei von aller Schuld!

— Sire, dies bin ich nicht. Vor Monden, als ich Ihre Neigung zu mir erwachen sah, hätte ich meinem Herzen Gewalt anthun und Ihnen und mir sagen müssen: Wohin führt diese Verirrung unserer Herzen. Sie macht uns beide namenlos unglücklich. Reißen wir, um Schlimmeres zu verhüten, den ganzen Keim mit allen Wurzeln aus und geben wir uns Mühe, uns, so lange dies noch möglich ist, gegenseitig zu vergessen. Jetzt, Sire, ist es zu spät!

— Und dafür danke ich dem Himmel und Deiner Liebe zu mir . . . Wir beide können uns jetzt eben so wenig vergessen, wie zwei Blumen, die einem und demselben Stengel angehören, wie zwei Herzen, die von einem und demselben Gedanken bewegt, erhoben oder niedergebeugt werden. Elisabeth, mir gehörst Du auf immer! sagte Jérôme und wollte sie in seine Arme schließen.

Sie aber wies ihn sanft zurück.

— Unsere Liebe, sagte sie im Tone der tiefsten Wehmuth, muß hier auf Erden rein von jedem Makel bleiben. Dort oben, in einer andern Welt, wird unsere Liebe vollkommen sein!

— Deine Grausamkeit martert mich zu Tode.

— Und glauben Sie, Sire, daß mein Herz weniger blutet, als das Ihre. Meinen Sie, daß ich weniger leide als Sie? Aber Gott, dieses Crucifix und die Erinnerung an meine arme Mutter, die mich mit tausend Thränen unter ihrem treuen Herzen trug, verleihen mir den Muth, den Schmerz, der auch meine

Seele zerreißt, siegreich zu überwinden, und mich mit dem erhebenden Gedanken zu trösten, daß ich mich von Ihnen nicht blos geliebt, sondern heute noch so geachtet wie am ersten Tage unseres Zusammentreffens weiß.

— Du willst Heldin, willst Märtyrerin sein?

— Ich will bleiben was ich bin!

— Gut, es sei. Aber gieb mir einen Beweis, daß Deine Liebe zu mir kein Blendwerk, kein Schattenspiel, keine Täuschung sei.

Elisabeth fing bitter zu weinen an.

— Sire, womit habe ich diese neue Kränkung verdient. Welcher Schritt meines Benehmens berechtigt Sie zu dem Glauben, daß ich mir mit Ihrem Herzen ein frevelhaftes Gaukelspiel erlaube? O Sire, Sie wissen nicht, was Liebe ist!

— Du versündigst Dich gegen mich, Elisabeth!

— Wahre Liebe, Sire, hat nie gezweifelt!

— Und doch giebt es keine Liebe ohne Eifersucht!

— Der Eifersüchtige hat nie treu geliebt. Nur Der verdächtigt andere, der sich selbst nicht traut. Eifersucht ist Mangel an Vertrauen zu sich selbst. Wahre Liebe, Sire, kennt kein Mißtrauen!

— Elisabeth, ich gestehe Dir zu meiner eigenen Schande, daß mich häufig der Gedanke peinigt, Deine Liebe sei nicht so heiß und innig als die meine . . . Es giebt Augenblicke, in welchen mich die Furcht beschleicht, Dein Herz empfinde nur Mitleid und gar keine Liebe für mich. Oft quält mich der grausame Verdacht, Deine Liebe glühe für einen Andern, den ich

nicht kenne und den ich mir mit Farben male, die ihn zum Halbgott, zum Adonis machen. Dann bin ich ein Othello, der eifersüchtig ist auf seinen eigenen Schatten an der Wand und der in jedem Manne, welcher jünger, schöner, liebenswürdiger ist, als er selbst, einen heimlich bevorzugten Nebenbuhler erblickt.

— Sire, das sicherste Mittel, sich der Treue seiner Geliebten zu versichern ist jenes, ihr volle Freiheit zu lassen und kein Mißtrauen zu zeigen . . .

— Soll ich nicht mißtrauisch sein, wenn ich bedenke, daß Du mir noch nicht das kleinste Zeichen Deiner Liebe geschenkt?

— Sire, wie hart, wie ungerecht ist dieser Vorwurf! Soll ich Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe eilen und Sie daran erinnern, daß ich etwas für Sie gethan, was tausend Andere an meiner Stelle nicht gethan hätten . . .

— Du denkst dabei an Deinen Zahn. Ich erkenne darin ein Opfer, das Deine Eitelkeit mir gebracht; aber noch bin ich dadurch nicht überzeugt, daß Du mich liebst . . .

— Sire, was verlangen Sie noch mehr?

— Gieb mir einen Kuß, einen einzigen Kuß!

— Sire, so bat einst auch Er! Und ich gab ihm mehr als Dies und zum Lohne dafür betrog er mich! Seitdem habe ich das Gelübde gethan, Keinen mehr zu küssen.

— Gut, dann schwöre mir wenigstens, daß Du mich liebst.

— Und würde dieser Schwur Sie beruhigen?

— Allerdings, Elisabeth, allerdings!

— Sire, so dachte einst auch ich! und doch betrog er mich, trotz aller Schwüre!

— Elisabeth wird ihren Schwur nicht brechen ...

— Aber auch schwören wird sie nicht!

— O dann liebt sie mich nicht!

Sie gab ihm darauf keine Antwort. Es trat eine peinliche Pause ein.

— Elisabeth, begann er endlich, was soll ich glauben von Dir? Sprich, wofür soll ich Dich halten? Bist Du Teufel oder Engel? Bist Du Nixe oder Fee.

— Ich bin keines von Beiden, Sire. Ich bin ein einfach schlichtes Mädchen, das sein Herz nicht auf der Zunge trägt und sein Geheimniß, das im Innern heiß wie die Kohle glüht, zu wahren weiß. Wer laut zu sagen wagt: ich liebe! der hat nie geliebt. Schweigen, schweigen ist der Liebe Pflicht!

— Du hast Recht, mein reiner Engel. Nur ein Herz, wie das Deinige, begreift die geheime Magie und das magische Geheimniß wirklicher Liebe. Verzeihe mir, holde Fee, wenn meine Zweifel Dein Zartgefühl wiederum verletzt und gekränkt haben. Ich will Dir Alles, Alles glauben.

— Sire, dies erwarte, dies wünsche ich! Nun aber bitte ich Eure Majestät, mich verlassen zu wollen, denn in wenig Augenblicken wird Madame Taglioni erscheinen, um mir, Ihrem Auftrage gemäß, Unterricht auf der Harfe zu ertheilen. Meine Lehrerin ist die

Pünklichkeit selbst. Ich möchte nicht, daß sie oder irgend ein Anderer Sie jemals bei mir träfe. Unsere Liebe muß ein Geheimniß bleiben.

— Auf wie lange?

— Für immer, Sire, für immer! Niemand darf, Niemand soll erfahren, wie glücklich Elisabeth im Besitze Ihrer Liebe ist. Gehen Sie, Majestät, gehen Sie! Die überschäumende Wonne meines Herzens könnte mich verleiten, Ihnen Geständnisse zu machen, die Sie nur errathen sollen. Sire, auf Wiedersehen! rief sie aus, ergriff mit freudeverklärten Zügen die Hand des Monarchen und steckte ihm einen kleinen Zettel zu, den sie bis dahin in ihrer Hand verborgen hatte.

Der König küßte ihre schöne Hand und entfernte sich. Aber als er die Schwelle ihres Zimmers überschritten hatte, entfaltete er das kleine Blatt und las mit mächtig auflodernder Freude folgendes Gedicht:

Wie groß und angebetet ist Dein Name,
Durch Dich allein kann ich nur glücklich sein!
O gieß die reine Flamme Deiner Liebe
Der Sonne gleich tief in mein Herz hinein.
Wie groß ist meine Wonne, mein Entzücken,
So oft Dein Aug', Dein liebreich Angesicht
Sich niederneigt, mich huldvoll anzublicken,
Dann strahlet mir des Himmels Freudenlicht!

Ja, Liebe, liebe Liebe, Deines Gleichen
Ist auf der Erde und im Himmel nicht,
Kein Preis, kein Lobgesang kann sie erreichen,
Nicht, was der Engel fromme Zunge spricht!

O habe Dank für Deine treue Liebe,
Ja liebe, liebe mich, nur mich allein,
Dort droben in viel schönerm Weltensterne
Wird uns're Liebe dann vollkommen sein!

Jérôme, entzückt von dem Zauber dieser einfachen Poesie, wollte umkehren, um der Verfasserin dieser Verse zu danken. Hastig wollte er die Thüre öffnen. Er fand sie verschlossen.

---

## III.

Lebrun saß unterdessen im Gefängnisse zu Kassel. Er schmachtete dort bereits achtzehn volle Tage, und kein Mensch, selbst sein königlicher Freund und Dutzbruder „ce cher Jérôme, ce petit gaillard, ce roitelet, par la grace de son frère“ (so pflegte er den König zu nennen, wenn er bei übler Laune war), schien sich um ihn durchaus nicht zu bekümmern, und ihn rein vergessen zu haben, wie einen alten abgedankten Krüppel, der sich ihm zu Liebe in hundert Schlachten der Liebe, und tausend galanten Scharmützeln und Vorposten-Gefechten verliebter Intriguen hatte krumm und lahm schlagen lassen.

Seit vierzehn Tagen arbeitete er, um das Gespenst der Langweile von sich abzuwehren, an einem neuen komischen Romane: le Garçon sanssouci“; am fünfzehnten gestand er sich, daß er nicht bei guter

Laune und der Anfang seines Werkes etwas ledern sei; am sechszehnten begann er hier und da zu streichen, am siebzehnten Manches zu ändern und am achtzehnten wieder zu streichen, was er Tags zuvor mühsam geändert hatte. Am neunzehnten Tage seiner einsamen Haft, wurde er wüthend, zerriß das angefangene Manuscript und warf es in den eisernen Ofen, auf dessen Platte er seinen schwarzen Kaffee wärmte. Und dann begann er zu fluchen in allerhand Sprachen, die ihm theilweise geläufig waren.

Mille huit cent dix diables! Caracho, Cospetto di Bacco! Mort de ma vie! Himmel-Kreuz-Element, ich könnte vor Wuth aus dem Pergament fahren! Mit Panthersprüngen sehe ich die siebenfach geschwänzte Katze der Langweile auf mich losstürzen, und mich mit Haut und Haaren verschlingen. Ich bekomme Zähnklappern, Knieschlottern, Ohrensausen, ja sogar Wadenkrampf und Schluckauf, wenn ich daran denke, daß ich in diesem feuchten, halbfinstern Loche, in welchem ich selbst bei Tage Licht brennen muß, um schreiben zu können, noch so und so viel Stunden und Tage und Wochen eingekerkert bleiben soll. Und warum? Sangue de Dio, weil ich im Auftrage dieses kleinen erbärmlichen „Zaunkönigs", an die große Abgottsschlange in Paris, an die Boa Constrictor Frankreichs einen Brief geschrieben, den man sich nicht hinter den Spiegel gesteckt hat. Quatre-vingt-dix-neuf foudres et Tonnères! Mit kaltem Blute könnte ich diese corsische Hyäne, diese giftgeschwollene Klapperschlange der Tui-

lerien in hundert und dreißig Stücke zerreißen, um eine Probe davon an den wüthendsten seiner Feinde in jedem Departement Frankreichs und der von ihr geraubten Länder zu versenden. Ich bin so außer mir, daß ich vor Wuth und aus Langweile mich beim Schopf fassen und selbst verschlingen könnte, wenn ich dazu eine irgendwie passende Sauce wüßte, die mich in diesem Zustande auch nur einigermaßen genießbar machte. Aber seit drei Tagen komme ich mir so ledern wie ein ausgetrockneter Seehund, wie ein Halskoller von Büffelfell, wie ein von Motten zerfressener Fuchspelzhandschuh vor. — O, so sind diese Herren Könige! Ihre schwächste Seite ist das Gedächtniß, die Erinnerung, das Gefühl der Dankbarkeit. Unsere Freundschaft, unsere Anhänglichkeit, unsere Hingebung ist für sie in ihren undankbaren Augen nichts weiter, als ein Badeschwamm, den sie gehörig auspressen, dann in den finstersten Winkel schleudern und ihn dort so lange trocknen und halb verschimmeln lassen, bis sie ihn wieder einmal gebrauchen, um sich damit den Schlamm ihrer Sünden abzuspülen. So sind sie fast Alle, Alle! Und so und um kein Haar breit anders, ist dieser kleine, undankbare Schlingel, der mich Du nennt, und mich trotzdem, daß wir seit Jahren Ein Herz und Gedanke gewesen sind, so radical vergessen kann. Wie oft hat dieser falsche, treulose Bube mir versichert, daß er ohne mich nicht leben, ohne mich nicht acht Tage Beherrscher dieses winzigen Maulwurfhügels, der sich in seiner lächerlichen Anmaßung „Königreich Westphalen“ nennt, sein

könnte und sein möchte, wenn ich nicht bei ihm wäre! Und jetzt, jetzt hat er mich ganz und gar vergessen, wie so Manches Andere, was sein schwaches Mückenhirn sich niemals behalten gekonnt. Dieser undankbare Patron verdient das Glück, Nachfolger der Kurfürsten von Hessen-Kassel, Inhaber eines Throns zu sein, der auf so wackeligen Füßen steht, als dieser lendenlahme Schemel meines Kerkers . . . Nicht minder wüthend bin ich auf diese kalte Italienerin, auf diese herzlose Meerkatze, genannt Signora Blangini. O ich Dummkopf, der ich dieses Katzenauge eingetauscht habe gegen einen milchweißen Opal, der zwar etwas ins Gelbliche hinübergespielt, mich aber eben durch die Abwechselung seines bunten Farbenspiels angezogen und so lange gefesselt hatte. Ach Caroline, Caroline! Feueropal meines Herzens! rief er aus und wischte sich wehmüthig bewegt, aus dem rechten Winkel seines Auges eine Thräne der Erinnerung.

In demselben Augenblick knarrten die Riegel. Gleich darauf öffneten sich die schweren Pfosten seines Kerkers und hinein trat . . . ein junger Mann.

— Wer sind Sie? fragte der Gefangene, der im Zwielicht seiner Zelle seinen Besuch, der sich das Gesicht verhüllt hatte, nicht erkennen konnte.

— Kennst Du mich nicht mehr? fragte eine zarte Frauenstimme.

— Ach, Du bist es, meine theuere Caroline! rief der überraschte Mann, Madame Durand stürmisch in

seine weitgeöffneten Arme, an sein vor Freude zitterndes Herz pressend.

— Halt, alter Freund, Du erdrückst mich.

— Sprich, Taube mit dem Oelzweige, welche Botschaft bringst Du dem alten Papa Noah, der seit neunzehn Tagen in dieser abscheulichen Arche brummt?

— Ich bringe Dir Grüße vom Könige . . .

— Grüße, und sonst nichts als Grüße? fragte er unwillig.

— Armer Lebrun, Er und Deine frühere Freundin sind die Einzigen, die Dich aufrichtig bedauern . . .

— Teufel, was hilft mir sein Bedauern, Er soll mir helfen und mich endlich aus diesem elenden Kasten befreien, wenn er wirklich eine Krone trägt und keine Nachtmütze ist!

— Ach, Charles, dieser große Kaiser Napoleon ist ein Tyrann, den ich hasse und verabscheue, blos Deinetwegen, guter Charles! Wie blaß und elend Du aussiehst! Du hast Dir einen Bart wachsen lassen, wie der weiland Hoflieferant Salmanassars zu Ninive, wie der heilige Tobias auf seiner Reise nach Ekbatana. Wäre ich Maler, lieber Charles, so und nicht anders müßtest Du Dich, heiliger Tobias portraitiren lassen von der Tochter Raguels, von Deiner Dir treu ergebenen Sarah.

— Lasse Dich umarmen, meine treue Sarah. Du hast zwar schon mehr als sieben Männer gehabt, aber — Dank dem Himmel! — noch nicht alle Sieben durch den Tod verloren, wie jene Tochter Raguels.

Caroline, erst vor zwei Minuten dachte ich an Dich mit alter Liebe.

— Les vieilles amours ne s'eteignent point!

— Ja, ja, alte Liebe rostet nicht! Ich machte mir Vorwürfe über die unverantwortliche Dummheit, daß ich leichtsinnig eine Perle vor die Sau geworfen, um dafür einen Turiner Kieselstein einzuhandeln. Vergieb, vergieb mir, Perle von Toulouse!

— Ich habe Dir Alles längst verziehen. Den Mann, den Caroline einst geliebt, den kann sie niemals hassen!

— Du bist die Perle aller Perlen! Aber sage mir, bevor ich Dich in meine goldenen Arme fasse, wie hast Du es angefangen, in meinen für Jedermann unzugänglichen Kerker zu gelangen?

— Ich habe den ehrlichen Wärter bestochen...

— Und wodurch bestochen?

— Welch naive Frage! Durch meine Liebenswürdigkeit! Oder fällt es Dir schwer, daran zu glauben?

— O, nicht im Geringsten, süße Sarah! Aber sage mir, bist Du gekommen, um, wie Gräfin Lavalette ihren Gatten, mich, Deinen alten Freund und Anbeter, aus dem Gefängnisse zu befreien...

— Dies weniger, guter Charles. Ich bin gekommen, weil mich meine Sehnsucht und des Königs Auftrag zu Dir trieb...

— Und was sagt dieser kleine Zaunkönig?

— Er ist untröstlich über Deine Gefangenschaft.

Er behauptet, ohne Dich nicht existiren zu können und erklärte gestern bei der Abendtafel, wie ich heute von unserm Generalintendanten erfuhr, er werde viel lieber auf seinen Thron, auf dem er sich ohnehin weder heimisch noch behaglich fühlt, als auf Deinen Umgang verzichten . . .

— Caroline, hat er dies wirklich gesagt?

— Ja, guter Charles, ja.

— Siehst Du, dies macht ihm Ehre. Denn es beweist, daß er Geschmack und weit mehr Geist hat, als mancher seiner Feinde ihm zugesteht. O, ich kenne diesen vielgelästerten Jérôme. Er hat Mutterwitz, Geist, Scharfsinn, Esprit . . .

— Du, alter Freund, hast mehr Esprit, als er und sein Hof und wir Uebrigen, die wir nicht dazu gehören. Und darum fehlst Du ihm, wie Jedem von uns Allen. Ich weiß nicht, ob es Mangel an Geist oder Heiterkeit ist, daß wir Alle, die wir keine Deutsche sind, Dich schmerzlich vermissen und uns seitdem so verteufelt dumm und langweilig erscheinen. Der König spricht beständig nur von Dir. Schon vor vierzehn Tagen hat er ein tief gehorsamstes Schreiben an den kaiserlichen Othello gerichtet und ihn gnade- und wehmüthig gebeten, Deine lange Strafzeit abzukürzen und Dich noch ferner bei ihm in Kassel zu lassen . . .

— Und was hat man ihm geantwortet?

— „Pigault-Lebrun sera libre, si vous le renvoyez. Vous le garderez, s'il est traité trois

mois comme on doit traiter un prisonnier qui a merité la cachot.“*)

— Der Satan wasche diesen Mohren weiß! Und dennoch, theuere Freundin, bin ich froh, durch Dich zu erfahren, daß ich, nach dreimonatlichem carcere duro, wie wir gelehrten Lateiner sagen, hier am Hofe meines vielgeliebten Freundes noch länger verweilen und vorläufig nicht nach Paris, in die Hauptstadt jenes Molochs, der nie vergessen wird, daß ich ihn beleidigt habe, zurückzukehren brauche.

— Du bleibst bei uns, guter Charles, denn wir Schauspieler ohne Dich gleichen einer langweiligen Puppenkomödie ohne das Alles belebende Element des ewig heitern Bajazzo, einem römischen Carneval ohne Maskenscherz, einem Couplet ohne Refrain. Nun aber höre weiter, alter Pailasse. Auch die Königin, die, wie Dir bekannt sein wird, vor kurzem aus Scheveningen zurückgekehrt ist, hat sich vor einigen Tagen sehr lebhaft nach Dir erkundigt bei unserem Intendanten und bei allen Damen vom Theater, mithin auch bei mir, falscher Pavian! Auch sie hat mich beauftragt, Dich herzlich von ihr zu grüßen und Dir zu sagen, wie schmerzlich sie es bedaure, daß auf Befehl des Generals Rapp, der, beiläufig erwähnt, eine ganze

---

*) Wörtlich aus der Antwort des Kaisers an seinen Bruder: „Pigault-Lebrun ist frei, sobald Sie ihn zurückschicken; Sie können ihn bei sich behalten, wenn er drei Monate so behandelt wird, wie ein Gefangener, der es verdient hat, eingesperrt zu werden.

Rotte neuer Spione zurückgelassen hat, weder sie, noch selbst der König Dich während Deiner Haft besuchen darf.

— Woher mit Einem Male diese Herablassenheit? fragte Lebrun, der mit der Königin bisher nie auf gutem Fuße gestanden.

— Das will ich Dir sagen, Charles. Sie wünscht durch Dich hinter ein Geheimniß zu kommen, das sie ein klein wenig zu beunruhigen scheint. Vor allem Andern wünscht sie durch mich zu erfahren, ob Du dem Könige — besinne Dich, lieber Freund — irgend eine Art von Talisman geschenkt hast?

— Einen Talisman? fragte Lebrun ganz verwundert.

— Einen Talisman, der ihm, wie er ihr unter vier Augen anvertraute, Glück bringen soll . . .

— Ich habe ihm meine Freundschaft geschenkt . . .

— Diese Bagatelle meint sie nicht, wohl aber eine Andere . . . erinnerst Du Dich ihrer nicht?

— Nein, nicht im Geringsten!

— Hast Du dem Könige nicht irgend einmal den Zahn einer Fledermaus oder irgend eines andern Thieres geschenkt?

— So was ist mir niemals eingefallen . . .

— Und dennoch behauptet unser gemeinschaftlicher Freund, diesen Talisman nur von Dir und keiner andern Person erhalten zu haben.

— Jérôme behauptet es, dann muß es allerdings wahr sein. Sage der Königin, daß ich ihren ausgezeichneten Gemahl, dieses glänzende Muster ehelicher

Treue und Beständigkeit, noch niemals auf einem Abwege oder einer Lüge ertappt habe . . .

— Und dies sagst Du mir, Charles?

— Und warum nicht? Lieber., theuere Caroline, lasse ich mich steinigen als aushorchen über das, was außer ihm und mir Niemand, ja selbst Madame Durand nicht, erfahren soll. Ich will nicht hoffen, reizende Freundin, daß auch Sie jener vermaledeiten Rotte geheimer Auskundschafter angehören, die, wie Sie selber mir erzählt, dieser Schurke Rapp zurückgelassen hat...

— Alter Hanswurst, ist dies mein Dank?

— Verzeihung, schöne Colombine, wenn Dein aufrichtiger Arlequin Dir Unrecht gethan. An einem Hofe, wo es unter zehn Leuten mindestens eilf Spione giebt, ist ein Verdacht dieser Art vielleicht nicht ganz ungegründet . . .

— Charles, das ist abscheulich, ganz abscheulich . . .

— Aber vorsichtig, sehr vorsichtig, chère Caroline! In diesem Neste von Mouchards jeder Gattung traue ich meinem eigenen Bruder nicht, geschweige einer Frau, die mein königlicher Freund und Wohlthäter einmal geliebt und später — thöricht genug! — verlassen hat, einer Anderen zu Liebe!

— Und diese Andere, was ist sie?

— Eine Fledermaus, liebe Neugier, eine Fledermaus . . .

— Die auf den Namen Elisabeth hört?

— So fragt man einen Dummkopf aus, nicht

mich, Madame Durand. Sind Sie, würdige Freundin, nur darum gekommen, um mich über die Geheimnisse meines Herrn und Gebieters auszuforschen, dann bedauere ich unendlich, daß Sie fehlgegangen sind, denn ich bin Alles, nur kein Spion, Madame!

— Ah, so gefällst Du mir, Charles! O, wir lieben Dich nicht ohne Grund. Wir wissen besser vielleicht als jede Andere, daß Du ein alter Polisson, aber ein ehrlicher Franzose und kein Verräther Deiner Freunde bist. Umarme mich, küsse mich, treuer Hund. Mache mit mir, was Du willst. Schelte mich, züchtige mich, ehrliche Haut, halte Deine Caroline für leichtsinnig, für schlecht, aber glaube nicht, daß sie jemals so tief sinken könne, eine Spionin Napoleons, eine Verrätherin Pigault-Lebruns zu werden.

— Nun erst traue ich Dir wieder! sagte der Schriftsteller, die Sängerin zärtlich in seine Arme ziehend. Vernimm nun, gute Caroline, was Du der Königin, die Dich an mich abgeschickt, in meinem Namen erwidern sollst. Sage ihr, daß ich dem Könige allerdings — und zwar vor Jahren schon — einen Fledermaus-Zahn, wenn auch nicht als glückbringender Talisman, doch wenigstens als unschädliches Amulet gegen Kopf- und Zahnschmerzen geschenkt; sage ihr, daß er diesen Zahn schon lange vor seiner Heirath in Paris mit sich herumgetragen, und daß er seit jener Zeit sich frei von diesen Schmerzen fühlt! sage ihr endlich, daß auch ich sie grüßen und sie inständigst bitten lasse, bei ihrem erlauchten Gemahle die ganze Macht

ihres Einflusses anzuwenden, um Seine Majestät zu bewegen, meine Strafzeit trotz des kaiserlichen Willen und Befehles möglichst abzukürzen, damit Dein armer, von Langeweile gequälter Charles, in diesem Loche nicht so ganz und gar verzweifle, wie einst jener Graf Lauzun in den Mauern der Bastille. Dieser pflegte zum Zeitvertreibe eine Spinne. Pigault-Lebrun möchte, um sich Unterhaltung zu verschaffen, einen Floh abrichten . . . Darf ich mir einen suchen, Caroline?

Madame Durand gab ihm einen Backenstreich.

— Dies hast Du verdient, alter Schwätzer, entgegnete die Sängerin mit einem Lächeln, das an ein Scherzo aus G Dur erinnerte. Deines Auftrages, fuhr sie fort, werde ich mich pünktlich entledigen und nicht ermangeln, dem Könige zu sagen, daß er auf Gottes Erde keinen treuern Freund als Jenen hat, der auch der Meinige ist. Nicht wahr, Charles, Du liebst mich noch immer, wenn auch nicht mehr so sehr als früher, doch immer noch genug, um nicht daran zu zweifeln, daß auch ich Dich liebe!

— Du warst und bleibst das liebste Buch meiner kleinen Hand-Bibliothek . . .

— Und der Titel dieses Buches? fragte Caroline, ihn umhalsend.

— L'art d'être gaie! Die Kunst, immer heiter zu sein!

Und Beide küßten sich wie Kinder! — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Von allen Gaben, welche Mutter Natur einem weiblichen Wesen als Pathen-Angebinde in die Wiege gelegt, ist Heiterkeit des Geistes und des Herzens diejenige, welche das Weib und den Mann, dem es angehört, am meisten und dauerndsten zu beglücken vermag. Eine nur halb hübsche, aber beständig heitere Frau ist ein größerer Schatz, als eine vollkommene, ewig klagende, ewig traurige Schönheit. Schönheit des Körpers ist eine Eintagsfliege, Heiterkeit des Geistes ein wohlthuendes Immergrün, verschönend den Zauber der Häuslichkeit. Eine lachende Frau sündigt weniger, als Jene, welche ohne Unterlaß weint. Die Lachende will nur amüsirt, die Weinende aber auch getröstet sein; und darum kommt es, daß lachende Frauen in der Regel weit treuer und dauernder lieben, als jene melancholischen Schwärmerinnen, die sich für die unglücklichsten Geschöpfe halten, und sich tausendmal den Tod wünschen, weil sie nicht den Muth haben, das Leben mit allen Widerwärtigen so leicht zu ertragen, als die heitere Frau, die über gewisse Dinge — bei allem Ernste, doch zu lachen oder geduldig zu lächeln versteht. In der Heiterkeit liegt der höchste Reiz, die größte Macht des weiblichen Geschlechts. Der Lachenden lächelt das Glück! Die Weinende beweint sich selbst! — — —
— — — — — — — — — — — —

Napoleon, von der Kaiserin Josephine einst gefragt, ob er Frau von Staël oder Madame Recamier vorziehe, erwiderte: Unbedingt würde ich die Letztere vorziehen, denn Frau von Staël schreibt langweilige

Bücher und weint oft, ohne zu wissen warum, und Madame Recamier plaudert heitere Romane und lacht häufig, ohne zu wissen, weshalb. Wer aber lacht, der sündigt nicht!

Und so war auch Madame Durand. Die Heiterkeit ihres Geistes war das schönste Attribut ihres Umganges. Und sündigte sie auch dann und wann, so war sie doch immer eine lachende Sünderin, und keine so thränenreiche Büßerin wie Gräfin Siméon, die, da doch einmal die Rede von ihr ist, sich ihrer Reue und Zerknirschung dergestalt hingab, daß sie einmal auf dem Sprunge stand, dem gekreuzigten Heilande davon zu laufen, und sich ins Kloster der Trappistinnen zurück zu ziehen, wenn ihr Herr Gemahl und der König sie davon nicht zurückgehalten hätte.

Vom Bordell bis zum Kloster gibt's oft nur Einen Schritt, sagt Rivarol oder irgend ein Anderer. Wahrheit aber bleibt Wahrheit, gleichviel ob Lycurg oder Siméon, ob Shakspeare oder Heinrich Laube sie zuerst ausgesprochen hat.

---

## IV.

Bald darauf war Herr Arsène Pichon, Neffe des ehemaligen General-Intendanten des Staatsschatzes, von seiner viermonatlichen Reise durch Italien, über Mar-

seille und Paris nach Kassel zurückgekehrt und hatte dem Könige das, in dessen Auftrage gesammelte „Album berühmter Gräber" überreicht. Eine der letzten Reliquien, die er in Rom erbeutet hatte, waren einige Grashalme vom Grabeshügel des Kardinals Pietro Bembo und seiner berühmten und berüchtigten Freundin Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara. Jedes einzelne Blatt dieses in seiner Art einzigen Erinnerungsbuches, war mit passenden Versen französischer und italienischer Dichter geschmückt. Jérôme schenkte dem jungen Franzosen, der sich des Auftrages zur vollsten Zufriedenheit Seiner Majestät entledigt, 200 Napoleond'or und eine goldene Tabatière. Der arme Teufel war ganz Rührung. Gebürtig aus Brie im der Champagne, bewährte er die Wahrheit des alten Sprüchworts: „Quatre-vingt-dix-neuf moutons et un Champenois font cent bêtes," denn in der Freude seines Herzens vergaß er sich so weit, seinen königlichen Wohlthäter umarmen zu wollen.

— Ersparen Sie sich diese Mühe, sagte Jérôme und entließ ihn.

Noch an demselben Tage kehrte Herr Pichon nach Brie zurück.

---

## V.

Zehn Tage später (die Villeggiatura des Königs nahte ihrem Ende) machte die Königin, gänzlich uner-

wartet, ihrem erlauchten Gemahle einen Besuch auf seinem Capri.

— Ist Ihr Chargé d'affaires, fragte sie im Laufe des Gesprächs, noch nicht zurückgekehrt?

— Wen meinen Sie, Madame? fragte Jérôme.

— Sire, ich meine jenen jungen Landsmann, den Sie vor Monden auf Reisen geschickt, um für mich ein so hoch poetisches Album zu sammeln.

— Gut, daß Madame mich daran erinnert! Denken Sie sich meinen Schreck, Katharine! Jener junge Mensch ist . . .

— Doch nicht etwa gar gestorben, Sire?

— Dies gerade nicht; was aber strafbarer für ihn und schlimmer für uns, er ist mit Ihrem Album uns durchgegangen und hat es, wie ich vor einigen Tagen aus ganz sicherer Quelle in Erfahrung gebracht, in Neapel an die Lady Emma Hamilton, an die heimliche Geliebte des einarmigen Helden von Trafalgar, Viscount Horazio Nelson, für 500 Pfund Sterling verkauft.

— Welch' ein Verrath an Eurer Majestät!

— Anfangs hatte ich große Lust, dem undankbaren Schlingel, dem ich ein monatliches Reisegeld von 1000 Francs ausgeworfen, steckbrieflich verfolgen zu lassen, aber . . .

— Aber? wiederholte die ungläubige Frau Gemahlin.

— Graf Siméon hat mich davon zurückgehalten . . .

— Und aus welchem Grunde, lieber Jérôme?

— Blos darum, weil jener treulose Mensch ein Neffe unseres ci-devant General-Intendanten unseres Staatsschatzes, des in jeder Beziehung hochverdienten Herrn Pichon ist, der, wie leicht zu begreifen, sich schmerzlich gekränkt fühlen müßte, wenn einer seiner Anverwandten als betrügerischer Dieb durch Steckbriefe verfolgt würde . . .

— Sire, ich ehre vollkommen diese Rücksicht und billige Ihre Nachsicht, wiewohl ich Ihnen offen gestehe, daß der Verlust jenes schönen Geschenkes, auf das ich mich so sehr gefreut hatte, sehr zu Herzen geht!

— Trösten Sie sich, meine theure Gemahlin. Wir schaffen Ihnen bald ein Anderes.

— Ich halte Sie bei Ihrem Wort! Nun aber zu etwas Anderem, Sire! Wissen Sie, was der Grund meines heutigen Besuches ist? Ich will es Ihnen offenherzig bekennen, es führt mich zu Ihnen eine Bitte . . .

— O Madame, ich bitte zu bitten . . .

— Madame Caroline Durand — Sie kennen ja diese gute Frau — hat Herrn Legras de Vercagny, und dieser hat es mir erzählt, daß einer der treuesten Anhänger Eurer Majestät, Herr Pigault-Lebrun, seit länger als vier Wochen — Gott weiß aus welch' politischem Grunde! — in schwerem Kerker schmachtet, und dort aus Aerger und Langeweile fast verzweifelt. Sire, ich komme, um für diesen armen Teufel, der Ihnen einst — vor vielen Jahren schon, wie Madame Durand behauptet — den bewußten Talisman geschenkt, ein Wort

aufrichtiger Fürsprache einzulegen. Sire, ist es erlaubt, zu fragen, was der Getreueste Ihrer Getreuen verbrochen hat, daß Sie diesen „Bruder Lustig“ — wie der ganze Hof ihn nennt, — in den Kerker geworfen haben?

— Er ist ein gottloser Schlingel, Madame.

— Er ist der Beste Ihrer Freunde, Sire!

— Zugestanden, Madame; aber ich frage Sie selbst, ob dieser Titel ihm ein Recht giebt, Personen, die mir nahe stehen, Personen, denen ich Tausend Dank schulde, ungestraft beleidigen zu dürfen?

— Sire, wen hat Herr Lebrun beleidigt?

— Jérôme sah verlegen auf seine Nägel. Er überlegte einen Augenblick, dann antwortete er rasch gefaßt:

— Sie selbst, Madame, Sie selbst!

— Mich, Ihre Gemahlin? fragte Sie überrascht.

— Der Elende hat es gewagt, Sie zur Zielscheibe seines frechen Witzes zu machen. Er hatte sich erkühnt, das elende Bonmot zu machen, Katharina von Schwaben müsse noch bei Lebzeiten heilig gesprochen werden . . .

— Und weshalb? fragte die Königin bestürzt.

— Weil sie gleich Ihrer Namensschwester in Schweden, wenn auch nicht in Rom, doch in Scheveningen einige Male ernstlich in Gefahr gerieth, entführt und von einem italienischen Abenteurer entehrt zu werden.

— Wie, dies wagt er zu behaupten?

— Sie sehen, Madame, wir wissen Alles und wenn wir so nachsichtig sind, den Fehlern Anderer gegenüber ein Auge zuzudrücken, so geschieht das, aufrichtig gesagt, weniger aus Großmuth, als aus der ruhigen Ueberzeugung, daß auch wir — vielleicht noch mehr als Sie — großer Nachsicht bedürfen . . .

— Ihr Freund, Sire, ist ein Verleumder!

— Der Ihrige, Madame, ist ein Fat, erwiderte Jérôme und begann dann den ersten Vers jener italienischen Romanze anzustimmen, die er am Morgen nach ihrer Rückkehr aus ihrem Busenstreife herausgefischt hatte . . .

— Sire, Sie thun Ihrer Frau Unrecht, betheuerte die Königin tief gekränkt.

— Ich vergebe Ihnen, Madame, aber schweigen wir darüber! Doch, um wieder auf Lebrun zurückzukommen. Es sollte mir Leid thun, wenn Ihre Majestät ihn verkennen würden. Nicht er, wohl aber andere Lästerzungen Ihres eigenen Hofstaats haben es gewagt, Sie zu verdächtigen. Ich habe dazu geschwiegen und gelacht; denn Eifersucht, Madame, ist nicht blos albern, sondern geradezu lächerlich, und ließe man mir die Wahl, dann möchte ich am Ende lieber „Cocu“ als „Ridicule“ sein!

— Welch' herrliche Grundsätze, mein Herr Gemahl!

— Nehmen Sie mich, wie ich bin! Ich kann Alles, nur nicht heucheln! In Bezug auf Lebrun, für den Sie ein Wort der Fürsprache einlegen gewollt,

sind mir leider die Hände gebunden. Nicht Sie, Madame, sondern meinen Bruder Napoleon den Großen hat er beleidigt und auf Befehl des Kaisers muß der arme Teufel drei volle Monate — und keine Stunde mehr und keine weniger — im Kerker brummen und zum Zeitvertreibe, wie Madame Durand Uns oder, richtiger gesagt, dem Intendanten unserer Schauspiele rapportirt hat — eines jener kleinen Thiere dressiren, das Meister Etienne Pasquier, im Jahre 1579 zu Poitiers auf dem blendendweißen Halse des Fräuleins Katharine Desroches ertappt und zum Gegenstande einer Gedichtsammlung gemacht, zu der, außer ihm, Harlay, Razin, Scaliger, Scevola de Sainte-Marthe, Blant und Chopin und selbst die Inhaberin des in allen Sprachen besungenen Insects ihr poetisches Contingent geliefert haben.*)

— Irre ich nicht, dann meinen Sie . . .

— Einen Floh, Madame, einen unschuldigen Floh. Gott weiß, wem Freund Lebrun seinen künstlich abgerichteten Floh später in's Ohr setzen wird.

— Der arme Teufel dauert mich, Sire . . .

— Mich ebenfalls, Madame, und doch kann ich ihm nicht helfen!

— Dann ist also meine Bitte vergeblich, sagte die

---

*) Diese Blumenlese, griechische, lateinische, englische, französische, italienische und spanische Verse enthaltend, erschien im Jahre 1582 in einem Quartband unter dem Titel: „La Puce de Mademoiselle Desroches“ (der Floh des Fräuleins Desroches) und gehört zu den größten Seltenheiten des französischen Facéties.

Königin, sich erhebend. Gestatten Sie mir nun, mich entfernen und den Rest dieses reizend-schönen Herbstnachmittags zu einem kleinen Spaziergange benutzen zu dürfen?

— Und wohin wollen Sie, liebe Freundin?

— Mit Ihrer Erlaubniß nach der Löwenburg.

— Nach der Löwenburg? wiederholte Jérôme erschreckt. Und welche Absicht führt Sie hin?

— Ich wünsche unsern Castellan zu sprechen.

— Ah, den alten Gauner Nicodemus Grün! Dies kommt mir sehr verdächtig vor! dachte er still vor sich hin. Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten? fragte er dann mit einer Miene, die halb süß, halb sauer war.

— Ich will Sie durchaus nicht stören. Eine meiner Hofdamen wird mich hinbegleiten . . .

— Und der Name dieser Begleiterin?

— Auch dies interessirt Sie, zu wissen? Sire, ich habe niemals Geheimnisse . . . Gräfin Berlepsch wird mich hinbegleiten . . .

— Gehen Sie mit allen Heiligen, Madame. Grüßen Sie von Uns den alten, braven, biedern Nicodemus Grün . . .

— Und sonst keine Person dieses Namens? fragte Katharina, ihrem Gemahle auf den Zahn fühlend.

— Keine, Madame, keine! erwiderte der König, der durch diese Frage in neue Verlegenheit gerathen war.

— Auf Wiedersehen im Schloß zu Kassel! sagte die Königin, ihm die Hand reichend.

— In acht Tagen verlassen wir Capri, erwiderte Jérôme und küßte zärtlicher als gewöhnlich die Entenpfotenfarbe ihres Handschuhes.

Die Königin begab sich in Begleitung der Gräfin Berlepsch nach der Löwenburg. Jérôme begab sich auf die Jagd. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Es war ein malerisch=schöner Herbsttag. Der duftig blaue, nur hier und da von weißen Lämmerwolken durchzogene Saphirhimmel, die tausendfachen Schattirungen des in alle Farben des Regenbogens spielenden Laubschmuckes, die tausendfarbigen Blüthen der Stern= und unzählig anderer Herbstblumen, die fliegenden Fahnen des sogenannten Altweibersommers, die gelblichroth gefärbten Blätter, die frühzeitiger als die anderen vereinzelt hernieder flatterten, die letzten Lieder der Abschied nehmenden Singvögel versetzten die beiden Lustwandlerinnen in jene Stimmung, die ganz mit der Jahreszeit übereinstimmend, mehr melancholisch als heiter zu sein schien.

Die Königin hatte lange Zeit geschwiegen. Endlich brach sie das düstere Schweigen.

— Gräfin Agnes, begann sie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, wissen Sie mir zu sagen, was Liebe ist?

— Liebe, antwortete Frau von Berlepsch, die in diesem Gebiete heimischer als in jedem andern zu sein

schien, ist nach der Ansicht des Grafen Gabriel Oxenstierna, die schönste und närrischste aller Leidenschaften Sie war es, die dem Hercules die Keule geraubt und ihn zum Spinnrocken erniedrigt hat. Liebe, Majestät, ist die Tarantel des Herzens, die aus dem Poltron einen Helden, aus dem Geizhals einen Verschwender und aus dem Weisesten der Weisen einen Narren macht . . .

— Und haben Sie, gelehrte Freundin, auch schon über die Quelle und den Ursprung dieser Leidenschaft nachgedacht?

— In früherer Zeit mehr als jetzt. Wenn die Jugend, die ein Franzose den „Rahmen der Liebe" genannt, ihren ersten Schimmer eingebüßt hat, denkt sie ruhiger, aber auch klarer über das verschleierte Bild von Sais nach und gelangt dann nach und nach zu der traurigen, aber untrüglichen Ueberzeugung, daß jenes Bild eine Phantasmagorie, ein Schattenbild, eine Täuschung ist. Diese Illusion der Seele entspringt nach meiner Ansicht, im Herzen der Frauen aus Bewunderung für irgend eine Vollkommenheit, im Herzen der Männer aus Mitleid. Weibliche Liebe rankt sich wie Epheu um die Eiche, die ihm eine Stütze gewährt; männliche Liebe hingegen gleicht der Muschel, die der kranken Perle Schutz verleiht. Liebe ist eine gegenseitige Hinneigung zweier Gegensätze. Blonde Männer pflegen in der Regel brünette Frauen, wie blonde Frauen umgekehrt größtentheils brünette Männer lieben. Große Männer fühlen sich zu kleinen, kleine zu großen Frauen

hingezogen. Glühende Seelen schwärmen für kalte Herzen. Les extrèmes se touchent, sagt eine alte Wahrheit. Und gleich wie das schwache Weib sich zu dem starken Manne hinneigt, fühlt sich der starke Mann zu dem schwachen, kränkelnden, hilflosen Weibe hingezogen. Beim Manne ist also Mitleid der erste Anstoß zum Mitgefühle; aus dem Mitgefühle entwickelt sich Sympathie, aus der Sympathie die Liebe. Gesunde verlieben sich häufig in Kranke. Der Engländer empfindet einen ganz besondern Reiz für Frauen, welche in der vollsten Blüthe der Hektik stehen, wie umgekehrt hektische Frauen am häufigsten für solche Männer schwärmen, welche ein Bild strotzender Gesundheit sind. Die schwindsüchtige Maria von Beaumarchais zerfloß in Bewunderung für den kerngesunden Clavigo, während Ludwig XIV. in der vollsten Blüthe seiner Kraft für die schwächliche, hinfällige Louise de La Vallière in Mitleid zerfloß. Liebe, die aus Bewunderung entspringt, wird, nach meinem Dafürhalten, nie so glühend und ausdauernd sein, wie jene, die ihren Ursprung aus der Quelle des Mitleids herleitet. Der Reiz der Sinnlichkeit verwelkt wie alles Andere im Leben. Der Zauber des Mitleids, die Magie der Sympathie überdauert Alles.

— Nach Ihrer Ansicht, liebe Gräfin, müßte eine Frau, um dem Manne Liebe einzuflößen, vor Allem ein Gegenstand seines Mitleids werden; sie müßte leidend sein, um in seinen Augen liebenswürdig zu erscheinen. Dies, schöne Agnes, scheint mir parador.

— Die Liebe liebt das Paradoxe! Das, was dem kalten Verstande widersinnig erscheint, hat in den Augen der Liebe oft tiefern Sinn und höhere Bedeutung als die verständigste That.

— Sie denken wie eine jener weisen Richterinnen am Minnehofe Ermengardens von Narbonne . . .

— Erlauben Sie mir ein Beispiel anzuführen. Eine der schönsten Damen jener Cour d'amour, Etiennette de Saluces, legte einem ihrer Troubadours die grausame Verpflichtung auf, ihr einen untrüglichen Beweis seiner treuen Liebe, seines aufopfernden Gehorsams dadurch zu geben, daß er ihr gegenüber ein ganzes, volles langes Jahr das tiefste Schweigen beobachte und sich auch Andern gegenüber nie ein Lob über sie erlaube. Elf Monate und neunundzwanzig Tage hatte Ritter Albert von Saverdan sein Gelübde auf das Gewissenhafteste erfüllt. Am letzten Tage seiner schweren Prüfungszeit, war es einem seiner Nebenbuhler eingefallen, sein Schweigen auf die letzte Probe zu stellen, dadurch, daß er sich lieblose Schmähungen erlaubte auf die Dame seines Herzens. Da brach der Ritter von Saverdan sein monatelanges Schweigen und forderte vom schamlosen Verleumder blutige Genugthuung. Und darum, weil er sein Schweigen gebrochen, wollte Fräulein von Saluces ihn verstoßen, laut Paragraph zwei, der Gesetze des Königs Artus . . .

— Und wie lautet jener Paragraph?

— Der Codex des Minnehofes sagte:

„Wer nicht liebt mit treu verschwieg'nem Sinne,
Der ist unwerth jedes Glücks der Minne!“

— Mir scheint diese Stelle nicht zu passen . . .

— O doch, denn in der Aufwallung eines edlen Zornes war ihm das unvorsichtige Wort entschlüpft: ihr jungfräulicher Mund habe noch niemals einen Andern geküßt, als ihn . . .

— Und seine Strafe dafür?

— Bestand darin, daß Ritter Albert von Saverdan vom Minnehofe sich verurtheilt sah, die Geliebte seines Herzens ein ganzes Jahr nicht berühren zu dürfen.

— Und fügte er sich dieser Strafe?

— Darüber schweigt meine Chronik! erwiderte Gräfin Berlepsch.

Während dieses Gesprächs hatten sich Beide einem Cathalpa=Baume genähert, unter dessen smaragdenem Blätterdache auf einer Bank von geflochtenem Rohre eine Jungfrau saß, die, vertieft in das Anschauen eines auf ihrem Knie ausgebreiteten Buches, das leise Herannahen der Damen nicht zu bemerken schien.

Katharina blieb stehen und betrachtete sie.

— Welch' reizende Erscheinung! flüsterte die Königin.

— Die Hektik in ihrer schönsten Blüthe! bemerkte die Gräfin.

— Gräfin, kennen Sie diese kranke Schönheit?

— Sie ist, wenn ich nicht irre, die Nichte des Schloßcastellans von der Löwenburg . . .

— Und ihr Name? fragte Katharina gespannt.

— Elisabeth Grün!

— Ach, ich beneide dieses hübsche Kind! hauchte Ihre Majestät mit schwerem Seufzer.

— Und um was, meine hohe Gebieterin?

— Und meine Agnes kann noch fragen? Glauben Sie, ich hätte vergessen, was Sie vor wenig Augenblicken mir gesagt haben? Ich beneide sie um ihre Hektik.

— Ja, ja, sie ist fürwahr beneidenswerth!

— Worin so vertieft mein schönes Kind? fragte Jérôme's Gemahlin plötzlich näher tretend.

— Ach mein Gott! schrie die Arme, das Buch unwillkürlich zuschlagend.

— Verzeihe, wenn wir Dich erschreckt haben! Kennst Du vielleicht Eine von uns?

— Sie sind die Königin, sagte die Jungfrau, ihre Augen zitternd zu Boden schlagend.

— Du zitterst, arme Kleine? Fürchtest Du Dich denn vor mir?

Elisabeth schwieg und wagte es nicht, ihren Blick zu erheben.

— Sieh' mich an, gutes Kind. Ich bin nicht bös und wüßte keinen Grund, weshalb Du mich zu fürchten hättest. Fasse Muth, schmucke Dirne, und sage uns, welch' schönes Buch Deine Aufmerksamkeit vorhin so sehr gefesselt hat, daß Du uns früher nicht bemerkt hast . . .

— Majestät, stammelte Elisabeth, dieses Buch ist . . .

— Vermuthlich ein anziehender Ritter= oder Räuber=Roman? spöttelte Gräfin Berlepsch.

— Keines von Beiden, gnädige Frau.

— Ei, was denn sonst, fragte Katharina.

— Ein Album, Majestät!

— Ein Album? wiederholte die Königin, auf deren Antlitz sich alle Kennzeichen eines unangenehmen Vorgefühls abspiegelten. Ich bitte, zeige mir Dein Album . . .

— Hier ist es, sagte Elisabeth, ohne die Königin anzublicken.

— Ein Album von Gräbern gefeierter Liebespaare! O mein Gott! rief Ihre Majestät, plötzlich so bleich wie eine Hostie.

— Was fehlt Ihnen? fragte die Gräfin.

— Nichts, liebe Freundin, nichts, gar nichts! Der Anblick dieses Albums erinnert mich . . .

— An wen? fragte die neugierige Hofdame.

— An einen Todten, der mir einstens theuer war, erwiderte Katharina mit schwerem Seufzer. Aber, lassen wir die Todten ruhen und wenden wir uns zu den Lebenden. Sage mir, Kind, wer gab Dir dieses hübsche Album?

Elisabeth befand sich in peinlicher Verlegenheit. Zum ersten Male in ihrem Leben sah sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, eine Lüge sagen zu müssen.

— Es ist ein Geschenk meines Bruders, stotterte sie und zitterte dabei wie Espenlaub.

— Und wo befindet sich dieser Bruder?

— In diesem Augenblicke in Nord-Amerika . . .

— Das ist ziemlich weit von hier, bemerkte die Königin, die ein spöttisches Lächeln nicht zurückdrängen konnte. Sonderbarer Zufall! setzte sie dann hinzu. Ein Album ähnlicher Art wurde mir zugesagt . . .

— Von wem, Majestät? fragte Gräfin Berlepsch.

— Von einem Landsmanne meines Gemahls . . . Höre, liebes Kind, wir haben eine kleine Bitte an Dich . . .

— Was befehlen Ihre Majestät? fragte Elisabeth.

— Du mußt so freundlich sein, mir dieses wunderhübsche Geschenk Deines Bruders auf kurze Zeit zu leihen . . .

— Ihr Wunsch, Majestät, ist mir Befehl!

— Du bist zu artig, schmuckes Kind! In längstens acht Tagen werde ich's Dir zurückstellen. Empfange vorläufig meinen Dank und die Versicherung, daß mir Dein Album eine überaus große Freude gewährt, meine schöne Elisabeth . . .

— Wie, Majestät! ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein? fragte die Jungfrau mit überraschtem Lächeln.

— Himmel, was sehe ich! rief Katharina.

— Was sehen Ihre Majestät? fragte Agnes.

— Nichts, meine gute Gräfin, gar nichts, sagte die Königin, die sich rasch zu fassen verstand. Elisabeth, fuhr sie fort, es hat mich gefreut, Dich näher kennen zu lernen. Ich danke Dir im Namen meines Gemahls . . .

— Wofür, Majestät? fragte Jene neu erschreckt.

— Für die Freundlichkeit, mit der Du mir Dein Album leih'st. Aengstige Dich nicht, mein gutes Kind . . . es soll Dir keinen Schaden bringen. Leb' wohl, Kleine, und vergiß mich nicht! fügte sie mit freundlichem Lächeln hinzu und entfernte sich mit Ihrer Begleiterin.

Elisabeth sank halbtodt auf die Bank.

— Sie scheint Alles, Alles zu wissen, stöhnte das arme Kind und bedeckte ihr leichenblasses Gesicht mit beiden Händen und große, heiße, schmerzvolle Thränen quollen durch die zitternden Finger.

— Ihre Majestät scheinen bewegt, sagte Agnes.

— Ich habe eine traurige Entdeckung gemacht. Diese hektische Schönheit, in deren schönem Munde mir eine Zahnlücke aufgefallen, ist, wie ich jetzt positiv weiß . . .

— Die Nichte des Schloßcastellans Nicodemus Grün.

— Und nebenbei die Fledermaus Seiner Majestät. Ah, nun ist sein Geheimniß durchschaut . . .

— Ein Geheimniß? fragte Jene voller Neugier.

— Das mich namenlos unglücklich macht, erklärte die Königin, aus deren Augen sich eine Thräne stahl.

Gräfin Berlepsch schüttelte schweigend den Kopf. Die Königin sprach keine Sylbe mehr. In schmerzliche Gedanken versunken kehrte sie, das Album in der Hand, nach dem Schlosse zurück. Niedergeschlagen warf sie sich in ihren Wagen und fuhr betrübter als je nach Kassel.

---

## VI.

Schon am andern Morgen machte Jérôme der Königin einen Gegenbesuch in der Residenz, weniger aus Aufmerksamkeit, als aus Neugier, zu erfahren, ob sie in der Löwenburg gewesen sei. Sein böses Gewissen hatte ihn etwas ängstlich gemacht; er fürchtete, daß das Geheimniß seiner Liebe zu Elisabeth seiner Gemahlin verrathen worden sei und machte sich auf eine eheliche Gardinen-Predigt gefaßt.

In dem Augenblicke, als seine Ankunft der Königin gemeldet wurde, blätterte sie in jenem Album, das er ursprünglich für sie bestimmt, später aber, vermuthlich einer Anwandlung von Reue über seine malplacirte Aufmerksamkeit, der Königin seines Herzens als einen neuen Tribut seiner aufrichtigen Huldigung verehrt hatte. — Katharina schob das Corpus delicti

seiner Wortbrüchigkeit auf den Tisch und deckte es, statt mit dem Mantel christlicher Liebe und Nachsichtigkeit, mit einem persischen Shawl zu, der auf ihrem Sopha lag.

— Ich halte es für eine eben so heilige, als angenehme Pflicht, begann Jérôme, Sie zu fragen, wie Ihnen Ihr gestriger Ausflug nach meinem Capri bekommen ist?

— Sire, ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. Es war ein Nachmittag, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde.

— Und warum, meine theure, angebetete Katharina?

— Ich befand mich in einer wahrhaft unbeschreiblichen Stimmung von Heiterkeit und Wehmuth. Ich dachte zurück an meine Jugend, an den schönen Lenz unserer Liebe . . . Der Anblick des fallenden Laubes erinnerte mich, daß der Herbst gekommen, wo die Blumen sich entfärben und die Bäume zu entblättern . . .

— Ah, ah, Madame beginnt zu sticheln, dachte der König, während er gähnend mit einer der silbernen Troddeln des Divans spielte, auf welchem er an der Seite seiner Gemahlin saß. Auch der Herbst hat sein Schönes, warf er hin . . .

— Für Sie vielleicht, mein Herr Gemahl . . . mich stimmt er traurig . . .

— In diesem Falle, Madame, bedaure ich, daß es nicht in meiner Macht liegt, decretiren zu können, daß

in meinem, in unserm Reiche, wollte ich sagen, ein ewiger Frühling herrsche . . .

— Fürwahr, Sie sind der galanteste Ehemann . . .

— Ja, ja, Madame, dies bin ich! Ihr Gemahl darf, ohne unbescheiden zu sein, kühn behaupten, daß ihn Niemand an gutem Willen übertrifft, seiner Frau gegenüber ein Musterbild der vollkommensten Aufmerksamkeit zu sein . . . ich darf dreist behaupten, daß Wir jeden Ihrer leisesten Wünsche nicht blos errathen . . .

— Sondern auch erfüllen . . .

— Natürlich! Oder glauben Sie vielleicht das Gegentheil?

— O nein, Sire! Denn eine meiner Tugenden ist Dankbarkeit.

— Das freut mich, Madame, und um Sie zu überzeugen, daß Sie wahrlich keinen Grund haben, mit Ihrem Gatten in irgend einer Beziehung unzufrieden zu sein, erlaubt er sich, Sie zu bitten, Ihnen einen jener errathenen Wünsche, als einen neuen Beweis seiner unergründlichen Aufmerksamkeit überreichen zu dürfen. Statt des Ihnen zugedachten Gräberalbums, mit welchem, wie Sie wissen, jener vermaledeite Schlingel mir durchgegangen ist, bringe ich Ihnen hier eine Kleinigkeit, die Sie vielleicht nicht minder interessiren wird, sagte Jérôme, ziemlich phlegmatisch in seine Rocktasche greifend und langsam ein in rothen Maroquin gebundenes Buch hervorziehend.

— Ah, Sire, Sie bringen mir?

— Einen alten Roman meines Bruders Lucian, betitelt „Marie, ou les peines de l'amour.“*)

— Ich bin Ihnen dafür unendlich dankbar, denn in der That habe ich schon längst gewünscht, Seine Majestät, den König von Holland, den Gemahl der liebenswürdigen Hortense, auch als Schriftsteller kennen zu lernen.

— Das Ding wird Sie amüsiren, Madame. Bruder Louis ist weder so entsetzlich langweilig, wie Bruder Joseph in seinem Roman „Moina ou la villageoise du Mont-Cenis,“**) die Ihnen gleichfalls zu Diensten steht, noch so continental prüde wie Bruder Lucian's „Stellina,“ bei deren Lectüre Unser Einer den Gähnkrampf bekommt . . .

— Wunderbar, Sire, drei Ihrer Brüder haben sich im Gebiete des Romans versucht. Nur Sie, mein liebenswürdiger Herr Gemahl . . .

— Nur ich, meine angebetete Katharina, habe die Legion langweiliger Federhelden nicht vermehren wollen und mich in meiner mir angeborenen Bescheidenheit begnügt, die Romane meiner Brüder lächerlich zu machen, ohne selbst etwas zu schreiben, was geeignet wäre, auch mich dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich bin durchaus nicht ehrgeizig, Madame, und gönne den spottbilligen Ruhm, ein gelehrter Schrift-

---

*) Die erste Auflage erschien zu Paris im Jahre 1800.

**) Erschien im Jahre 1799 ohne Namen des Verfassers.

steller zu sein, herzlich gern jenen armen Teufeln, die davon leben müssen . . .

— Und doch hat selbst der große Kaiser sich herabgelassen, sein Glück auch als Schriftsteller zu versuchen. Am Hofe meines vielgeliebten Vaters las ich sein Buch „le Souper de Beaucaire."*)

— Das schrieb Bruder Napoleon in Nizza, als er noch Premier-Lieutenant im vierten Artillerie-Regimente war . . . jetzt, als Kaiser der Franzosen, würde er sich schämen, diesen sogenannten „Gens de lettres" ins Handwerk zu pfuschen, wie die Könige von Spanien und von Holland und wie jener republikanische Duckmäuser, der sich mit dem einfachen Titel „Prinz Lucian" begnügt. Doch um auf etwas Amüsanteres zu kommen. Sind Sie gestern auf der Löwenburg gewesen?

— Nein, Sire!

Es fiel ihm ein Alp vom Herzen.

— Und was hat Sie davon zurückgehalten? fragte er mit wachsender Sicherheit.

— Eine Fledermaus, Sire, lächelte die Königin.

— Sie reden wie jene vorsündfluthliche Sphynx in unverständlichen Räthseln. Leider bin ich kein Oedipus, der sie zu lösen vermag. Jene Fledermaus, von der sie so eben zu sprechen geruht, war vermuthlich . . .

— Eine kleine, ganz allerliebste, in himmelblauem Jaconnet gehüllte Fledermaus, die sich vor allen andern

*) Kam 1793 zuerst in Avignon heraus.

Mäusen ihres Gleichen durch eine ganz abscheuliche, ihren hübschen Mund ganz auffallend entstellende Zahnlücke auszeichnet . . .

— Ah, Madame, Sie meinen also . . . .

— Weiter nichts, als eine Fledermaus, die mir, jenen fehlenden Zahn abgerechnet, passabel hübsch und ziemlich unschuldig vorkam; doch möchte ich, Sire, Letzteres nicht geradezu beschwören, denn „stille Wasser sind oft die betrüglichsten" . . .

— Madame, sagte der König, der sich durch die boshafte Anwendung dieses Sprüchworts an der verwundbarsten Stelle seines Herzens getroffen fühlte, ich bürge für die Unschuld dieser Jungfrau . . .

— Wie, Majestät, Sie kennen diese Unschuld?

— Ja, Madame, vom Sehen, par distance . . .

— Und finden nicht auch Eure Majestät, daß diese Maus viel niedlicher als manche andere ihrer Gattung ist?

— Der Geschmack, Madame, ist sehr verschieden . . .

— Ich will Ihnen den Meinigen durchaus nicht aufdrängen, kann aber nicht unterlassen, Ihnen freiwillig zu bekennen, daß die Kleine, namentlich aus der Ferne betrachtet, gar nicht übel ist und — etwas Hektik abgerechnet — stellenweise gar nicht uninteressant sein mag . . .

— Besonders dann, entgegnete Jérôme, den die ruhige Malice seiner Frau allmählig mehr und mehr aus der Fassung gebracht hatte, wenn man dieses arme, unschuldige und — wie Sie richtig bemerken — leider

etwas hektische Geschöpf mit jenem singenden Schwane vergleicht, der sich dann und wann mit süß-frommer Miene, als ob er kein Wasser trübe, sich in fremde Gewässer verirrt . . .

— Sire, ich finde, daß derlei Anspielungen . . .

— Hier ganz am rechten Platze sind. Schlagen Sie meine Dogge, Madame, dann prügle ich Ihren Schooßhund, Ihren Bologneser, oder noch deutlicher ausgedrückt, Ihren Turiner . . .

— Jérôme, dies ist mehr als malitiös . . .

— Das ist grob, ich gebe es zu, aber wahr, sehr wahr, Madame, eben so wahr, als jenes alte Sprüchwort, welches uns den weisen Rath ertheilt: „Wer ein gläsernes Dach hat, soll Andere nicht mit Steinen werfen.“

— Sire, Sie glauben also immer noch? fragte die Königin wieder einlenkend.

— Ich glaube Alles und glaube Nichts. Ganz, wie Sie es wünschen, Madame!

— Am Ende glauben Eure Majestät also auch an das, was geradezu unglaublich ist?

— Madame, was im Leben wäre unglaublich?

— Unglanblich, Sire, wäre z. B. der Fall, daß Jemand vier, fünf Monate lang irgend einen andern Jemand auf Reisen schickt mit dem Auftrage, eine Menagerie von wilden Thieren anzukaufen und daß dieser auf Reisen geschickte Jemand ein so undankbarer Patron sein könnte, jene für den zu Hause gebliebe-

nen Jemand erstandene Menagerie einem Andern zu verkaufen.

— Auch dieser Fall ist schon dagewesen.

— Ich weiß es, Sire, und denke dabei mit gerechtem Schmerze an jenes werthvolle Album, welches ursprünglich für mich bestimmt, durch unverschämten Betrug in den Besitz einer schlauen Maitresse — Sire, ich meine Lady Emma Hamilton — gerathen ist.

— Das Geschehene läßt sich nicht ändern, Madame. Der König von Westphalen kann deshalb jener Lady nicht den Krieg erklären. Sie müssen denken, Madame, jenes fatale Album habe eine andere Bestimmung gehabt . . . Sie müssen darauf Verzicht leisten und sich bemühen, es endlich einmal zu vergessen.

— Sire, dies ist auch mein Wille, sagte die Königin, und zog wie durch Zufall den Schleier von der königlichen Lüge weg.

Als Jérôme auf dem Tische das bewußte Album erblickte, war ihm zu Muthe, wie einem Verbrecher, der sich von der Grausamkeit eines unmenschlichen Richters zu der Strafe verurtheilt sieht, tausend Stück englische Nähnadeln zu verschlingen, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Er hustete so heftig, als ob ihm jene Nadeln bereits in der Kehle säßen, und trotz der Qual, die er litt, sagte ihm sein Verstand, daß es klüger sei, zu thun, als sähe er das Album nicht, und zu schweigen, als den Erstaunten zu spielen und sich dadurch noch tiefer in das Dickicht der Verlegenheit hineinzureiten.

— Gestatten Sie, theure Katharina, daß ich Sie jetzt verlasse . . . Geschäfte rufen mich in den Staatsrath . . . Mein erhabener Bruder rüstet sich in aller Stille zu einem neuen Kreuzzuge gegen Rußland. Gestern Nacht sind mir allerhöchste und geheime Edicte darüber aus Paris zugekommen. Auch Westphalen muß ein Contingent zu diesem Kriege stellen. Mein Bruder begehrt dreißigtausend Mann von mir. Das kostet Geld, sehr viel Geld!

— Und wo es hernehmen? fragte Katharina.

— Was kümmerts mich. Dies ist die Aufgabe meines Siebenschläfers. Malchus muß es herbeischaffen, denn dafür habe ich diesen Deutschen zum Minister und noch obenein zum Grafen gemacht. Geld muß er schaffen. Schafft er keins, dann jagen wir ihn fort, car tel est notre bon plaisir! Meine Pflicht ruft mich fort. Auf Wiedersehen, Madame, auf Wiedersehen, sagte Jérôme und warf, als ob durchaus Nichts vorgefallen wäre, seiner Gemahlin einen Kußfinger zu.

— Es ist vorbei! sagte die Königin.

---

## VII.

Noch an demselben Tage sandte Jérômes Gemahlin, nachdem sich die erste Aufwallung ihrer ehelichen Entrüstung gelegt hatte, einen eisgrauen, treuherzigen, aber etwas einfältigen Diener aus ihrer schwäbischen

Heimath nach der Löwenburg, um der „königlichen Fledermaus“ (wie Elisabeth Grün seitdem am neiderfüllten Hofe zu Kassel hieß) etwas einzuhändigen.

— Wohnt hier des Königs Fledermaus? fragte der ehrliche Schwabe den vor der Thüre stehenden, seine Pfeife rauchenden Onkel.

— Hier wohnt weiter Niemand als ich und meine Nichte . . .

— Und wie heißt sie?

— Ich heiße Nicodemus . . .

— Ich meine Ihre Nichte . . .

— Meine Nichte heißt Elisabeth Grün . . .

— Die suche ich und wo finde ich sie?

— Die finden Sie in ihrem Bette.

— Schlafen die Fledermäuse auch bei Tage?

— Das weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß meine Nichte seit gestern Abend krank, sehr krank ist, und daß ich jeden Augenblick den Leibarzt des Königs erwarte . . .

— Vielleicht wird sie gesund, wenn Sie mich zu ihr führen. Ich komme von der Frau Königin und bringe was . . . .

— Schwabe, was bringen Sie? . . .

— Etwas, das ich keinem Andern, als ihr selbst geben darf.

— Ich will Sie zu ihr führen.

Nicodem ging voran, der Schwabe folgte ihm. Die Kranke lag in ihrer Kammer. Als sie den Diener mit der königlichen Livree eintreten sah, erhob sie sich

mühsam in ihrem Bette und fragte mit schwacher Stimme:

— Was bringen Sie mir.

— Einen Brief von Ihrer Majestät der Königin, sagte der Alte, ihr das Schreiben überreichend.

Mit zitternder Hand erbrach sie das königliche Siegel und las den Inhalt:

„Anbei folgt Ihr hübsches Album zurück. Ich sage Ihnen meinen besten Dank und schicke Ihnen gleichzeitig ein kleines Andenken. Möge dieser Ring mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens Sie daran erinnern, daß am Hofe zu Kassel eine Frau lebt, die sich nennt

Katharina von Würtemberg."

Elisabeth sank erschöpft auf ihr Kissen. Das Billet glitt auf den Boden herab. Nicodem hob es auf und las. Dann betrachtete er das königliche Geschenk. Es war eine ziemlich große, blau emaillirte ovale Goldplatte, in deren Mitte ein aus Diamanten gebildetes K prangte.

Onkel Shylock taxirte den Werth der Steine und sagte halblaut zu sich selbst:

— Dieser Ring ist unter Brüdern hundert Dukaten werth. Danken Sie Ihrer Majestät im Namen meiner kranken Mündel, sprach er zum Diener, der gleich darauf die Kammer verließ.

Eine halbe Stunde später kam Doctor Personne. Er fühlte den Puls der Kranken und fand ihren aufgeregten Zustand ziemlich bedenklich.

— Es ist ein Nervenfieber im Anzuge, sagte er zum Onkel. Die Kranke bedarf vor Allem großer Ruhe und keiner neuen Gemüthsaufregung. Niemand darf jetzt bei ihr zugelassen werden.

— Auch Seine Majestät der König nicht?

— Auch er nicht, erklärte der Arzt, eine Prise nehmend und alsdann eine Gabe Phosphor verschreibend.

Und gleich darauf entfernte er sich.

Eine Stunde später kam der König.

— Was macht Elisabeth? fragte er den sich vor der Thüre sonnenden Oheim.

— Majestät, die Arme scheint zu schlafen . . .

— Ich muß sie sehen, muß sie sprechen . . .

— Niemand — so lautet der strenge Befehl des Arztes — darf bei ihr zugelassen werden . . .

— Der König ist mehr als Niemand, sagte Jérôme, schob den Onkel bei Seite und eilte in die Kammer der Kranken.

Elisabeth hörte nicht sein Kommen. Er rief sie bei ihrem Namen; sie aber gab ihm keine Antwort. Ihre Augen waren fest geschlossen, ihre Wangen fieberroth, ihre Lippen bleich und trocken. Er drückte einen glühendheißen Kuß auf ihren Mund . . . sie fühlte es nicht!

— Erwache, erwache, Elisabeth! schrie der König und drückte dabei so heftig ihre Hand, daß der Schmerz dieses Druckes sie hätte erwecken müssen.

Sie aber äußerte nicht das geringste Lebenszeichen. Jérôme gerieth außer sich vor Angst.

— Sie ist todt, sie ist todt! rief er, und ließ seinen Kopf auf ihr Kissen sinken und begann laut zu schluchzen.

In demselben Augenblicke bewegte sie sich.

— Großer Gott, sie lebt, sie lebt! schrie Jérôme und bedeckte ihre Stirne, ihre Augen, ihre Lippen, ihren Hals, ihre Hände mit tausend Küssen seligen Entzückens.

Die Kranke schlug die Augen auf. Sie blickte um sich wie Jemand, der aus der Ohnmacht zu neuem Bewußtsein erwacht. Sie erhob sich, strich die Haare vom Scheitel weg und hauchte mit gebrochener Stimme . . .

— Sie sind es, Sire?

— Ja, Elisabeth, ich bin bei Dir!

— Sire, ich träumte einen bösen Traum.

— Armes Kind, von wem träumtest Du? . . .

— Sire, ich träumte von Ihrer Frau . . . Mir träumte, sie habe während meiner Krankheit meinen Onkel besucht, und ihn gefragt, ob ich noch nicht gestorben sei, und als mein Onkel dies verneinte, verlangte sie mich zu sehen und zu sprechen . . . Und gleich darauf stand sie vor meinenem Bette und erkundigte sich voll rührender Theilnahme nach meinem Befinden und schenkte mir, als sie ging, einen Ring mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens und mit den Worten, die noch jetzt mir in den Ohren klingen:

„Möge dieser Ring Sie daran erinnern, daß am Hofe zu Kassel eine Frau lebt, welche Katharina von Würtemberg heißt!“ —

— Elisabeth, sagte der Onkel, der neben dem Könige stand, dies hast Du nicht geträumt . . . Das ist Wahrheit, liebes Kind. Hier ist das Geschenk der Königin, rief Nicodem, dasselbe ihr und ihm zeigend.

Elisabeth sank von Neuem in Ohnmacht. Onkel Shylock überreichte Seiner Majestät das Handbillet, das Jérôme mit zornflammenden Augen verschlang; doch beherrschte er den Ausbruch seiner Wuth und sagte, während er mit erkünsteltem Lächeln jene Zeilen seiner Frau in hundert Stücke zerriß.

— Die Gute ist eifersüchtig, weiter nichts!

Dann betrachtete er jenen Ring und sagte zu Nicodem:

— Er ist ein Geschenk des Kaisers. Wenn mein Bruder wüßte, welch' überaus hohen Werth meine Frau auf eines seiner Andenken setzt, vielleicht würde er dann anders von ihr denken und mir nicht zumuthen . . .

— Was zumuthen, Majestät? fragte der Neugierige.

— Etwas, was Dich Tölpel nichts angeht! erwiderte der König. Verschwinde, alter Shylock, und lasse mich allein mit Deiner armen Jessika! —

— Sire, Doctor Personne befahl mir, sie vor jeder Aufregung zu hüten . . .

— Und wer sagt Dir, daß meine Gegenwart sie aufregt? Ich will versuchen, sie zu beruhigen. Geh', geh', guter Onkel!

Der zweifarbige Heuchler verließ das Gemach. Jérôme wachte am Bette der Geliebten.

Nachdem Elisabeth wieder zu sich gekommen und etwas ruhiger geworden war, ergriff er ihre beiden Hände und suchte sie zu trösten.

— Vertraue auf Gott, meine fromme Taube. Gräme Dich nicht, daß Menschen, welche keine Ahnung von der Reinheit Deiner Liebe haben, Dich verkennen. Die Welt glaubt immer das Schlechteste. Nur dem Reinen ist Alles rein. Nur wir allein wissen, daß unsere Neigung frei von jedem Makel ist. Und deshalb hast Du keinen Grund, Dir Vorwürfe oder gar Gewissensbisse über Dein Verhältniß zu mir zu machen. Ich liebe Dich wie Jemand eine Blume, dessen keuscher Duft ihn entzückt. Und Du, die Blume, Du liebst in mir den Gärtner, der Dich mit väterlicher Sorgfalt pflegt. Ist dies Sünde, ist das Verbrechen?

— Sire, die Königin hat ein Recht mir zu grollen. Bin ich nicht die Ursache ihres Grames?

— Glaube mir, sie grämt sich nicht. Das, was sie für mich empfindet, ist nicht reine Liebe . . . es ist verletzte Eitelkeit! —

— Sire, hat diese Eitelkeit nicht ein Recht, sich schwer verletzt zu fühlen? Die Königin ist so gut, so schön . . .

— Das Lob, das Du ihr ertheilst, beweist, daß

Du edler denkst als sie! Ihre Eifersucht ist nichts Anderes, als Neid!

— Welchen Grund hätte Katharina von Würtemberg, die Gemahlin Euer Majestät, mich, die arme unbekannte Waise zu beneiden?

— Sie beneidet Dich um meine Liebe . . .

— Und scheint Ihnen dieser Neid so verdammenswerth. Würde ich in ihrer Stelle nicht denselben Neid empfinden? Würde ich in der Stelle der Königin nicht eben so grollen, als sie. Sire, Sie müssen Ihrer Gemahlin vollständig verzeihen. Und wollen Sie Ihrer kranken Freundin, die jetzt mehr als je die ganze Last ihrer Schuld fühlt, einen Beweis Ihrer Liebe geben, dann erfüllen Sie mir eine Bitte . . . es ist die Erste, die ich wage . . .

— Und wie lautet diese Bitte?

— Geben Sie der Königin in meinem Namen jenes Album, das ihr so sehr gefallen hat. Sagen Sie Ihrer Majestät, daß ich jenes kostbare Geschenk, welches ihre Huld unverdient mir zugedacht, nur in der Voraussetzung angenommen habe, daß sie es nicht verschmähen werde, auch eine Gegengeschenk von mir großherzig anzunehmen. Wollen Sie diese Bitte mir erfüllen?

— Ich will Alles, was Du willst! Morgen früh soll sie es haben . . .

— Und wird sie das Geschenk ihrer Nebenbuhlerin nicht zurückweisen?

— Sie wird, sie muß es annehmen! —

— Ich werde mich glücklich fühlen in dem Gedanken, einen Wunsch Ihrer Gemahlin errathen zu haben . . .

— Du bist so gut, so fromm . . .

— Ich bin krank, sehr krank! Gönnen Sie mir einige Stunden Ruhe!

— Gut, Elisabeth, ich will Dich verlassen, aber dann erst, wenn Du mir erlaubst, morgen und jede Nacht, so lange Du krank bist, einige Stunden an Deinem Lager verweilen zu dürfen.

— Kommen Sie, so oft Sie wollen! Ihre Gegenwart wird mir Beruhigung gewähren, sagte Elisabeth, dem Könige die Hand reichend.

— Nun dann, gute Nacht, liebe Schwester, sagte Jérôme, ihre Hand an seine Lippen pressend. Gott schenke Dir einen ruhigen Schlaf.

— Und Ihnen, Sire, ein fröhliches Erwachen!

Der König schied mit schwerem Herzen.

---

## VIII.

Am folgenden Morgen übersandte Jérôme seiner Gemahlin das Album, begleitet von folgenden Zeilen:

„Elisabeth Grün bittet Ihre Majestät die Königin, beifolgendes Album als einen kleinen Tribut ihrer großen Schuld huldreichst annehmen zu

wollen. Gewähren Sie den Wunsch einer Sterbenden.

Jérôme."

Die Königin geruhte das Gegengeschenk anzunehmen.

Seit jenem Morgen ließ sich Ihre Majestät tagtäglich nach dem Befinden der Kranken erkundigen.

— Die arme Fledermaus dauert mich, sagte Katharina eines Tages zur Gräfin Berlepsch. Es ist ja nicht ihre Schuld, daß ich etwas älter und weniger hübsch bin, als sie es in den Augen meines Gatten ist. Der König liebt sie nun einmal! Wir Frauen müssen schweigen und . . . dulden!

— Dulden und im Stillen sich rächen! fügte die Hofdame hinzu.

---

## IX.

Elisabeth's Krankheit nahm ihren regelmäßigen Verlauf. Jeden Morgen besuchte sie Doctor Personne; allabendlich kam der König, der blos ihretwegen seine Villeggiatura verlängerte, um in ihrer Nähe zu bleiben. Stundenlang saß er an ihrem Bette und pflegte sie mit rührender Sorgfalt. Er trocknete den Fieberschweiß ihrer Stirn und belauschte jeden Athemzug, jeden Pulsschlag, jede Bewegung der Kranken.

Am zwei und zwanzigsten Tage war das Fieber

beseitigt und Elisabeth so weit hergestellt, daß sie auf ein Stündchen das Bett verlassen durfte. Die Freude des Königs kannte keine Grenze. Er küßte ihren Kopf, ihre Hände, ja sogar ihre Füße. Elisabeth, noch viel zu matt, um seinen stürmischen Liebkosungen Widerstand leisten zu können, mußte sich die Ausbrüche seiner Zärtlichkeit ruhig gefallen lassen. Auch gewährte es ihr eine innere Befriedigung, sich mehr und mehr zu überzeugen, daß jener Mann, den alle Welt für den leichtsinnigsten Roué hielt, zu ihren Füßen ganz Liebe, ganz Hingebung war. Dann fühlte sie sich im Besitze dieser unbefleckten Liebe so unbeschreiblich glücklich, daß sie ihn unwillkürlich anlächelte mit einem jener halb verklärten Blicke, die wie elektrische Funken sein Herz durchzuckten.

— Wenn meine fromme Taube, sagte er zu ihr, mich mit solchem Blick betrachtet, dann durchströmt mich ein Gefühl, das ich Dir kaum zu beschreiben vermag. Mir ist dann zu Muthe, als müßte ich lachen und weinen zugleich, lachen, weil das, was ich empfinde, wehmüthige Freude, weinen, weil es freudige Wehmuth ist. Dann möchte ich in das Aetherblau Deiner Augen versinken, wie ein Taucher in die blaue Meeresfluth; ich möchte durch die Augen in Dein Herz hineinkriechen und es fragen: Herz, mein Herz, liebst Du mich wirklich? Bin ich Dir eben so theuer, als Du es mir bist? Hat Dein Herz einen andern Gedanken, als das meinige, oder sind unsere beiden Herzen Ein Herz, Ein Gedanke?

— Sire, zweifeln Sie denn noch immer? fragte Elisabeth mit matter Stimme.

— Nein, nein, ich zweifle nicht mehr. Solche Augen können niemals täuschen, denn wo gäbe es sonst Wahrheit, wenn das, was ich in Deinen Blicken lese, Schein, Verstellung, Lüge wäre? Ja, ja, Elisabeth, Du liebst mich; ich weiß es und dennoch höre ich so gern aus Deinem schönen Munde die Bestätigung jenes Glaubens, der mich stolz und glücklich macht.

— Erinnern Sie sich der Verse, die ich Ihnen gab?

— Ich weiß sie auswendig, Wort für Wort . . .

— Und ist es möglich, mehr zu sagen, als ich Ihnen gesagt?

— Du hast Recht, mein holder Engel! Ja, Liebe, liebe Liebe Deines Gleichen ist auf der Erde und im Himmel nicht!

— Und dennoch martert mich Ihr Zweifel!

— Elisabeth, ich habe aufgehört zu zweifeln!

— Dann bin ich auch beruhigt! — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später erhielt Elisabeth die erste Nachricht von ihrem Bruder. Der Brief kam aus Baltimore. Joseph schrieb seiner Schwester:

„Seit drei Wochen befinde ich mich frisch und wohl auf dem freien Boden Nord-Amerikas. Zürne mir nicht, gute Elisabeth, daß ich Dir nicht schon einige Tage früher Nachricht von meiner Ankunft gegeben und halte es nicht für Saumseligkeit, daß ich erst heute meiner Pflicht nachkomme, Dir zu melden, daß Du Dich, theure

Schwester, meinetwegen nicht länger zu ängstigen brauchst. Seit dem Augenblick, in welchem ich zu Hamburg das Schiff bestieg, lächelt mir das Glück mehr als jemals in meinem Leben. Gleich nach den ersten Stunden unserer Abfahrt aus dem Hafen machte ich auf dem Schiffe die Bekanntschaft eines Quäkers, der von Hamburg nach seiner Vaterstadt Baltimore heimkehrte. Ich knüpfte mit dem Anfangs äußerst wortkargen Mann ein Gespräch an, welches bald darauf ihn dergestalt interessirte, daß auch er seinerseits mittheilend wurde. Ich sprach mit ihm von George Fox und William Penn, dem Gründer jener frommen Sekte, der er angehört, und wußte die Tugenden jener frommen Missionäre in so günstiges Licht zu stellen, daß ihr nicht minder frommer Anhänger mich, von diesem Augenblick angefangen, auffallend lieb gewann. Mit großer Theilnahme hörte er die einfache Geschichte meines bisherigen Lebens und die Gründe, weshalb ich Kassel verlassen, um mir jenseits des Oceans, auf dem gastfreien Boden der Vereinigten Staaten, mit Gottes Beistand und mit meinen freilich nicht sehr bedeutenden Kenntnissen eine neue Heimath und eine bescheidene, anspruchslose Zukunft zu gründen. Er rieth mir, mein Glück zuerst in Baltimore zu versuchen. Betrachten Sie mein Haus wie das Ihrige, sagte er. Meine Frau und meine beiden Töchter, Lea und Rahel, werden erfreut sein, einen Mann Ihres Wissens, Ihrer Bildung kennen zu lernen. Lea ist sechszehn, Rahel vierzehn Jahre alt. Diese beiden Mädchen sind meine Freude.

Sie spielen Klavier und singen wie die Feen und sind fromm wie die Engel im Himmel und haben ihrer Mutter und ihrem Vater noch niemals den geringsten Kummer verursacht. Auch Sie werden meine Kinder lieb gewinnen, sagte der Quäker, und wischte sich Thränen der reinsten Freude aus den Augen. Die Mutter meiner Töchter ist das bravste Weib von ganz Baltimore. Die Armen unserer Stadt nennen meine Esther ihre Freundin in der Noth. Sie trocknet die Thränen verschämter Armuth und kennt kein höheres Glück, als Andere glücklich zu machen. Die Vorsehung hat mich mit irdischen Gütern reich gesegnet. Mit Freuden theile ich meinen Reichthum mit armen Brüdern, die meiner Hülfe bedürfen; ich frage nicht, weß Glaubens sie sind, denn alle Menschen sind Brüder und Söhne eines großen, barmherzigen, unerschöpflich guten Vaters. So sprach der schlichte Mann und drückte mir die Hand mit einer Herzlichkeit, als ob auch ich ein Kind seiner braven Esther wäre. Ich betrachtete es als gute Vorbedeutung, daß der Himmel — Freigeister würden sagen der Zufall — mich mit einem Manne solcher Gesinnung zusammengeführt; ich pries meinen guten Stern und dachte dabei an meine Mutter, an meinen Vater und an Dich, meine heißgeliebte Schwester, auf die ich alle Liebe meines Herzens übertragen und die ich beständig vor Augen habe, wenn mich das unwiderstehliche Gefühl des Heimwehs beschleicht. Dann giebt es Augenblicke, wo ich mich frage: War es Recht von Dir, daß Du Deine arme Schwester schutz- und hilflos zu-

rückgelassen hast? Wirst Du sie jemals wiedersehen? Und wird sie Dir nicht zürnen, daß ich sie ihrem eigenen Schicksale und der Obhut eines Onkels überlassen, dessen Eigennutz und Habsucht mich das Schlimmste für sie befürchten läßt! Dies sind Vorwürfe, die ich mir seit meiner Trennung von Dir täglich, stündlich mache, Vorwürfe, die mir manche Stunde meines Schlafes rauben. Diesen Kummer abgerechnet, befinde ich mich hier in der neuen Welt wohler als in der alten. — Im Hause des eben so reichen als allgemein geachteten Master Ebenezar Oglivy — dies ist der Name jenes Quäkers — habe ich eine Aufnahme gefunden, die mich vergessen läßt, daß ich hier ein Fremder bin. Die beiden Mädchen sind wahre Engel. Sie behandeln mich wie einen Bruder und sagen wie zu Jedem, auch zu mir Du. Beide sind Muster aller weiblichen Tugenden und dabei ist namentlich die Aeltere so schön, so bezaubernd schön, wie Du es bist, meine theuere Elisabeth. Lea's blaßblaue Augen blicken mich oft wie ein Paar Vergißmeinnicht-Blüthen an, die ich pflücken und ins Knopfloch meines Rockes stecken möchte, um sie beständig vor Augen zu haben. Wärst Du nicht meine Schwester, dann würde ich Dir sagen, daß Lea's Augen fast eben so schön als die Deinigen sind. Ihre Nase ist freilich nicht so regelmäßig als die Deine, dafür aber hat sie ein weit kleineres, feineres Ohr als Du, meine schöne Elisabeth. Ihr Haar spielt ein klein wenig ins Röthliche; dafür aber ist ihre Haut so weiß, daß ihr Glanz, ohne Uebertreibung gesagt, etwas Blendendes

hat. Der größte Reiz ihrer Schönheit aber liegt in dem wahrhaft unbeschreiblichen Zauber ihrer Stimme, die — sei nicht böse, meine liebe Schwester — noch viel sanfter, holder, süßer als die Deinige klingt. So oft Lea mit mir spricht, glaube ich eine der Abendglocken des muhamedanischen Paradieses, und so oft sie singt, die Stimme eines Seraphs unsers Christenhimmels zu vernehmen. — Auch die jüngere Schwester ist schön, doch lange nicht so schön wie die ältere. Rahel verhält sich zu Lea wie Kleist's „Frühling" zu Klopstocks „Messias," wie Haydn's „Schöpfung" zu Mozarts „Requiem," wie Lukas Cranach zu Albrecht Dürer. Und wenn diese beiden Kinder Abends eine vierhändige Sonate auf dem Klaviere spielen, dann glaubt man ein Feenconcert, wahre Elfenmusik zu hören; dann bin ich Ohr, ganz Ohr und meine Gedanken fragen sich: Was mag Elisabeth jetzt wohl machen? Wo und bei wem mag sie jetzt sein? Und ob sie in diesem Augenblick an Dich denken mag, wie Du an sie jetzt denkst? — Beiden Mädchen gebe ich auf Wunsch ihres Vaters Unterricht in der deutschen Sprache und Beide haben während der ganzen Zeit meines Hierseins schon so reißende Fortschritte gemacht, daß ich selbst mich darüber wundere. Ich vervollkommene mich durch sie immer mehr und mehr im Englischen, das mir von Tag zu Tag geläufiger wird. Lea spricht außerdem auch französisch und etwas italienisch. Wenn die Stunde des Unterrichts vorüber ist, setzt sich die kleine Familie, zu der ich mich mitzähle, ans lustig prasselnde Kaminfeuer.

Dann muß ich ihnen Neues aus der alten Welt, das Schönste aus den Werken unserer großen deutschen Dichter und fast allabendlich auch etwas von Dir, meiner heißgeliebten Schwester, erzählen. Ich habe Deine Schönheit beiden Kindern so genau beschreiben müssen, daß Lea — mein Liebling — Pinsel und Farbe nahm und auf ein Blatt Papier Deine Züge so überraschend ähnlich hinmalte, als ob Du zu dem Bilde ihr gesessen hättest, denn Lea hat Talent zu Allem! Dann muß ich den Kindern erzählen, wie groß und wie stark Du bist und wie Du die Haare flechtest und welche Kleider Du zu tragen pflegst und welche Farbe Du am meisten liebst. Und als ich ihnen sagte, daß himmelblau Deine Lieblingsfarbe sei, klatschten sich Beide seelensvergnügt in die Hände und riefen wie aus Einem Munde: Blau ist auch unser Geschmack! Die Kinder scheinen überhaupt Alles zu lieben, was Du liebst: Blumen, Bücher, Lieder, und darum wundert es mich nicht, daß Beide auch ein ganz klein wenig Deinen Bruder Joseph lieben. Noch mehr als Rahel scheint mir Lea gut zu sein und fragst Du mich, welcher von beiden Schwestern meine Wenigkeit — unter uns gesagt — den Vorzug giebt, dann gestehe ich Dir offen, daß mir Klopstocks „Messias“ höher steht als der Kleist'sche „Frühling“. — Auch Mutter Esther scheint mich von Stunde zu Stunde mehr und mehr lieber zu gewinnen und so geschah es, daß sie mich gestern zum ersten Male ihren „lieben Sohn“ und der „liebe Sohn“ sie seine „liebe Mutter“ hieß. Und beide Kinder weinten

vor Freude. — Ach wüßtest Du, wie glücklich ich mich im Kreise dieser einfachen, strengsittlichen und patriarchalischen Familie fühle, dann würdest Du mir sicher verzeihen, daß ich Dich und die Heimath verlassen habe, um auf fremder Erde, unter fremden Menschen mein Glück zu suchen. Und wahrlich, ich glaube — Dank dem Himmel — im Hause des frommen Ebenezar es gefunden zu haben, denn eine Stimme meines Herzens sagt mir, daß Lea mich liebt und daß ihre Eltern mich achten. Es fehlt also nichts mehr zu meinem Glücke, als eine große Kleinigkeit, meine liebe, gute, schöne Schwester Elisabeth! Und siehe da, der Himmel ist mir so hold und gnädig, daß er mich selbst dafür, daß ich Dich entbehren muß, einigermaßen zu entschädigen sucht. Höre, was mir hier passirt ist.

Sonntags vor acht Tagen lustwandelte ich Nachmittags, nach der Kirche, in Gesellschaft der Quäker-Familie, nach dem Hafen hinaus. Ich ging voraus mit dem Vater. Die Mutter in der Mitte ihrer beiden Töchter folgte uns. Wir Männer sprachen von Politik und Religion und den verschiedenen Secten der Quäkerschaft.

— Es giebt nasse und trockene Quäker, begann Ebenezar. Die streng-orthodoxen Brüder, deren Zahl sich tagtäglich vermindert, werden trockene, Jene hingegen, welche vielfach von der alten Strenge abgewichen sind und manche Sonderbarkeit abgelegt haben, werden nasse Quäker genannt. Ich, junger Freund, gehöre zu den Nassen. Als solcher gehöre ich, wie Du bemerkt

haben wirst, nicht zu jenen, welche fromm und tugendhaft zu sein glauben, wenn sie sich den Genuß jeglichen Vergnügens versagen, gegen Musik und Tanz, gegen Concerte und Theater eifern, vor Niemandem, selbst vor dem Präsidenten unserer glorreichen Republik, ihr Haupt entblößen, graue Röcke ohne Knöpfe und Hüte mit breiten Rändern tragen und von Frau und Tochter verlangen, daß diese nie anders, als mit grünen Schürzen und schwarzer Kopfbedeckung erscheinen. Dies Alles ist Nebensache, lieber Sohn. Meine Mädchen können Alles tragen, was ihnen gefällt, wenn sie sonst nur gut und gehorsam sind, dann habe ich nichts dagegen, wenn sie, umgekehrt, schwarze Schürzen und blaue Hüte tragen, denn der heilige Geist, das innere Licht, der natürliche Heiland sieht nicht auf die Schürzen und Röcke, sondern auf das Herz und die Handlungsweise der Gemeinde. Meine trockenen Mitbrüder verweigern die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und jeden Beitrag zu den Kriegssteuern. Ich, Freund Joseph, schwöre, wenn ich schwören soll und muß, leiste zwar keine Kriegsdienste, weil ich dazu schon zu alt bin, zahle aber so gut meine Steuern, wie jeder andere Bürger, der nicht so glücklich ist, Mitglied der großen, über 500,000 Köpfe zählenden Quäker-Familie zu sein. Vielleicht hast Du, mein Sohn, auch schon etwas von der Secte der sogenannten freien oder fechtenden Quäker gehört? So werden jene unserer Brüder genannt, welche den Kriegsdienst für erlaubt halten, Brüder, aus deren Reihen so ruhmgekrönte Helden wie Matlock, Green

und Mifflin hervorgegangen sind. — Willst Du Geist und Wesenheit unseres einfachen Glaubens kennen und begreifen lernen, dann lies vor Allem Gerhard Cröfe's „Historia Quakeriana"*) und Catrous „Histoire des Trembleurs."**) Man nennt uns zwar, „Zitterer," doch zittern wir vor Keinem in der Welt, wenn wir nicht vor uns selbst und unserm bösen Gewissen zu zittern Ursache haben. — In demselben Augenblick, als der fromme Mann also zu mir sprach, kam uns, ganz in der Nähe des Hafens, eine in tiefe Trauer gehüllte Frauengestalt entgegen, die einen wunderholden Knaben führte, der Zug für Zug der schwarzgekleideten Dame glich, die ohne Zweifel die Mutter dieses Kindes war. Beim Anblick dieser trauernden Mutter, die ich nun schärfer ins Auge faßte, fing ich mit Händen und Füßen dergestalt zu zittern an, daß mein Begleiter es bemerken mußte. Kennst Du dieses Weib? fragte Ebenezar. Statt der Antwort stürzte ich, unfähig mich länger zurückzuhalten, auf die fremde Dame mit der lauten Frage: Bist Du Elisabeth, oder bist Du es nicht? — Wohl heiße ich Elisabeth, erwiderte die hochüberraschte Frau, doch kenne ich Sie nicht, mein Herr, und weiß nicht, was Sie von mir wollen. — Erst nachdem ich den Ton ihrer Stimme vernommen, überzeugte ich mich von dem Irrthume, in welchem ich mich befunden hatte. — Verzeihen Sie, Madame, sagte ich absichtlich so laut,

*) Amsterdam, 1694, 8.
**) Paris, 1733, 12.

daß Ebenezar und die Seinigen es deutlich hören mußten, verzeihen Sie den Irrthum eines Bruders, der in Ihnen seine ferne Schwester, die Ihnen täuschend ähnlich ist, erkannt zu haben geträumt hat und sich nun in diesem schönen Traume leider getäuscht sieht. — Ich entschuldige Sie vollkommen, mein Herr, sagte die Dame mit dem Kinde, grüßte mit der freundlichsten Miene mich und meine Begleitung und ging ruhig weiter. — Kennen Sie diese Frau? fragte ich meinen väterlichen Freund. — O ja, antwortete der einsylbige Quäker. — Und aus welchem Grunde, mein Sohn, fragte Mistreß Oglivy, interessirt es Dich, wie es scheint, in so hohem Grade, zu erfahren, wer diese schwarzseidene Calypso mit dem blauäugigen Kinde ist? — Ach, liebe Mutter, antwortete ich, diese Unbekannte gleicht meiner Schwester wie ein Veilchen dem Andern und wunderbar genug heißt sie, wie sie mir so eben gesagt, gerade so, wie meine Schwester. Welch ein wunderbares Zusammentreffen! sagte ich halblaut zu mir, denn meine Gedanken waren lebhafter als je mit Deinem Bilde beschäftigt. Sie schien Deine Doppelgängerin zu sein; derselbe Wuchs, dieselbe Figur, dasselbe Gesicht. Zwillingsschwestern können sich nicht ähnlicher sehen, als diese Schönheit von Baltimore und Du, Schwester Elisabeth. — Diese Dame, sagte ich zu meinem grauen Begleiter, muß ich kennen lernen um jeden Preis! Lea schlug betrübt ihre Augen nieder. Ich glaube gar, das arme Kind verspürte zum ersten Male in seinem blutjungen Leben eine Anwandlung jenes neidischen Gefühls

das man beschönigend Eifersucht nennt. Lea ist, wie gesagt, erst sechszehn Jahre alt. Kann man in diesem Alter denn auch schon eifersüchtig sein? Dies, gute Schwester, wirst Du aus eigener Erfahrung am Besten wissen und Du würdest mich unendlich verpflichten, wenn Du mit dem nächsten Schiffe, das zu uns herübersegelte, mich unterrichten wolltest, ob man mit sechszehn Jahren schon eben so eifersüchtig als später im zweiundzwanzigsten Jahre zu sein im Stande ist. — Wenn Du, mein junger Freund, begann mein Quäker, diese Unbekannte kennen zu lernen wünschest, um jeden Preis, wie Du gestehst, so schätze ich mich glücklich, Dir dazu behülflich sein zu können. — Lea, die dies gehört hatte, biß sich in ihre Unterlippe so tief, daß sie zu bluten anfing. (Schreibe mir doch, liebe Schwester, ob ich mich irre, wenn ich auch dies für ein Zeichen von Eifersucht halte.) — Sie werden mich glücklich machen, erwiderte ich, wenn Sie so gütig sein wollten, mich so bald als möglich bei dem Spiegelbilde meiner Schwester einzuführen, denn ich sehne mich nach dem leichterklärlichen Genuß ihrer nähern Bekanntschaft, wie ein Ohr nach der Melodie eines längst vergessenen Wiegenliedes, das in den goldenen Tagen unserer frühesten Jugend uns in süßen Schlaf gelullt hat. Darf ich vielleicht schon heute erfahren, wer das Ebenbild meiner Schwester ist? — O wie neugierig, mein junger Freund, sagte Mutter Esther. Höre, guter Ebenezar, spanne die Neugier unseres lieben Fremdlings nicht allzulange auf die Folter! Sage ihm, wer die Unbe-

kannte ist. — Diese Dame, begann Ebenezar, ist eine Wittwe, die seit einer Reihe von Jahren ihren undankbaren Gatten betrauert, der, jenseits des Oceans, im Herzen von Deutschland, in Saus und Braus, mit einer zweiten Frau und einer handvoll liederlicher Dirnen lebt, die er in Bausch und Bogen seinen „Hühnerhof," seine „Fasanerie," auch wohl dann und wann, wie der fünfzehnte Ludwig, seinen „Hirschpark" nennt. — Und der Name dieser Wittwe? fragte ich unbeschreiblich gespannt. — Elisabeth Patterson, erklärte mein frommer Freund. — Und wie heißt der undankbare Gatte, der sie treulos verlassen hat? Er heißt Hieronymus Bonaparte, nennt sich Jérôme und ist — daß sich Gott seines Volks erbarme! — dermaliger König von einem Landzipfelchen, dem man den Namen „Königreich Westphalen" eingewebt hat. — Diese Frau also, die Dir so ähnlich sieht, wie ein Rosenblatt dem andern, ist die trauernde Wittwe unseres erhabenen Monarchen, der — nicht zufrieden mit der Auswahl seines sogenannten „Hühnerhofes" — seine lüsternen Augen auch auf Dich, meine reine Taube, geworfen und alle Mittel der List und Verführung angewendet hat, um auch Dich, meine Schwester, in sein schmachvolles Garn zu verlocken.

Ich hoffe und erwarte, daß es dem Verführer nicht gelungen sein wird, auch meine Elisabeth in den Schlamm seiner Sünden herabzuziehen. Erführe ich jemals, daß Du Dich so tief erniedrigen könntest, die Maitresse des Königs, das Kebsweib dieses Elenden zu

werden, dann würde meine Liebe zu Dir mich nach Europa zurücktreiben, um Dir einen Dolch ins Herz zu bohren, als stillschweigend zuzugeben, daß Du durch die Erniedrigung Deines eigenen Ichs den reinen Namen unserer im Grabe ruhenden Eltern besudeltest. Onkel Nicodemus sähe dies freilich gern, denn seine Habsucht fände ihren Vortheil dabei; doch beruhigt mich die Ueberzeugung, daß Du eben so wenig den Einflüsterungen Deines Vormundes, als den Liebesseufzern Deines Anbeters Gehör schenken wirst. Nun aber höre weiter, liebe Schwester.

Kennen Sie Mistreß Patterson? fragte ich den Vater meiner Lea. — Ich kenne ihre Mutter, die eine unserer nächsten Nachbarinnen ist, erwiderte Esther's Gemahl. Sie wohnt im Hause ihrer Mutter, führt einen in jeder Beziehung musterhaften Lebenswandel, trägt seit dem Tage, an welchem sie sich von dem treulosen Verräther losgesagt, Trauerkleider und sucht ihren einzigen Trost in dem wunderholden Knaben, den sie mit so vieler Sorgfalt und Liebe erzieht, daß beide in Baltimore sprüchwörtlich geworden sind. — Und wann, guter Vater, wollen Sie mich bei der Mutter dieser ehrenwerthen Wittwe einführen? fragte ich. — Meinetwegen morgen schon, versprach mir Ebenezar. Ich war entzückt; Lea hingegen schien sehr niedergeschlagen und sprach auf dem Heimwege und den ganzen Abend, den ich im Kreise der Ihrigen zubrachte, keine Sylbe mit mir. (Schwester, ist auch dies nicht Eifersucht?)

Am nächstfolgenden Morgen erfüllte mein väter-

licher Freund sein mir gegebenes Versprechen. Er stellte mich der alten ehrwürdigen Mutter Patterson vor, die in einem kleinen Hause wohnt, das nur zwanzig Schritte von dem der Quäker-Familie entfernt liegt. Mistreß Patterson, die seit vier Jahren ebenfalls Wittwe ist, stellte mich ihrer geliebten Tochter, der jungen, bildschönen Königswittwe vor, die ihrerseits hoch erfreut schien, meine Bekanntschaft zu machen, nachdem die Mutter ihr gesagt hatte, daß ich von Kassel herübergekommen sei und ihr Auskunft geben könne über den König, dessen Unterthan ich gewesen bin. Elisabeth bestürmte mich mit tausend Fragen. Die erste lautete, ob ihr früherer Gemahl mit seiner neuen Frau, die eine Königstochter ist, glücklich sei? Nein, sagte ich und glaubte nach meiner innern Ueberzeugung keine Unwahrheit gesagt zu haben. Dies schien ihrem Herzen weh zu thun, denn ich bemerkte, daß sie nur mit Mühe ihre Thränen zurückzudrängen vermochte. Dann mußte ich ihr ein Bild von der Königin entwerfen und ihr bis in die allerkleinsten Einzelheiten erzählen, wie sie aussehe, wie alt sie sei und ob sie Kinder habe. Als ich Letzteres verneinte, schien sich ihr bleiches Antlitz plötzlich zu verklären. — O, rief sie aus, dann bin ich doch viel glücklicher als sie, denn ich habe einen wunderlieben Knaben, der seinem Vater auffallend ähnlich sieht und mich beständig an ihn erinnert. Dann holte sie aus dem Nebenzimmer ihren Sohn und stellte ihn mir mit den Worten vor: Hier sehen Sie meinen einzigen Trost. — Und wie heißt das liebe

Kind? fragte ich. — Könnte er wohl anders heißen, als der, der ihm das Leben gab? erwiderte Elisabeth, den kleinen Jérôme zärtlich in ihre Arme schließend. — Und noch immer trauern Sie um ihn? wagte ich sie zu fragen. — Die arme Wittwe seufzte tief auf und erwiderte mit einem Tone, der wie ein zweischneidiges Messer mir durchs Herz fuhr: „On aime toujours le père de son enfant!" — Dann küßte sie den Knaben mit einem Gefühle von Stolz und Wonne, die mich fast bis zu Thränen rührten, und führte ihn ins andere Zimmer zurück. — Dann mußte ich ihr ausführlich erzählen, wie der Hof ihres Gemahls beschaffen sei und aus welchen Leuten seine Umgebung bestehe und mit wem er vertrauten Umgang pflege. Ich malte ihr das Leben an seinem Hofe mit Farben reiner Wahrheit. Ich schilderte ihr seine Günstlinge, von denen ihr nur der Eine, Le Camus, persönlich bekannt war, und sie war nicht wenig erstaunt, als sie durch mich erfuhr, daß der König den ehemaligen Commis voyageur in den Grafenstand und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben habe. Inmitten dieser schmerzlichen Rückerinnerungen konnte sie sich eines halb mitleidigen, halb spöttischen Lächelns nicht erwehren. Wer hätte das gedacht, rief sie aus und dachte dabei an ihren früheren Reisegefährten, den sie zu hassen schien, weil sie ihn — wie sie mir bald darauf gestand — für den Urheber jenes herzlosen Verrathes hielt. — Dann schilderte ich ihr, um sie über den Verlust des Treulosen zu trösten, die leichtsinnigen Dirnen und scham-

losen Buhlerinnen, in deren Umgange er auf seinem Capri seine Zeit todtschlägt, den goldenen Schweiß seiner Unterthanen verschwendet und die letzte Kraft seiner Jugend vergeudet. Elisabeth folgte meiner Erzählung mit athem- und regungsloser Spannung; oft sah sie sich gezwungen über das, was ich ihr berichtete, bitter zu seufzen oder wehmüthig zu lächeln. — Und was sagt die Königin dazu? fragte Elisabeth. — Sie muß Alles ruhig ertragen, entgegnete ich, weil sie nicht die Macht hat, es ändern zu können. — O, dann bedauere ich sie fast noch mehr, als mich selbst, erklärte das gute Herz, denn ich bin wenigstens nicht gezwungen, Augenzeuge seiner heimlichen Verirrungen zu sein. Drauf war ich unvorsichtig genug, mich jenes Pasquilles zu rühmen, das ich auf ihn abgefeuert hatte. — Sie konnte das durchaus nicht billigen. — Er ist doch immer Ihr König, meinte sie. Doch was that er? fragte sie dann. — Er begnadigte mich, sagte ich beschämt. — Daran erkenne ich sein gutes Herz! rief sie entzückt. Man muß nie Böses mit Bösem vergelten! Glauben Sie mir, was ich Ihnen sage. Ich kenne meinen Gemahl besser, als die ganze Welt. Er ist leichtsinnig, aber niemals schlecht, und ich bin fest überzeugt, daß es Augenblicke giebt, in welchen er voll aufrichtiger Reue an mich zurückdenkt, an mich, die ich ihn noch immer liebe, wie an jenem Tage, wo er mich in Lissabon treulos verließ. — Jetzt kam die Rede auf Dich. — In diesem Punkte irren Sie nicht; der König erinnert sich Ihrer jetzt häufiger als je, ich weiß dies

aus dem Munde meiner Schwester, die das Glück hat, Ihnen so ähnlich zu sehen, daß ich in Versuchung gerieth, Sie für ihr Spiegelbild zu halten. Vielleicht verdankt sie es einzig und allein dieser frappanten Aehnlichkeit, daß Seine Majestät auch auf sie ein Auge seiner königlichen Gunst geworfen hat. Mistreß Bonaparte schien hoch erfreut darüber. Wie alt ist Ihre Schwester? fragte sie. Ich nannte ihr Dein Alter. — Sie ist also sechs Jahre jünger als ich! Möge ihr Loos ein glücklicheres sein, als das Meinige! fügte sie hinzu und brach in Thränen aus. Ich wollte ihren Schmerz freien Lauf lassen und verabschiedete mich bei ihr, nachdem ich sie und ihre Mutter um die Erlaubniß gebeten hatte, sie dann und wann besuchen zu dürfen, um ihnen alles Neue mitzutheilen, was ich durch Dich aus Kassel und vom Könige erfahre.

Schließlich komme ich noch einmal auf Lea zurück. Sie gestand mir, daß sie eifersüchtig gewesen sei, mir aber bald verziehen habe, nachdem sie eingesehen, welches Interesse mich zu jener Frau hingezogen. Schwester, ich liebe die junge Quäkerin und sage, wie jener Aeneas Sylvius Piccolomini, der später als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg:

„Qui nunquam sensit amoris
Ignem aut lapis est aut bestia!“

Und da ich weiß, daß Du wohl etwas Französisch, aber gar kein Latein verstehst, so lasse ich hier die deutsche Uebersetzung jenes Satzes folgen. Sie lautet wörtlich: Wer nie der Liebe Feuer hat gefühlt: ist Stein ent-

weder oder Thier! Ich aber bin weder das Eine, noch das Andere, sondern nichts mehr und nichts weniger, als

Dein Dich ewig liebender Bruder
Joseph.

Nachschrift. Grüße den Onkel und Deinen Kanarienvogel. Denke an mich, so oft er singt. Dann bin ich froh und zufrieden!

Elisabeth küßte den Brief ihres Bruders. Und in demselben Augenblicke schmetterte lauter und lustiger als je, das Lied des gefiederten Sängers im Käfig, gleichsam als wolle er sich herzlich bedanken für den freundlichen Gruß aus Baltimore.

---

## X.

Wir kehren zu unserem Gefangenen zurück.

Der arme Pigault-Lebrun saß nun schon zehn volle Wochen. Während dieser für ihn ewig langen Zeit hatte er, wie der Königin von ihrem Gemahle erzählt worden war, theils aus Spaß, theils aus Verzweiflung eines jener eben so gelehrigen als betriebsamen Thierchen abgerichtet, die er wohl nicht mit Unrecht die Nerone des Unterrocks hieß. Der Meister Floh, den er mit unglaublicher Geduld und Ausdauer dressirt hatte, war jetzt ein braunes Wunder von stupender Gelehrigkeit. Der kleine Schlingel konnte aus den Buchstaben

des Alphabets den Namen des Königs zusammensetzen, eine große, aus Papier geschnittene Kanone ziehen und — was unstreitig das non plus ultra seiner Kunststücke war — mit dem Van Aken seines großartigen Talents, mit Steinen, die aus Postpapier geschnitten waren, Domino spielen, besser als mancher zweibeinige Stümper. Der Floh der Flöhe setzte sich auf Commando seines Pestalozzi dorthin, wo dieser es begehrte. Pfiff der Gouverneur seiner gelehrten Studien bloß ein Mal, dann flog der Baccalaureus Floh auf seine rechte, pfiff er zwei Mal, auf die linke Hand. Ein dreifacher Pfiff war für ihn das Signal zu einem Ausfluge auf das Ohr, ein viermaliges Pfeifen das Zeichen zur Besetzung eines der beiden Ohren seines Commandeurs. Lebrun liebte seinen Floh eben so sehr, wie der Anbeter der Mademoiselle de Montpensier die Spinne und als Herr von Charas Picciola die Blume seines Kerkers geliebt haben soll. Er pflegte ihn mit seinem Blute und baute für ihn ein Kartenschloß, in welchem er eben so lustig und geräumig, wie die Elfenkönigin Mab in ihrem auf der Spitze einer Stecknadel erbauten Palaste residirte. Meister Floh, so gelehrig, daß sein Lehrer für ihn um jeden Preis einen Doctorhut von der hochberühmten Universität Göttingen sich verschaffen wollte, fühlte sich in seinem Wigwam, auf der Schaukel eines Strohalms, so ganz à son aise, wie Adrienne de Cardoville auf ihrer indianischen Hängematte, und es schien ihm eine Art innere Befriedigung zu gewähren, aus den Liebkosungen seines großherzigen Pflegevaters

wahrzunehmen, daß er dessen Liebling und nebenbei dessen einzige Unterhaltung sei. Selbst unvernünftige Flöhe sind oft dankbarer als Menschen, welche Mutter Natur mit Einsicht und Verstand begabt hat und die mit Hülfe ihrer weisen Intelligenz Alles begreifen bis auf das Eine, daß von allen menschlichen Lastern der Undank eins der häßlichsten ist.

— Dieser kleine Kerl, meinte Maître Jovial, macht mich unsterblicher, als mein „Kind des Carnevals". Man wird von diesem Wunderfloh reden, so lange es Flöhe und Unterröcke giebt, welche sie beherbergen. — Ich werde diesen Floh meinem erhabenen Monarchen verehren, als einen bissigen Tribut meiner Dankbarkeit für all das Liebe und Gute, das er mir namentlich während der zehn Wochen meiner Gefangenschaft erwiesen hat. Undank, Undank, dein Name ist Jérôme. Ich könnte vor Wuth an meinem Rasirmesser bis zum Monde hinaufklettern, um dort aus unerreichbarer Höhe, Steine von der Größe eines Mühlrades auf das gesalbte Haupt dieses Undankbaren herabzuschleudern. Mich, den besten seiner Freunde so zu vergessen, als ob dieser gar nicht mehr auf der Welt wäre! Ihn in diesem dumpfen Kerker verschmachten lassen bei elender Kost und schlechtem Weine, bei wahrem Rachenputzer, der mir die Kehle zuschnürt und meine Eingeweide zu wilder Empörung aufreizt. Seit acht Tagen habe ich Bauchgrimmen und wem anders habe ich diese Kolik zu verdanken, als diesem elenden Witzenhauser, gegen den der nichtswürdigste Essig noch

süßer Nektar ist. Schon dieses Krätzers wegen sollte die gute kurfürstliche Stadt Witzenhausen an der Werra mit den 2500 Hallunken, die dieses Rattengift fabriciren, wie Sodom und Gomorrha von Pech- und Schwefelregen heimgesucht und der Erde gleich gemacht werden! Was sind alle Qualen vorrevolutionärer Tortur gegen zwei Gläser dieses Essigs. Meine achtundzwanzig Haare sträuben sich zu eben so vielen feuerspeienden Bergen empor, jede Faser, jede Fiber meiner höllisch unterwühlten Eingeweide schreit um Rache für diesen Schimpf, den man ihnen tagtäglich in der Form einer halben Flasche sogenannten Weines zuzufügen sich erfrecht! Lieber geköpft, als zu der Strafe verurtheilt werden, ein ganzes Jahr lang nichts Anderes als diese Dinte zu trinken! Ich möchte weinen wie ein Kind; ich möchte rasen wie jener Roland, als er in der Schlacht bei Ronceval kurz vor seinem Ende so gewaltig in sein Horn blies, daß es sechszehn Lieues im Umkreise gehört wurde. Ihm sprang das Rohr . . . mir platzt die Geduld!

Da öffnete sich die Thüre seines Kerkers und langsam und bedächtig wie der Perpendikel einer halbverrosteten Wanduhr trat diesmal nicht Madame Durand in Mannskleidern, sondern der alte ehrliche Schwabe und Kammerdiener der Königin hinein.

— Sie sind der Herr Pigault-Lebrun?

— Ich habe die Ehre, es zu sein. Mann Gottes, was bringen Sie mir?

— Ich bringe Eure Wohlgeboren zwei Briefe . . .

— Von wem? von wem? fragte Charles.

— Diesen hier von der Frau Königin . . .

— Und den Andern?

— Von unserem allergnädigsten König und Herrn.

— Gieb her, alter Schwabe! Wir sind begierig zu erfahren, was man uns zu melden hat.

Zuerst erbrach er den Brief der Königin. Sie schrieb eigenhändig:

„Auf eine Fürbitte, die ich für Sie bei meinem erlauchten Gemahle eingelegt, hat Seine Majestät sich entschlossen, Ihnen als Dank für den glückbringenden Fledermauszahn und als Anerkennung Ihrer vielfach andern Verdienste um Seine Allerhöchste Person einen neuen Beweis seiner königlichen Gunst und Gnade zu ertheilen. Gleichzeitig drückt der König durch mich sein aufrichtiges Bedauern aus, daß er, trotz mehrfach wiederholter Bitten bei Seiner Majestät dem Kaiser, leider nicht im Stande ist, auch nur um einen Tag die drei Monate Ihrer Strafzeit abzukürzen. Damit dem treuen, uneigennützigen Freunde meines vielgeliebten Gemahls der Rest seiner strengen Buß- und Fastenzeit wenigstens in einem Punkte erleichtert werde, übersende ich demselben vierundzwanzig Flaschen Cliquot mit dem Wunsche, daß der Inhalt derselben ihm eben so gut munden möge, als die Lectüre Ihres „Onkel Thomas“

Ihrer Ihnen wohlgeneigten Königin

Katharina.“

— Ueberbringen Sie der Königin meinen verbindlichsten Dank und die Versicherung, daß ihr Geschenk mir gerade in diesem Augenblicke so erwünscht kommt, wie einem Sohne Israels beim Durchzuge durch die Wüste die erquickende Labung des Manna-Regens. Wo aber ist denn mein Manna?

— Was für Manna meinen Sie?

— Guter Lancelot Gobbo, ich meine den Champagner . . .

— Der Korb wird gleich da sein . . .

— Ich lechze nach dem Blute des sehr ehrenwerthen Sieur Cliquot, wie ein halbverhungerter Säugling nach der Muttermilch . . .

Der Schwabe, nicht bornirt allein, sondern nebenbei auch etwas harthörig, hatte das letzte Wort falsch verstanden.

— Nun, wollen Sie auch noch Buttermilch? fragte er etwas ungehalten über die Ungenügsamkeit des Franzosen.

— Ich will gar nichts, alter Crispin, sagte Lebrun und erbrach nun den andern Brief. Lesen wir unterdessen, was unser guter Mann uns schreibt.

Der Inhalt des königlichen Handbillets lautete:

„Glaube ja nicht, guter Charles, daß wir Dich während der zehn Wochen unfreiwilliger Trennung ganz und gar vergessen haben. Deine muntere Laune, Deine heitere Unterhaltung, Deine liebenswürdige Gesellschaft fehlt Keinem mehr als mir, und gerade jetzt, wo ich verstimmter und trauriger als je,

Dich schmerzlich vermisse. Ich zähle die Stunden und Tage Deiner Strafzeit und kann die Zeit nicht erwarten, Dich wieder auf freiem Fuße bei mir im Schlosse zu Kassel zu sehen und Dich dort mit jener alten Freundschaft und Liebe zu empfangen, die unsere Herzen seit Jahren verbunden hat, wie zwei Sympathievögel, von denen der Eine mißmüthig die Flügel hängen läßt, wenn dem Andern nicht ganz so wohl als ihm selbst zu Muthe ist. Morgen verlasse ich mein schönes Capri und kehre — ich brauche Dir nicht zu sagen weshalb — mit schwerem Herzen nach meiner deutschprüden kamtschatalig langweiligen Residenz zurück. Mein Herz aber bleibt bei ihr. Sie war drei Wochen bedenklich krank, ist jetzt aber — Dank der Kunst meines Leibarztes — gänzlich hergestellt, bis auf den kurzen Husten, der sie noch immer peinigt. Den Doctor Personne, der sich durch die glückliche Herstellung dieses Engels ein neues Anrecht auf meine Dankbarkeit erworben, habe ich, obgleich ich weiß, daß er nicht zu Deinen Freunden gehört, (Du hassest ihn, weil er ein abgesagter Feind aller Mehlspeisen, diese idyllischen Nachzügler der Fleischschüsseln, geringschätzend in zwei große Sippen — Schwamm und Seife — eingetheilt, ohne zuvor Deine Erlaubniß dazu eingeholt zu haben) zum Baron und gleichzeitig zum Comthur meines Haus-Ordens erhoben. Diese Auszeichnung bin ich weit weniger ihm selbst als Ihr schuldig gewesen, ihr, die noch heute wie damals, als ich das erste Mal

von ihr mit dem Vertrauten aller Geheimnisse meines Herzens sprach, der erste und letzte Buchstabe jedes meiner Gedanken ist. —

Um aber auch Dir ein neues Zeichen meiner königlichen Zuneigung und meiner brüderlichen Freundschaft zu geben und Dich für das rothe Band der Ehrenlegion zu entschädigen, das man uns für Dich abgeschlagen hat, übersende ich Dir beiliegend das Ritterkreuz des Kronenordens mit der Bitte, dasselbe in ein Dir gefälliges Knopfloch Deines Fracks hineinzustecken, weniger als eine Art von Auszeichnung, sondern mehr als das Andenken eines Freundes, das, wie ein Stückchen Papier, das du häufig in Deine Dose legst, Dich beständig daran erinnern soll, daß Du weder jetzt in Deinem Kerker, noch später auf freiem Fuße den Mann vergessen mögest, welcher in allen Lagen des Lebens ist und bleibt

Dein königlicher Freund und Landsmann

Jérôme."

Pigault-Lebrun fühlte sich durch den Inhalt dieses Schreibens dergestalt gekitzelt, geschmeichelt und geehrt, daß er mit Einem Male, all' seinen frühern Unwillen über Bord werfend, in Ermangelung des Königs, den Diener der Königin umarmte, und ihm dabei ein Paar starke Schläge auf den breiten Rücken versetzte, daß er gegen diese sonderbare Art französischer Liebkosung auf eine echt-schwäbische Weise laut und unumwunden zu protestiren wagte.

— Es war nicht bös gemeint, Schwabe aller

Schwaben, betheuerte der joviale Franzose; setze Dich, mein erhabener Gönner, und schenke mir einige Augenblicke Deiner unbezahlbaren Gegenwart, um mir Gelegenheit zu verschaffen, den Brief meines königlichen Freundes sofort beantworten zu können.

Er nahm das erste beste Blatt Papier, das unter seine Hände gerieth, und schrieb ungenirt und flüchtig wie immer:

„Sire, tausend Dank für die rothe Nelke, die Sie meinem Knopfloche zugedacht. Es hätte dieser Marke für die Dose meines Gedächtnisses nicht bedurft, um mich daran zu erinnern, daß wir „Zwei Seelen und Ein Gedanke" sind. Weit willkommener als Ihr Kronenorden ist mir, ehrlich gestanden, der eben ankommende Korb von 24 Flaschen Cliquot, deren richtigen Empfang ich bescheinige mit der Bitte, der königlichen Geberin dafür meinen tiefgefühlten Dank abstatten zu wollen.

Ihnen, Sire, sende ich als Revanche für die Zierde meines Knopflochs, in beifolgendem Karten-Pavillon einen sechsfüßigen braunrothen Zögling, einen Pulex irritans, einen prachtvoll abgerichteten Floh, dessen Kunststücke Euer Majestät aus der beigeschlossenen Lebensbeschreibung, die ich schon früher für Sie aufgesetzt, kennen und bewundern lernen werden. Ich bitte und beschwöre Sie, meinem Floh einen huldreichen Platz in einem ihrer Ohren einzuräumen, weniger als eine Art von Auszeichnung, sondern mehr als Alter ego eines Mannes, welcher

in allen Lagen des Lebens — ja selbst im dumpfen Kerker — ist und bleibt

Ihr dankerfüllter Freund und Landsmann

Pigault-Lebrun,

Legatus in partibus Infidalium, Verfasser unzählig vieler Romane, auf die er wenig, und Mentor eines sechsfüßigen Telemachs, auf dessen Abrichtung er ungemein hohen Werth legt. Bibliothekar ohne Bibliothek, Vorleser ohne Zuhörer und Inhaber eines Verdienstordens ohne Verdienst."

P. S. Ich habe meinen liebenswürdigen Schüler unter Anderem auch dazu abrichten wollen, Regenschirme aufzuspannen; leider aber habe ich früh genug eingesehen, daß mein junger Freund zur Ausübung solcher Kunststückchen noch viel zu schwächlich ist."

Nachdem er das Billet zugefaltet hatte, holte er rasch zwei Weingläser herbei, entkorkte eine der eben angekommenen Champagnerflaschen, und füllte jene zwei Gläser, aus denen er bis dahin nur Wasser oder Werra-Essig getrunken. Dann reichte er das Eine davon dem Kammerdiener.

— Das erste Glas unserer guten Königin! Stoß an mit mir auf das Wohl der edlen Geberin. Es lebe der König, es lebe sein ganzer Hof, es lebe die ganze Welt! rief er und leerte rasch ein Glas nach dem Andern. Höre, grundgütiger Alter, sagte er zum wieder mittrinkenden Schwaben, auch Du kannst leben,

wenn das Leben Dir noch so viel Spaß macht wie mir! und stieß von Neuem mit ihm an.

— Auch Sie sollen leben! sagte der Schwabe, und entfernte sich.

---

## XI.

Und wieder waren alle Staatskassen erschöpft. Und wiederum war große Geldklemme eingetreten.

Der Graf von Marienrode hatte in der letzten Sitzung des Staatsraths vom Könige den Befehl erhalten, neue Geldmittel herbeizuschaffen, neue Hilfsquellen zu eröffnen, neue Creditbrunnen anzubohren. Malchus gestand sich zu seinem eigenen Schrecken, daß eine nochmalige Erhöhung der Grundsteuern, die bereits vierfach erhöht worden waren, große Erbitterung hervorrufen werde; er sagte sich, daß die Einführung einer neuen Steuer ohne Genehmigung des Reichstags geradezu unmöglich sei. — Sein Plan, eine neue freiwillige Anleihe abzuschließen, war an dem Mißtrauen der Bankiers gescheitert, welche unerhörte Bedingungen gemacht hatten, auf die nicht eingegangen werden konnte. Um das Deficit zu decken, hatte der Finanz-Minister eine neue Zwangs-Anleihe in Vorschlag gebracht; dieser Vorschlag aber war im Staatsrathe verworfen worden. Malchus befand sich in rathloser Lage. Die Staatsschuld war zu der enormen Höhe von 112,667,750 Francs aufgelaufen, die Staatspapiere waren auf die

Hälfte ihres Nominalwerthes herabgesunken. Der große Finanzkünstler wälzte sich seit drei Nächten schlaflos auf seinem Lager hin und her, und entwarf hundert kecke abenteuerliche Pläne, die er Morgens, wenn er ruhiger darüber nachdachte, wieder verwarf, weil er sich gestehen mußte, daß die Ausführung derselben auf unbesiegbare Hindernisse stieß.

Das Deficit aber, sagte er sich immer wieder, muß gedeckt und neue Geldmittel müssen herbeigeschafft werden! Aber wie es anfangen, um die leeren Staatskassen und vor Allem die bodenlose Privat-Schatulle des Königs, die der durchlöcherten Danaïdenrebe glich, von Neuem zu füllen, wenn auch nur auf kurze Zeit? That is the question! sagte Malchus, der in diesem Augenblicke dem unentschlossenen Hamlet glich.

In dieser peinlichen Rathlosigkeit parodirte er die beiden Verse, welche Schiller in seiner „Jungfrau von Orleans“ dem Grafen Dunois in den Mund gelegt:

„Kann ich Dukaten aus der Erde stampfen,
Wächst mir ein Bergwerk auf der flachen Hand.“

Der Staatscredit, fuhr er fort, ist schmählich gesunken. Die Frankfurter Juden borgen nichts mehr. Wir haben keine silbernen Apostel, die wir in die Münze schicken können, um diese Juden und Heiden zu bekehren. Wo nun Geld hernehmen, ohne es gerade zu stehlen?

In dieser Unentschlossenheit nahm er Rücksprache mit dem Staatsrathe Leist, den Jérôme kurz vorher in den Freiherrenstand erhoben hatte. Der kleine Nachfolger des großen Johannes von Müller, gab seinem

Freunde und Collegen den verführerischen Rath, ein neues Papiergeld zu creiren. Das war Wasser für die Mühle des Herrn Malchus.

— Daran habe auch ich schon gedacht, sagte er. Aber, meinen Sie nicht, daß wir dazu der Genehmigung unseres sogenannten Reichstags bedürfen...

— Wer viel frägt, erhält viel Antwort, erklärte der ehemalige Professor des Staatsrechts. Ueberdies wird der dritte Reichstag erst in zwei Jahren einberufen, und der Staat, welcher Geld braucht, darf nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht so lange warten, bis es jenen Herren, welche sich Vertreter des Volkes nennen, gefällig ist, ihm die nothwendigen Mittel zu seiner Erhaltung zu gewähren. Ein Staatsmann, ein der Krone treu ergebener Minister, darf in besonderen Ausnahmefällen, in welchen die eiserne Nothwendigkeit rasche Abhülfe erheischt, vor der Ausführung eines sogenannten Staatsstreichs nicht zurückbeben.

— Aber können wir Minister dafür nicht verantwortlich gemacht und vom nächsten Reichstage bei den Ohren gefaßt und wegen Ueberschreitung unserer constitutionellen Vollmacht in Anklagestand versetzt werden?

— Allerdings, Excellenz. Aber ein Minister, der, gestatten Sie mir diesen vulgären Ausdruck, sein Handwerk versteht, wird sich ob solcher geringfügiger Scrupel keine grauen Haare wachsen lassen (zumal, wenn er, was der Freiherr von Leist sich in der Stille seines staatsrechtlichen Herzens hinzudachte, ohnehin ein Kahlkopf, wie Freund Malchus ist). Ihnen, als Minister,

stehen hundert kleine, harmlose und gesetzlich erlaubte Mittel zu Gebote, die Opposition eines sogenannten Reichstags unschädlich zu machen und im Nothfalle ganz zum Schweigen zu bringen. Das letzte, aber auch allersicherste Mittel besteht in einfachen, aber höchst inhaltsschweren Worten: Man löst ihn auf! Dies, theurer Herr College, nennt man in einem constitutionellen Staate, wie der Unsere, la raison de la haute politique!

— Da wir einmal von Politik reden, so bitte ich Sie, als einen der ausgezeichnetsten Lehrer des Staatsrechts, mir zu sagen, was Sie unter diesem räthselhaften, vielfach falsch definirten Begriff „Politik" verstehen.

— Politik, Excellenz, ist, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, der ehrliche Deckmantel eines verschmitzten Schurken.

— Demnach wäre jeder Politiker ein Schurke?

— Oder mindestens etwas ganz Aehnliches. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir Sie daran zu erinnern, was einst Cardinal Dubois, der schlaueste Politiker der Regentschaft Philipps von Orleans, zu behaupten gewagt hat: „Pour devenir grand homme il faut être un peu coquin!" Seitdem glaubt jeder Schurke auch ein großer Politicus zu sein.

— Sie sind mehr Politiker als ich, lieber Baron!

— Und dessenungeachtet vielleicht weniger Schurke, bester Graf, als mancher Andere!

— Wäre ich König von Westphalen, ich machte

Sie wegen Ihrer erleuchteten Ansichten über die Grundsätze des Staatsrechts zu einem Herzoge von Göttingen oder zu einem Fürsten von Marburg.

— Wäre ich Regent, ich erhübe Sie zu meinem Cardinal Dubois!

Nachdem sich beide Staatsmänner noch einige dieser schwachverblümten Grobheiten gesagt, schüttelten sie sich gegenseitig mit wahrhaft rührender Biederherzigkeit die Hände und schieden — par nobile fratrum — als die besten Freunde.

Und noch an demselben Tage entwarf Malchus den Plan zur Emittirung eines neuen unverzinslichen Papiergeldes, das unter dem pomphaften Namen von „Schatzscheinen" eine neue Fluth in die Ebbe der Staatskassen hineinzubrechen bestimmt war.

Es sei uns erlaubt, hier abermals einige Maschen unserer Erzählung fallen zu lassen, und diesen kleinen Stillstand zu benützen, um ein Paar flüchtige Seitenblicke auf Erfindung und Geschichte jenes eingebildeten Geldes zu werfen, das Mirabeau mit so großem Rechte als „die circulirende Pest im Bereiche bankerotter Staaten" bezeichnet hat.

Der gelehrte Orientalist Klaproth giebt in seinen „Memoires relatifs à l'Asie" die Bewohner der „himmlischen Mitte", die überaus klugen Herren Chinesen, als Erfinder jener liebenswürdigen Falschmünzerei an, die das gutmüthige Volk als „Papiergeld" hinnimmt. Der glorreiche Onkel der Sonne und Cousin des Mondes, der ruhmgekrönte Kaiser Ktang-Tsung,

zwang um die Mitte des neunten Jahrhunderts seine reiche Bourgeoisie, ihr baares Geld und ihren ganzen Silber-Vorrath — (einer chinesischen Chronik zu Folge soll er Jedem seiner Unterthanen nur den Besitz eines silbernen Zahnstochers oder dito Fingerhuts eingeräumt haben) — in den leeren Staatsschatz abzuliefern und dafür freiwilliggezwungene Papierwische, Fuh-Tshian, „fliegende Münze" anzunehmen. Die lieben Chinesen murrten zwar ein klein wenig, fügten sich aber „als folgsame Kinder eines guten Vaters" — wie unsere Chronik sagt — ins Unvermeidliche und nahmen für ihr klingendes Silber zierlich getuschtes Papier. — Einhundertfünfzig Jahre später gab eine Gesellschaft von sechszehn privilegirten Schwindlern der guten und getreuen Hauptstadt Pe-king eine Art von Banknoten — Kiao-Thsü genannt — statt baaren Geldes aus. Diese chinesischen Banknoten (welche, einem on dit zu Folge, viel Aehnlichkeit mit den Noten der österreichischen Bank gehabt haben sollen) griffen mit der Schnelligkeit der Kinderblattern und anderer ansteckenden Krankheiten bald dergestalt um sich, daß nach dem Reiseberichte des arabischen Scheikh Ibe Baluta im vierzehnten Jahrhundert in ganz China fast ausschließlich nur Papiergeld und dabei so blutwenig Silber, als etwa heut zu Tage in Oesterreich, zu sehen war. Ein Jahrhundert später sank diese „fliegende Münze," dies „papierne Silber," so sehr, daß sie nur den dreitausendsten Theil ihres ursprünglichen Nennwerthes galt. In Folge dieses ungeheuren Sinkens des Papiergeldes stiegen

die Preise aller Lebensmittel zu so schwindelnder Höhe, daß zu jener silberarmen Zeit — wie unser gut unterrichteter Tourist erzählt — in der Hauptstadt jenes glücklichen Kaiserreichs ein Ping-pang (eine Art Wiener Roßbraten ohne Zwiebeln) 20 Gulden in Kiao-Thsü oder chinesischen Banknoten gekostet haben soll.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde diese circulirende Pest von den Chinesen in die Mongolei hineingeschleppt. Im Jahre 1293 schuf der glorreiche Khan-Kai-Katu (ein durch seinen Hang zur Verschwendung fast eben so berühmt gewordener Fürst, wie mancher seiner Nachfolger der Khans durch weise Sparsamkeit, und theils durch sparsame Weisheit auch außerhalb der Mongolei sich unsterblich gemacht) ein Papiergeld, das in Anweisungen auf den Staatsschatz bestand. Da dieser Staatsschatz aber vielleicht ein einzig leerer Raum im ganzen Universum war, wurden jene Anweisungen nicht mehr als manche Andere respectirt. Dies mongolische Staatspapier (Tschao genannt) war ein länglicher Papierstreif, welcher auf beiden Seiten das Zeichen seines (werthlosen) Werthes und noch nebenbei das muhamedanische Glaubensbekenntniß in chinesischen Charakteren enthielt. Dieses sogenannte Geld, diese kostspieligen Fidibus erregten im Volke, als einer seiner Gelehrten ihm die Schuppen von den Augen riß, eine so große allgemeine Unzufriedenheit und Entrüstung, daß eine Empörung ausbrach. An der Spitze dieses activen Widerstandes — nach der Terminologie der Regierungsorgane „Insurrection“ genannt — stand der sehr ehren-

werthe und edle Baidu-Khan, der seinen Vorgänger absetzen und im Jahre 1294 als „Falschmünzer" um einen kleinen Kopf kürzer machen ließ.

In unserm überaus glücklichen Europa wurde das Papier zuerst in Spanien eingeführt, woher es wohl auch kommen mag, daß es Manchem unter uns etwas spanisch vorkommt. Der Erfinder dieser kostbaren Mystification war der spanische General Tendilla, der es im Jahre 1484 während der Belagerung der spanischen Festung Allama als Nothmünze ausgab. Es ist für manchen Staat ein großes, in seinen Folgen unberechenbares Unglück, wenn gewisse Leute, die an der Spitze des Heeres oder der Verwaltung stehen, ihre Nasen auch einmal in Geschichtsbücher hineingesteckt und vom Inhalte derselben das nur behalten haben, was sie hätten vergessen sollen, während sie, umgekehrt, noch viel häufiger gerade das vergessen haben, was sie einzig und allein hätten behalten sollen. So war's auch jenem Spanier gegangen. In einer uralten Geschichte Kaiser Friedrichs II. hatte er gelesen, daß Vater Barbarossa während der Belagerung von Januca sogenannte Augustalen ausgab, Nothmünzen, welche er aus Leder schlagen ließ. Don Juan Tendilla war einen Augenblick unentschlossen, ob er Leder- oder Papiergeld fabriciren solle. Abergläubig, wie jeder Spanier, betrachtete er seine Uniform als delphisches Orakel und befragte die Knöpfe derselben, für welche von beiden Nothmünzen er sich entscheiden solle. Er begann mit Leder und entschied sich für Papier.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tauchte die „Papier-Seuche auch in Oesterreich auf. Bei dem Regierungsantritte Kaiser Karls VI. (17. April 1711) hatte Oesterreich weder Staatsschuld noch Papiergeld. Während seiner Regierung wurden 12 Millionen Gulden zur Dotirung der Wiener Bank contrahirt, welche ins Leben gerufen ward, um dem Staate Vorschüsse zu machen und die indirecten Steuern einzucassiren. Der siebenjährige Krieg vermehrte die Staatsschuld dergestalt, daß dieselbe beim Regierungsantritte Joseps II. sich bereits auf 97 Millionen Gulden belief. Von 1780—1790 wurden in Oesterreich 309 Mönchs- und 104 Nonnen-Klöster aufgehoben und größtentheils an die Meistbietenden verkauft. Joseph sah sich dadurch in den Stand gesetzt, mehr als 70 Millionen von den durch seine Mutter Maria Theresia gemachten Schulden zu tilgen, so daß bis zur Zeit der unglücklichen Invasionskriege gegen Frankreich die Staatsschuld nur noch 26 Millionen Gulden betrug. Das Papiergeld ward nach und nach bis auf 160,798,753 Millionen Gulden vermehrt. In Folge des schmachvollen Staatsbankerotts wurde diese Unsumme auf den achten Theil reducirt.

In Rußland wurde das erste Papiergeld unter der Regierung der Kaiserin Katharina eingeführt. Im Jahre 17 . . betrug die Masse der Assignaten 40, im Jahre 1796 schon 100 und zehn Jahre später schon 150 Millionen Rubel.

Im Jahre 1790 wurde von der Nationalversamm-

lung in Frankreich, zur Tilgung der Nationalschuld die Einführung von Papiergeld decretirt und am 19. April desselben Jahres vom Könige bestätigt. Zuerst wurden nur 100 Millionen Francs solcher Geldzettel creirt. Anfangs hießen sie „Papier municipal“ und bald darauf „Assignaten.“ *) Nach und nach wurde immer mehr und mehr Papiergeld in Umlauf gesetzt, so daß im September 1792 schon zwei Milliarden und 700 Millionen und im August 1793 sogar 5 Milliarden Francs in Assignaten circulirten. Im April des Jahres 1793 wurde vom Convente ein Decret erlassen, welches Jeden, der sich weigerte, das gesunkene Papier in seinem vollen Nennwerthe anzunehmen, mit der

---

*) Es gab deren von 1000 Livres, 500 L., 250 L., 125 L., 100 L., 50 L., 25 L., 10 L., 5 L. 50 Sous, 25 S., 15 S., 10 S. und 5 S. in Octav=, Duodez=, Sedez= und noch kleinerem Formate auf weißes, gelbes, blaues, rothes und grünes Papier, mit mancherlei Devisen und Verzierungen. Die ersten führten die Aufschrift: Domaines nationaux Assignat de . . . payable au porteur, mit der gestochenen Unterschrift „Guyon“ oder „Boyoin.“ Darunter in der Mitte ein schwarzes Dreieck, in welchem die Summe des Werthes stand. In den drei Ecken las man: „La Nation, La Loi, Le Roi.“ Links daneben das eingepreßte Siegel der Republik, rechts das des Königs. Links unten stand: „La Loi punit de mort le contrefacteur.“ Rechts: „La Nation recompense le denonciateur.“ Die ganze Sippschaft dieser Assignaten findet man in der „Collection de Papiers — Monnayes qui ont eu cours depuis l'epoque de la Revolution française.“ (Paris 1796), in der sie auf einem Folio=Bogen in ein Quodlibet zusammengeschoben sind. (Schmieder's Handwörterbuch der gesammten Münzkunde, Halle 1811, Seite 27—28.)

Todesstrafe bedrohte. Diese Assignaten, die im Juni 1793 bis auf den dritten Theil herabgesunken waren, galten im Monat August, nach dem Sturze Robespierre's, nur noch den sechsten Theil ihres ursprünglichen Werthes. Im März 1795 belief sich die Unmasse der ausgegebenen Assignaten auf 8 Milliarden; im Jahre 1796 auf 45 Milliarden Francs. Allmählig auf 36 und bald darauf auf 24 Milliarden reducirt, wurden letztere auf den dreißigsten Theil ihres Nennwerthes herabgesetzt und gegen 800 Millionen Francs in neuem Papiergelde, „Mandats“ genannt, eingetauscht. Am 30. Fluviose des Jahres IV. der Republik (19. Februar 1796) wurde die Assignaten-Presse, die über ganz Frankreich so viel Unglück und so große Theuerung gebracht, daß z. B. ein Pfund Butter, nach Say's Aussage, 600 Francs Papiergeld gekostet hatte, unter großer Feierlichkeit öffentlich zertrümmert. Vor der Einführung der Mandats war in ganz Frankreich das baare Geld und vor Allem das Gold eine so große Seltenheit geworden, daß Benjamin Constant für einen Louisdor 15000, wiederhole fünfzehntausend Francs Assignaten erhielt.*)

Im Jahre 1806 wurde nach der unglücklichen Schlacht bei Jena auch in Preußen ein unverzinsliches

*) In späterer Zeit wurden die gänzlich entwertheten Assignaten zu Papillotten und allerhand anderer Allotria verwendet. Eine französische Schauspielerin ließ sich eines ihrer Zimmer tapezieren mit einem Quodlibet von Assignaten, deren ursprünglicher Gesammtwerth 2 Millionen Francs betrug.

Staatspapier unter dem Namen „Tresorscheine" eingeführt. Dieses Papier, das während der späteren Kriege gegen Frankreich bis auf ein Viertel seines Nennwerthes herabgesunken war, hielt sich trotzdem bis zum Jahre 1824 und wurde dann durch die noch jetzt gangbaren Kassen-Anweisungen ersetzt.

Diese „Erfindung des Teufels" hat von vielen andern Uebeln, die sie mit sich bringt, auch dies, daß sie dem Betruge und jeglicher Art von Fälschung Thor und Riegel öffnet. In den Jahren 1818—1821 wurden der englischen Bank gegen 92,000 Stück falscher Banknoten präsentirt und die Verfälschung griff trotz aller Vorsicht, welche die Bank anwandte, um diesem Krebsschaden Einhalt zu thun, dergestalt um sich, daß in England in einem Zeitraume von sechszehn Jahren nicht weniger als 657 Individuen als Banknotenfälscher zum Tode verurtheilt und 241 davon wirklich hingerichtet wurden. — Auch in anderen Staaten cursirte schon genug falsches Papiergeld und die Urheber desselben, natürlich insoweit man deren habhaftig werden konnte, wurden hart bestraft.

Wie Recht hat demnach jener berühmte Staats-Oekonom Simonde de Sismondi, wenn er in seiner Schrift: „Du papier monnaie et des moyens de le supprimer" das Ausgeben von Staatspapieren geradezu für „Falschmünzerei" erklärt? „Während die Fürsten (sagt er Seite 8) die Falschmünzer zu allen Zeiten mit gerechter Strenge bestraft haben, ließen sie sich all-

mählig und ohne die Größe des Uebels, welches sie der Gesellschaft dadurch zufügten, zu ahnen, dazu verleiten, die falscheste und werthloseste aller Münzen, ihr Papiergeld, auszugeben. Das Beispiel der Banken und der von diesen ausgegebenen Noten hat sie dazu verführt. Die Herren Souveräne glauben ohne Gewissensscrupel etwas befehlen zu dürfen, was deren Unterthanen sich vor ihnen erlaubt haben!"

Aus der Fälschung, der jedes Papiergeld ausgesetzt ist, hat diese „Scheinmünze" auch noch den großen Nachtheil, daß die unendliche Vervielfältigung desselben von Seiten des Staates und der Banken sich nur schwer, oder richtiger gesagt, fast gar nicht controliren läßt. Und schon aus diesem Grunde hatte Mirabeau, der die unseligen Folgen dieser staats-ökonomischen Epidemie vorhergesehen, ein vollkommen begründetes Recht, das Papiergeld ein Pestübel zu nennen, das immer weiter um sich greift und zuletzt die ganze Menschheit ruinirt.

Kommt es einmal zu einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, dann wird eine einzige Presse, welche unsere dreißig Gattungen von Papiergeld und Banknoten nachdruckt, uns mehr Schaden zufügen, als ein ganzer Artillerie-Park; der imaginäre Reichthum unserer Finanziers wird auf Null zusammenschmelzen und statt des Geldes wird unser armes Vaterland zuletzt nichts als „fliegende Münze," „Papierwische" und statt der leichten Noten schwere Noth haben.

Nachdem wir unserem Herzen Luft gemacht, wollen

wir auch unserem Porte-Monnaie eine Erleichterung gewähren, indem wir unsern letzten Hundertthaler-Schein in klingende Münze umsetzen, so lange es noch Zeit dazu ist, und dann, mit dem immer seltener werdenden Silber in der Tasche, getrosten Muthes den Faden unseres unterbrochenen Romans aufnehmen und wie der Bas-bleu weiter zu stricken.

Malchus also beschloß auf den Rath seines würdigen Freundes Leist ein neues Papiergeld ins Leben zu rufen und noch an demselben Tage (drei Stunden später) das Gutachten des Königs einzuholen. Er fuhr ins Schloß und ließ sich anmelden. Jérôme befand sich noch im Bade. Nachdem das Portefeuille der Finanzen dreiviertel Stunden antichambrirt hatte, wurde es endlich in Gnaden vorgelassen.

— Ich weiß, was Sie zu mir führt, sagte Seine Majestät, die sich gewaschen hatte. Sie wollen mir einen Plan zur Creirung eines neuen Papiergeldes mittheilen und sich dazu meine Genehmigung erbitten.

— Eure Majestät sind mehr als König; Sie sind geradezu ein Gott, denn Sie lesen im Herzen Ihrer getreuen Diener und errathen deren geheimste Gedanken.

— Dies ist durchaus nicht schwer, wenn man einen Direktor der hohen Polizei hat, der, wie Herr von Bongars, über zehntausend Spione besoldet und dessen rechte Hand — der unbezahlbare Polizei-Inspektor Würz — ein so überaus feines Gehör hat, daß er, wie jener nordische Halbgott, das Gras der Wiesen und das Vließ der Lämmer wachsen hört. Mit Hülfe dieser

beiden Leute bin ich (wie Gott Odin in der Edda durch seine beiden Raben Hugin und Munin*), die auf dessen Schultern sitzen und ihm Alles, was sie gehört und gesehen haben, brühwarm in seine Ohren träufeln) in den Stand gesetzt, Alles zu erfahren, was in meiner Hauptstadt und in meinem ganzen Reiche vorgeht. Der gute Bongars, einer der würdigsten Apostel des großen Polizeiheilands Fouché, ist für meinen Palast in Kassel ganz dasselbe, was das Ohr des Dionysios in den Steinbrüchen zu Syrakus gewesen. Vermittelst dieses nach allen Seiten hin spionirenden Ohres wird für das Meinige das leiseste Wort, das verschwiegenste Geheimniß hörbar gemacht. Ich weiß, daß vor drei Stunden der Staatsrath Leist bei Ihnen gewesen ist und daß Sie von ihm jene Eingebung erhalten haben, die seinem Scharfsinne sehr viel Ehre macht. Sie sehen, bester Graf, daß Leist nicht, wie jeder andere Schuster, einzig und allein bei seinem Leisten bleibt, sondern auch dann und wann, wenn es die eiserne Nothwendigkeit erheischt, dem Sohne eines Schneiders ins Handwerk pfuscht und dem Finanz-Orakel Rathschläge ertheilt, die, aufrichtig gesagt, gar nicht übel sind. Ich bin nun neugierig zu erfahren, was Sie von seinem Rathe halten.

— Sire, ich finde ihn allerdings etwas gewagt, aber darum nicht minder gut; zwar nichts weniger als

*) Hugin (Geist) ist der weiße und Munin (Gedächtniß) ist der schwarze Rabe Odin's, der deshalb auch der „Rabengott" geheißen wird.

neu und originell, aber deßhalb nicht minder zeitgemäß. Noth ist eine Gewalt, die nicht blos Eisen bricht, sie vollbringt noch größere Wunder; schon mehr als ein Mal hat sie aus Zinn und Blei, aus Glas und Thon, aus Holz und Baumrinde, aus Stein und Korallen, aus Leder und Pappe, aus Kartenblättern und ganz gewöhnlichem Papiere Nothmünzen fabricirt. Es ist, nach meiner Ansicht, durchaus kein vernünftiger Grund vorhanden, weßhalb das Geld nur aus Kupfer, Silber oder Gold geprägt werden soll und es ist um so verzeihlicher, daß der Staat, wenn das Kupfer und die edlen Metalle ihm ausgegangen sind, in der Noth seine Zuflucht zu andern Natur-Produkten nimmt, um das Fehlende zu ersetzen. Die Eingeborenen von Nord-Amerika hatten, als sie noch nicht von der Seuche der europäischen Civilisation angesteckt waren, statt des Metallgeldes nur Muschelgeld, Peack oder Ronoack genannt. Sie bedienten sich im Handel und Wandel jener Muschelgattung, welche Linné, Venus Mercenaria getauft hat. Sie schliffen Ringe daraus und reihten sie an Schnuren. Es gab deren weiße und dunkelblaue. Jene vertraten die Stelle des Silbers, diese, welche viel seltener sind, stellten die Goldmünzen vor. Im spanischen Amerika bedienten sich die Wilden, bevor die Cultur sie beleckt hatte, der Cacaobohnen; zu Surate in Ostindien gab es noch im siebzehnten Jahrhundert eine Scheidemünze, Baden genannt, die aus kleinen, äußerst bittern Mandeln von der Größe eines Kirschkerns bestanden. 36 bis 40 Stück machten, je

nachdem diese Mandelernte gut oder schlecht ausgefallen war, ein Pecha oder 2 Pfennige nach unserm elenden Kupfergelde.*)

— Schade, Jammerschade, daß die abscheuliche Volksaufklärung uns darin hindert, Muscheln, Cacaobohnen und bittere Mandeln statt des baaren Geldes einzuführen.

— Und darum also müssen wir, faute de mieux, entweder zu Leder oder Papier greifen.

— Aut Caesar aut Malchus, glossirte Jérôme.

— Meine Wenigkeit stimmt unbedingt für Letzteres aus zwei Gründen, erstens: weil Papier viel billiger und zweitens weit weniger dauerhaft als Leder ist. So ein Wisch Papiergeld verkrümelt sich wie ein Fidibus; Papier nutzt sich ab, Leder aber bleibt immer noch Leder.

— Und aus diesem Grunde würde ich Ledergeld vorziehen, weil sich ein armer Teufel zuletzt, wenn es seinen Geldwerth verliert, doch wenigstens seine offenherzigen Stiefel damit zuflicken kann.

— Majestät, ich sehe durchaus nicht die Nothwendigkeit ein, daß jeder arme Schlucker durchaus Stiefel

*) Ein neuerer Tourist, Isidor Löwenstern, berichtet in seinem Reisewerke über Mexiko, er habe sich zu Celaya einen Peso wechseln lassen und dafür kleine Stückchen Seife erhalten. Jedes Stückchen Seife betrug 16—18 Pfennige. — Auf der Insel Unamarch werden die Frauen als Münzfuß betrachtet und manche Zahlung, die ein Kaufmann zu machen hat, wird in Weibern geleistet. Mit einer Frau bezahlt man zwanzig Centner Kaffee.

haben muß; er kann ja, wenn er sonst nichts Böses thut und pünktlich seine Steuern bezahlt, auch barfuß umherlaufen wie unsere Vorfahren, oder Sandalen tragen wie die alten Römer, oder Korksohlen wie die wilden Indianer.

— Wie wär's, lieber Graf, wenn ich, wie Carl XII. von Schweden, kupferne Nothtaler prägen ließe?

— Sire, ich habe die Ehre, eine ganze Suite dieser Kupferthaler, bestehend aus zehn verschiedenen Geprägen, zu besitzen. Sie wurden von 1715 bis 1719 geprägt und sind nicht größer als unsere Dreipfennigstücke. Carl XII., der Don Quixote des Nordens, hatte durch seine Kriegs- und Eroberungssucht alle Kassen erschöpft. Sein geheimer Staatsminister, Freiherr von Schlitz, genannt von Görtz, ertheilte ihm den Rath, Nothmünze auszugeben. Es wurden 18 Millionen Noththaler geprägt, deren Jeder für einen Thaler Silber angenommen werden mußte, wiewohl er nur den 416ten Theil eines alten Kupferthalers werth war.

— Nun sehen Sie, mein lieber guter Siebenschläfer, dies unschuldige Manöver könnten ja auch wir einmal versuchen!

— Sire, dieser Versuch scheint mir bedenklich...

— Und weßhalb? fragte Jérôme etwas ungnädig.

— Als die Kunde nach Stockholm kam, daß der zwölfte Carl bei der Belagerung der Festung Friedrichs-

hall am 11. December 1718 durch Meuchelmord gefallen sei, nahm der wüthende Pöbel den ärmsten aller Minister gefangen und schlug ihm ohne weitere Procedur am 2. März 1719 als Falschmünzer den Kopf ab.

— Mein Gott, was schadet das mir? Wir leben im Jahre 1810 und befinden uns in Kassel, wo ein pflichtgetreues Heer von 30,000 Mann, unseres Winks gewärtig, uns unumschränkt zur Verfügung steht. —

— Und wenn der Pöbel wüthend wird?

— Dann lachen wir dazu und befehlen: „Sabrez la Canaille!"

— Und wenn das Lumpengesindel sich so leicht nicht niedersäbeln läßt?

— Dann lassen wir einige Kanonen auffahren. Ein Kartätschenfeuer ist die ultima regis ratio.

— Häufig auch die Ratio ultimi regis.

— Hören Sie, guter Malchus, Sie machten da einen Calembour, der Ihnen, einem Tyrannen gegenüber, den Kopf kosten könnte.

— Heil jedem Fürsten, dessen Minister noch einen Kopf zu verlieren hat!

— Ich verstehe Sie, lieber Graf, und gebe Ihnen vollkommen Recht. Stände das Fußgestell eben so fest als der Kopf dieser dorischen Fleischsäule mit ihrem respectablen Bauchwulste, dann dürften Sie sich Glück wünschen. Aber Ihre Herren Beine, bester Graf, scheinen tagtäglich dünner zu werden, auf Kosten Ihres Unterleibes, dessen Umkreis immer gefahrdrohender wird.

Herr von Bongars, der Chef unserer hohen Polizei, weiß aus ganz sicherer Quelle, der Graf von Marienrode, einer der wackeligsten Caryatiden unseres Thrones, leidet, ohne es zu ahnen, seit drei Wochen an einer höchst bedenklichen Sackbauchwassersucht.

Der Minister wurde bleich wie Kuhkäse. Seine ziemlich ausgesprochene Neigung zur Hypochondrie verleitete ihn sehr häufig zu dem Glauben, daß er an einem tief versteckten, geheimnißvoll verlarvten Uebel leide, das keiner seiner Aerzte — als Hypochonder hatte er deren mehrere — zu durchschauen und noch viel weniger zu beseitigen im Stande sei. Bald lebte er in der Einbildung, an einer Rückenmarkkrankheit zu leiden; bald fühlte er, daß er an der Wassersucht sterben müsse. Im Grunde aber litt er nur an den Folgen der sogenannten „goldenen Ader", die bei ihm noch nicht liquid geworden war und gehörte nach dem ganzen Habitus seines Körpers und seiner Leiden jener zahlreichen Sippe von Hypochondern an, für die eine spätere Zeit den diese Gattung so genau bezeichnenden Ausdruck Staatshämorrhoidarius erfunden hat. Der König kannte diese schwache Seite Seiner Excellenz und es gewährte ihm dann und wann einen wahrhaft unbeschreiblichen Genuß, seinem Finanzminister irgend eine neue Todeskrankheit einzureden. Heute war es die Ascites saccatus oder Sackbauchwassersucht.

— Sire, fragte Malchus tief bestürzt, ist es wirklich wahr, daß ich daran leide?

— Es thut mir äußerst weh, diese äußerst kitz-

liche Frage leider bejahen zu müssen. Bongar's Spione, worunter sich auch einige Dutzend einsichtsvoller und vielbeschäftigter Aerzte befinden, erklären fast einstimmig, daß Ihr geheimes Bauchübel sein erstes Stadium überschritten hat und bis zu der Reife gediehen ist, in der das zweite beginnt, von dem die Aerzte kopfschüttelnd sagen: die Geschichte wird immer bedenklicher . . . der arme Kranke gefällt uns nicht!

— Wie, ich gefalle Ihnen nicht mehr? fragte der Staatshämorrhoidar, am ganzen Leibe zitternd wie ein in Glaubensandacht versunkener Quäker.

— O mir gefallen Sie wohl, aber Bongar's Aerzte, unter welchen es auch Spione giebt, schütteln die Köpfe und behaupten steif und fest: Sie seien ein Opfer des Todes.

— Jesus Maria und Joseph! schrie Malchus, die dicken Hände wie zwei Barbierbecken dergestalt an einander schlagend, daß sie einen dumpfen Ton, ähnlich dem Geräusche eines halbgesprungenen Theekessels von sich gaben. Ich muß also wirklich sterben? fragte er mit thränenerstickter Stimme.

— Nemo ante mortem beatus! sagt Solon.

— Ach, Sire, was kümmert mich der? Ich wäre glücklicher, könnte ich so alt wie der heilige Methusalem werden!

— Das glaube ich Ihnen; aber um so mehr thut es mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Bongar's spionirende Aerzte oder ärztliche Spione — mir einerlei, wie Sie es nennen wollen — einstimmig ausgesagt

haben: Seine Excellenz, der Herr Finanzminister Carl August Malchus, Graf von Marienrode, Großkreuz des Ordens der westphälischen Krone und einiger andern Halsbänder, stecke in einer so ungesunden Haut, daß er selbst im günstigsten Falle nur noch vier bis fünf Wochen zu leben habe...

— Herr Gott, nur fünf kurze Wochen noch?

— Vielen, die auf den Tod Eurer Excellenz warten, scheint selbst diese kurze Spanne Zeit noch viel zu lang. Fünf Wochen sind indessen bald vorüber. Sie werden also begreifen, bester Graf, daß es hohe Zeit ist, mit dem Himmel und Ihrem Fürsten, der Sie mit tiefem Schmerze hinwelken und dem offenen Grabe entgegeneilen sieht, seine Rechnung abzuschließen und wollen Sie vor Ihrem seligen Ende noch wirklich jenen gewagten Finanzcoup aus- und Papiergeld einführen, dann müssen wir uns tummeln, armer Freund, denn im Verzuge liegt, wie Sie am Besten begreifen werden, dreifache Gefahr: Gefahr für das Vaterland, Gefahr für Ihren Herrn und Gebieter und endlich Gefahr für Sie selbst, denn fünf Wochen vergehen, ehe man die Hand umdreht. Ich bitte, bester Graf, denken Sie doch auch gelegentlich über eine Ihrer Stellung würdige Grabschrift nach.

— Ja, Sire, sagte das in Todeskampf aufgelöste Portefeuille, sich über das, was der König ihm soeben gesagt hatte, in finstere Gedanken vertiefend, da liegt der Hund begraben.

— Meinen Sie, daß diese Inschrift passend wäre?

— Für wen? fragte Malchus finster fortbrütend.

— Für wen anders als für Sie?

— Für mich? schrie der Minister, wie aus schwerem Traum erwachend. Nein, Sire, das Epitaph überlasse ich andern, die dessen würdiger sind.

— Fahren Sie nun hübsch nach Hause, Excellenz, legen Sie sich hübsch zu Bette, bester Graf, und denken Sie, während Sie in Schweiß gerathen, noch einmal reiflich und in voller Muße über Ihre papierne Schöpfung nach und finden Sie, wenn Sie gehörig transpirirt haben, auch dann keinen bessern Ausweg als die Einführung Ihrer sogenannten Schatzkammerscheine, dann will ich mich fügen in das, was Sie in Ihrer hohen Finanzweisheit für nothwendig, für unvermeidlich halten. Dann, Freund, geschehe der Wille eines Sterbenden! Unterdessen will auch ich die Sache noch einmal ruhig überdenken und das specielle Gutachten meiner drei andern Räthe und namentlich das des Ministers des Innern — des Grafen von Wolfradt — abwarten, bis ich darüber — natürlich noch vor Ihrem glorreichen Ende — einen definitiven Beschluß fasse. Bis dahin leben oder sterben Sie wohl! sagte Jérôme, ihm mit lachender Miene einen ziemlich ungelinden Schlag auf das krankhaft angespannte Bauchfell versetzend, so zwar, daß dasselbe einen Ton wie den einer durch Flor gedämpften Trauertrommel hören ließ.

Malchus fuhr tief betrübt nach Hause. Dort angelangt, machte er's wie jener Pariser Spißbürger im Quartier Marais, der, nachdem die Gazette de France

die Nachricht gebracht, er habe am vergangenen Abende ein Bein gebrochen, sofort den Wundarzt rufen ließ, um sich sein gesundes Bein pflichtschuldigst verbinden zu lassen. Es ging ihm wie jenem Basilio, dem der verschmitzte Graf Almaviva und die schelmische Rosine, bei ganz gesundem Leibe das gelbe Fieber als Schreckmittel in die lendenlahmen Knochen gejagt hatten, um sich den störenden Schwätzer so rasch als möglich vom Halse zu schaffen. Diesen harmlosen Scherz hatte sich auch Jérôme mit Basilio-Malchus erlaubt. Dieser begab sich schleunig zu Bette und ließ aus übertriebener Angst gleich mehr als einen seiner Hausärzte herbeirufen.

— Wie viel Aerzte soll ich holen, Excellenz? fragte sein vertrauter Diener.

— Vorläufig wünsche ich nicht mehr als 10 . . .

— Wie, 10 Aerzte gleich auf einmal.

— Verstehe mich recht, guter Jacob. Vor allen Andern bestelle Zadig und Personne. Zadig ist 1, Personne ist 0. Und beide zusammen machen zehn. Nun laufe, guter Jacob. Das Vaterland ist in großer Gefahr. Sein Finanzminister hat die Sackbauchwassersucht.

---

## XII.

Eines Nachmittags, als der König von Kassel nach seiner herbstlich verwaisten Sommer-Residenz und

von dort nach der Löwenburg fuhr, um dem Mittelpunkte all' seiner Gedanken zu sagen, daß die Königin jenes Album angenommen habe und sich dafür herzlich bedanken lasse, fand er Elisabeth trauriger als je.

— Schon wieder in Thränen? fragte er. Sprich, holder Engel, was ist vorgefallen?

Elisabeth senkte ihre Augen und schwieg . . .

— Dein geheimnißvolles Schweigen, das Du bis zur Beredtsamkeit zu steigern verstehst, beunruhigt mich in so hohem Grade, daß ich Dich inständigst bitten muß, mir zu sagen, was Dich von Neuem so verstimmt hat. Engel, hat Dich irgend Jemand beleidigt?

Sie schüttelte verneinend ihr niedergebeugtes Haupt.

— Hast Du von mir irgend etwas erfahren, was für Dich kränkend ist.

Schweigend verneinte sie auch diese Frage.

— Elisabeth, Du würdigst mich keiner Antwort. Sprich, hast Du mir die Sonne Deiner Gunst entzogen?

Dasselbe verneinende Kopfschütteln.

— Du bist ein kleiner Eigensinn, Elisabeth. Es ist Zeit, daß Du dies finstere Schweigen brichst und mir die Ursache Deiner Thränen nennst . . .

Sire, ich dachte an ihre Frau . . .

— An Katharina?

— An jene Unglückliche, die meinen Vornamen führt . . .

— Wie, Du weißt? fragte der König.

— Sire, ich weiß mehr als mir lieb ist. Sie ha-

ben vor Jahren in Lissabon treulos ihre erste Frau verlassen, eine Frau, die Ihrer Liebe und Achtung so würdig wie keine Zweite ist . . .

— Elisabeth, es geschah auf Befehl meines Bruders!

— Wie, Sire, kann der Kaiser Sie zwingen, treue Liebe mit grausamem Undank zu lohnen?

— Er zwang mich zu einem Schritte, den ich Anfangs weniger bereut habe als seit jenem Augenblicke, in welchem ich in Dir gleichsam ihre Doppelgängerin, erblickte. Du gleichst ihr wie eine Thauperle der andern. Bei dem Anblick Deiner Schönheit, die mich an die ihre erinnerte, trat zum ersten Male seit unserer jahrelangen Trennung das Gespenst blutiger Reue vor meine Seele. Damals, als ich Dich zum ersten Male im Kuhstalle zu Montcheri gesehen, hätte ich vor Dir auf meine Kniee sinken und Dich, ihr vollständiges Ebenbild, um Vergebung meiner großen Sünde, meines schändlichen Verraths, anflehen mögen. Ich sah Dich und liebte Dich, weil Du in Allem ihr schönes Spiegelbild bist.

— Und haben Sie keine Nachricht von Ihrer armen Frau?

— Wir haben einander niemals geschrieben. Sie ist, wie man mir berichtet hat, nach Amerika, nach ihrer Vaterstadt Baltimore zurückgekehrt und . . .

— Lebt dort im Hause ihrer Mutter . . .

— Wie, Du hast Nachricht von ihr?

— Mistreß Elisabeth Patterson trauert um ihren

Gatten, den sie mit ungeschwächter Liebe liebt, heute noch eben so aufrichtig wie zu jener Zeit, als Sie sie hilflos auf fremder Erde zurückließen. Damals trug die unglücklichste aller Frauen unter ihrem Herzen ein Pfand Ihrer Liebe . . .

— Sie beschenkte mich mit einem Knaben, was ist aus dem Kinde geworden?

— Sire, es lebt! rief Elisabeth mit einem Stolze, einer Freude, als ob sie selbst jene vaterlose Waise einst unter ihrem Herzen getragen.

— Und durch wen wissen Sie Dies?

— Durch meinen Bruder, der jetzt in Baltimore lebt und durch einen günstigen Zufall die Bekanntschaft der unglücklichen Mutter gemacht hat. Sire, ich werde Ihnen später einen Brief geben, den ich vor Kurzem von Joseph erhalten habe. Dieser Brief wird Ihnen einen Blick gestatten in das schmerzzerrissene Herz einer Frau, die Sie noch immer nicht vergessen kann.

— Fast scheint es mir, als ob jede Frau, welche Elisabeth heißt, ein Engel, ein Muster von Unschuld und Schönheit, ein Vorbild von Liebe und Treue ist.

— Und dennoch haben Sie diesen Engel, dieses Muster, dieses Vorbild lieblos verrathen, hilflos im Stich gelassen . . .

— Nur auf Befehl meines grausamen Bruders!

— O, welch' herrlicher, welch' unbezahlbarer Entschuldigungsgrund! bemerkte Elisabeth mit wehmüthig-bitterem Lächeln. Gestatten mir Eure Majestät eine kleine unbedeutende Frage. Was würden Sie thun,

wenn der Kaiser urplötzlich auf den Einfall geriethe, Ihnen zu befehlen, mich nicht nur zu vergessen, sondern einer Landstreicherin, einer Abenteuerin gleich, aus Kassel nach einer seiner französischen Strafkolonieen zu schicken?

— Ich würde mich diesem lächerlichen Befehle durchaus nicht fügen.

— Ich wußte, daß Sie dies sagen würden, denn nichts Anders blieb Ihnen übrig, als diese Antwort. Aber glauben Sie, daß ich daran glaube?

— Soll ich's Dir beschwören? fragte Jérôme.

— Ich bitte, Sire, schwören Sie nicht; ich wenigstens glaube nicht an Schwüre!

— Wie, Elisabeth hält mich für meineidig?

— Hat die trauernde Wittwe in Baltimore nicht ein ganz gegründetes Recht dazu?

— Bei ihr war dies etwas Anderes. Man giebt viel leichter seine Frau als seine Geliebte auf.

— Ein schöner Grundsatz, mein erhabener Gebieter! Gesetzt also, ich hätte das Glück jemals Ihre Frau zu werden, müßte ich nicht in beständiger Angst und Besorgniß leben, daß Sie die Schwüre Ihrer Liebe brechen und mich viel leichter aufgeben, als Ihre Geliebte?

— Deine Logik bringt mich in Verzweiflung . . .

— Weil Ihr Gewissen Ihnen sagt, daß ich recht habe, daß ich Ihr Inneres durchschaue und mich durch Ihre Worte ebenso wenig blenden, als durch Ihre Be-

theuerungen oder Schwüre — wie Eure Majestät es nennen — täuschen und bethören lasse!

— Du verwundest meine Ehre . . . Du beleidigst meinen Stolz . . . Alles im Leben hat seine Grenzen . . .

— Auch Ihre Liebe . . . ich weiß es . . .

— Du irrst, Elisabeth! Meine Liebe zu Dir ist unbegrenzt . . .

— Redensart, Sire, nichts als hohle Redensart. Euer Majestät würden mich eben so leicht und wahrscheinlich noch viel leichter als Elisabeth Patterson und ein halbes Dutzend anderer Frauen vergessen, die Sie durch die Schwüre Ihrer ewigen Treue, durch die Wonne Ihrer ewigen Liebe allerhuldreichst beglückt haben . . .

— Elisabeth, Du wirst bitter und ungerecht. Erst seitdem ich Dich kennen gelernt, weiß ich, was Liebe ist . . .

— Liebe? wiederholte Elisabeth mit ironischem Achselzucken. Mich lieben Sie ebenso wenig, als Sie jene andere Elisabeth geliebt haben. Dort, Sire — zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen unumwunden meine Meinung sage — war es Eigennutz . . . hier ist es nichts als Sinnlichkeit.

— Diese Kränkung habe ich nicht verdient! Durch welchen Schritt meines Benehmens, durch welchen Act meines Betragens habe ich mir von Dir diesen ungerechten Vorwurf zugezogen? Hat mein Mund sich je vergessen, Dein keusches Ohr durch eine Bitte zu beleidigen, die Dir ein Recht gegeben, mir den Vorwurf

der Sinnlichkeit zu machen. Ist unsere gegenseitige Liebe nicht so rein und fleckenlos, wie das Licht der Sonne?

— Selbst die Sonne hat ihre Flecken. Wenn unsere Neigung sich bis jetzt frei von den Schlacken des Irdischen gehalten hat, wer hat das Verdienst, oder wer trägt die Schuld. Hätte die arme unbekannte Hospitalwärterstochter sich so leichtfertig wie manche vornehme Dame Ihres Hofes, wie manche gefeierte Künstlerin Ihres Theaters, theils aus Eitelkeit, theils aus Eigennutz der versengenden Flamme Ihrer sinnlichen Liebe hingegeben, wäre sie dann nicht schon längst vergessen, wie Gräfin Siméon, Generalin Decoudras*), Madame Durand, Mademoiselle Héberti, Frau Doctor Personne, Mademoiselle Blangini und zehn andere Liebessonnen Euer Majestät!

— Du bist hart, sehr hart, Elisabeth.

— Sire, ich bin ruhig und gerecht. Ich verkenne durchaus nicht Ihre Vorzüge, ich bin aber darum nicht blind eingenommen für Ihre Fehler. Eure Majestät sind nicht schlechter, aber wahrlich auch nicht viel besser, als der größte Theil jenes stärkern Geschlechts, das sich in seinem Eigendünkel und Hochmuth als „Herren der Schöpfung" betrachtet. Diese „Tyrannen der weiblichen Herzen lieben die Sclavinnen ihrer Lüste" nur

*) Generalin Decoudras, eine der Hofdamen der Königin und Schatzmeisterin des Sternkreuzordens der heiligen Elisabeth, war eine Tochter des Gefängnißwärters Bergerat zu Metz, und gleichfalls eine der unzählig vielen Flammen Seiner Majestät.

so lange rein und echt und innig, als diese ihre stillen Liebesseufzer nur theilweise und nie ganz erhören. Der Besitz erzeugt Ueberdruß und Ekel. Nur unglückliche Liebe ist dauernde Liebe. Glückliche überlebt sich schneller, als sie ahnt!

— Dich, Engel, werde ich ewig lieben! betheuerte der König mit dem Ausdruck der ganzen Schwärmerei, der ihm zu Gebote stand.

— Ewig, erwiderte Elisabeth, mit einer Ironie, die ihr in Jérôms Augen einen doppelten Reiz lieh, ist im Wörterbuche der männlichen Liebe fast gleichlautend mit niemals.

— Gut, dann habe ich Dich niemals geliebt.

— Sire, dies glaube ich Ihnen eher. Ihr Großen der Erde seid Tyrannen und verlangt als solche volle Unterwürfigkeit, uneingeschränkten Willen, vollen Besitz. Jeder, der sich Euren maßlosen Anmaßungen widersetzt, ist Revolutionär, Insurgent, Rebell.

— Oui, tu est belle et rebelle!

— Ein Wortspiel, Sire, und nichts weiter. Sie wissen, daß ich Alles hasse, was auch nur im Entferntesten wie Schmeichelei und Lüge klingt. Beide sind ja nur Zwillingsschwestern. Doch halt! Wollen Eure Majestät mir einen Beweis geben, daß Ihre Neigung zu mir keiner von beiden Schwestern angehört, wollen Sie mich überzeugen, daß Ihre Liebe zu mir keine Heuchelei, sondern Wahrheit ist, dann erfüllen Sie mir einen Wunsch . . .

— Deine Wünsche sind stets die Meinigen.

— Gut, ich will es Ihnen glauben. Hier auf dem Tische steht Schreibzeug und Papier. Geruhen Eure Majestät die Feder zu ergreifen und einige Zeilen niederzuschreiben, die ich Ihnen — vorausgesetzt, daß Sie es mir erlauben, — vorsagen werde.

— Du siehst, Kind, ich sitze bereits!

— Wohlan, dann geruhen Sie zu schreiben.

Der König tauchte die Feder ein.

Und Elisabeth begann Folgendes zu dictiren: „Madame!"

— Wer ist diese Madame? fragte Jérôme mit allen Symptomen gespannter Neugier.

— Sie sollen, wenn Sie mich bis zum Schluß des Schreibens nicht unterbrechen wollen, es früh genug erfahren.

— Ich verspreche Dir, vollständig zu schweigen.

Die Jungfrau dictirte nun ziemlich rasch:

„Madame! Verzeihen Sie mir, daß ich erst nach Jahren eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle. Durch die Schwester Joseph Grün's in Kenntniß gesetzt, daß Sie sich in der Güte Ihres Herzens Ihres undankbaren Gattens noch immer mit treuer Liebe erinnern, drängt mich das Gefühl aufrichtiger Reue, Ihnen zu sagen, daß auch Sie nicht ganz vergessen sind. Auch ich erinnere mich, jetzt häufiger als je der schönen Zeit, in der es mir vergönnt war, Sie, die Krone aller Frauen, die Meinige zu nennen. Das Schicksal hat uns vereinigt, der Kaiser hat uns getrennt. Aber dieser Trennung ungeachtet, habe ich

nie aufgehört, Sie zu achten und zu lieben und Ihnen all' jenes Glück zu wünschen, dessen Sie so würdig sind. Vergessen Sie mich auch ferner nicht. Küssen Sie Ihren, küssen Sie unsern Sohn und bitten Sie ihn, ein Wort der Fürsprache einzulegen für einen Mann, welcher ist und bleiben wird

Sein ihn liebender Vater Jérôme."

— Ich unterschreibe dies mit großer Freude. Aber gestatten Sie mir wohl eine kleine Nachschrift.

— Sie sind ein freier Herr Ihrer Gefühle.

— Dann füge ich noch Folgendes hinzu: „Der Himmel hat mir einen schönen Ersatz für Sie geschenkt. Elisabeth Grün, die mir die obigen Zeilen dictirt hat, ist in Allem Ihr Ebenbild. Sie ist, wie Sie, ein Engel!"

— Sie können nicht das Schmeicheln lassen. Und dennoch kann ich Ihnen nicht mehr zürnen. Mit Ihrer Genehmigung, Sire, werde ich selbst Ihren Brief der Post übergeben und Ihrer trauernden Wittwe dadurch eine Freude bereiten, die sie — ich hoffe es — mit ihrem Schicksal und Ihrem Verrathe einigermaßen versöhnen wird.

— Welch' großes, schönes, edles Herz! Und solches Herz sollt' ich nicht lieben? Mag Katharina mich immerhin verdammen! Ich kann nicht anders, theure Elisabeth! Ich muß, ich muß Dich lieben!

Elisabeth gab ihm den Brief ihres Bruders.

— Sire, nehmen Sie diesen Brief, lesen Sie diese ungeschminkten Zeilen. Joseph wird es mir verzeihen, daß ich Sie in die Geheimnisse seines Herzens einweihe,

doppelt gern verzeihen, wenn er erfährt, daß seine Mittheilungen über meine Namensschwester Eure Majestät bewogen haben, einen kleinen Theil Ihrer großen Dankesschuld an sie abzutragen.

Darauf reichte sie ihm ihre Hand; er zog sie an seinen Mund.

— Sie sind besser als Ihr Ruf, rief sie begeistert. Auch Ihre Feinde sollten Sie achten!

— Elisabeth, ich darf wie mein Bruder, der große Kaiser, sagen: „Mes plus grands ennemis sont dans ma famille!“ Meine größte Feindin ist meine Frau . . .

— Sire, Sie thun der Königin Unrecht!

— O, glaube das nicht! Katharinen's Eifersucht verbittert mir manche Stunde meines Lebens! Sehr häufig erlaubt sie sich Anspielungen, die wie glühende Nadeln mein Herz durchbohren! Eine Frau, die ihren Mann *nicht achtet*, lehrt Andere, ihn zu *verachten*. Aber laß mich schweigen von ihr! Elisabeth, bevor ich Dich verlasse, erlaube ich mir noch ein Bitte an Dich . . .

— Heute darf ich Ihnen Nichts abschlagen . . .

— Seit ich mein Capri verlassen, kann ich Dich leider nicht mehr so häufig sehen, als früher. Seitdem fehlst Du mir doppelt. Es giebt Augenblicke, in welchen ich mich nach dem Anblick Deiner holden Züge, wie ein sterbender Sünder nach dem heiligen Abendmahle sehne. Dann suche ich Deine lichten Augen wie ein müder Wanderer, der sich in unheimlicher Waldesnacht

verirrt hat, ein Paar lichte Fenster sucht. Elisabeth, da Du nicht bei mir sein kannst, so biete mir für die große Entbehrung einen kleinen Ersatz. Lasse Dich malen, malen für mich!

Elisabeth beobachtete wieder ihr. geheimnißvolles Schweigen.

— Sprich Kind, wie soll ich dies deuten?

— Ihre Bitte, Sire, macht mich verlegen, doppelt verlegen, weil ich sie früher, als Sie sie ausgesprochen, zu errathen gewagt hatte. Hier ist das Bild Ihrer Schwester, sagte sie und holte aus ihrem Busen eine goldene Kapsel hervor, in welcher sich ihr täuschend ähnliches Portrait in Miniatur befand.

Der König küßte ihr schönes Bild und war so bewegt, daß er ihr nur durch Blicke, welche Freude ausstrahlten, zu danken vermochte.

— In wenigen Wochen feiert die Stadt Kassel Ihren Geburtstag. Dies Bild war für den 15. November bestimmt . . . ich schenke es Ihnen schon heute, als Dank für jenen Brief, der Ihrer Reue zur vollsten Ehre gereicht. Gereinigt stehen Sie jetzt vor Elisabeth! Sie wird Ihnen vergeben, wie ich Ihnen vergeben habe. Der Himmel segne Eure Königliche Majestät!

Der König kehrte nach Kassel zurück. Am Abende desselben Tages schrieb er ihr:

Elisabeth!

Dieser Name sagt mehr als alle Schmeichelworte, welche heiße Liebe und reine Anbetung für

Dich zu ersinnen vermögen. Dadurch, daß Du einen meiner sehnlichsten und geheimsten Wünsche errathen, dadurch, daß Du mir Dein Bild geschenkt, hast Du mir einen neuen Beweis Deiner Liebe gegeben, denn nur Liebe kann Wünsche ahnen lange vorher, ehe wir sie auszusprechen wagen. Empfange für dieses liebe Zeichen Deiner Divinationsgabe meinen tiefinnigsten Dank und gleichzeitig als kleines Gegengeschenk das Miniaturbild Deines Bruders. Es würde mich namenlos glücklich machen, wenn ich mir sagen dürfte, auch damit einen Deiner stillen Wünsche errathen und erfüllt zu haben. Wenn Du meinem Bilde die Ehre erweisest, ihm einen Platz an Deinem reinen Herzen anzuweisen, dann weiß ich nicht, wer mehr zu beneiden ist: der Maler oder der Gemalte? Fast stündlich küsse ich Dein Bild. Wirst Du je das meine küssen? Ich glaube, ich würde es fühlen, wenn Dein keuscher Mund sich herabließe, jenes Stückchen Elfenbein zu berühren, das Dir meine Züge vor die Seele führt.

Gestern Abend erzählte mir Madame Taglioni, daß „die liebenswürdigste ihrer Schülerinnen“ schöne Fortschritte auf der Harfe macht. Was kann gelehriger als Liebe sein? Sie begreift schneller als das Genie. Aber ist Liebe nicht das größte Genie? Liebe ist ein Ausfluß der Göttlichkeit.

Wenn Du Deinem Bruder schreibst, dann grüße ihn von mir und bitte ihn, daß sein Haß ihn nicht

verleiten möge, mich so ganz und gar zu verdammen, wie er dies in seinem Briefe gethan, den ich vom Anfange bis zum Ende mit gleich großer Theilnahme gelesen und den ich Dir mit vielem Danke zurücksende. Braucht Joseph irgend eine Unterstützung, dann möge er mir den Gefallen erweisen, sich an den Freund seiner Schwester zu wenden. Jérôme liebt Jeden, welcher Grün heißt, Deinen Onkel ausgenommen, der ein Sadducäer ist, den ich hasse, weil er Dich nicht so zu lieben scheint, als Du es wegen des Adels Deiner Seele, wegen der Reinheit Deines Herzens verdienst. Und trotzdem hätte ich große Lust, ihn zum Castellan meines Schlosses in Kassel zu machen, um Dich, den Glückstern meines Lebens, in meine Nähe zu bannen; doch wünsche ich zuvor Deine Meinung darüber einzuholen, denn Dein Wille ist mir Befehl!

Ich küsse Dein schönes Herz und bitte Gott, daß er Dich in seinen Schutz nehme. Bleibe gut Deinem

Dir treuen Jérôme.

— — — — — — — — — — — —

Als Elisabeth am folgenden Morgen diesen Brief erhielt, küßte sie das Bild und die Zeilen, die den Ausdruck wahrer Liebe in sich trugen. Sie dankte ihm schriftlich für das theure Geschenk, das ihrer Seele ein Bedürfniß gewesen sei, und versicherte, sie werde es beständig auf ihrem Herzen tragen, und sich

dadurch in Augenblicken heißer Sehnsucht erleichtert und getröstet fühlen. In der Nachschrift aber hieß es: „Lassen Sie uns auf der Löwenburg!“

---

## XIII.

Eilen wir nun an das Bett des eingebildeten Kranken, um hier Augen- und Ohren-Zeuge der ärztlichen Consultation zu sein, die so eben ihren Anfang nimmt.

Der Staatshämorrhoidar liegt im tiefsten Schweiße. Dr. Personne betastet den rechten, Dr. Zadig den linken Puls Seiner Excellenz. Beide wiegen, schweigsam wie chinesische Pagoden, ihr gelehrtes Haupt hin und her und Einer wartet auf den Ausspruch des Andern.

— Und worüber klagen denn Eure Excellenz, begann der Leibarzt des Königs.

— Ich habe Durst, entsetzlich vielen Durst.

— Das kommt vom Schwitzen, bemerkte der Leibarzt der Königin.

— Und wie finden Sie meinen Zustand? fragte der Finanzminister, in dessen Physiognomie sich wahre Todesangst malte.

— Ihr Puls, erklärte Personne, geht so ruhig...

— Wie der Meinige, ergänzte Dr. Zadig.

— Sie meinen also, ich sei gesund?

— So gesund wie ein Fisch im Wasser, sagten Beide, wie aus Einem Munde.

— Und dennoch habe ich die Wassersucht, stöhnte der Graf von Marienrode.

— Die Wassersucht? fragte Dr. Personne überrascht.

— Excellenz, fragte Dr. Zadig, wer hat Ihnen diesen Bären aufgebunden?

— Ich weiß es von Seiner Majestät und Seine Majestät weiß es vom Chef der hohen Polizei, vom Herrn von Bongars, der, wie Sie wissen werden, Alles weiß.

— Ja, Excellenz, erklärte Zadig mit etwas jüdischer Ironie, wenn die hohe Polizei erklärt, daß Sie an der Wassersucht leiden, dann freilich bleibt Unsereinem nichts Anderes übrig, als steif und fest daran zu glauben, denn die hohe Polizei irrt nie und wenn der ehrwürdige Chef derselben erklärt, Dr. Personne hat die Gehirnentzündung, dann läßt ihm College Dr. Zadig, ohne Weiteres, 24 Blutegel setzen. Ha, ha, ha! Erlauben Sie, daß wir ein klein wenig lachen.

— Worüber? fragte das in Schweiß gebadete Portefeuille.

— Ueber Ihre Leichtgläubigkeit, erwiderte Dr. Personne. Eure Excellenz leiden ebenso wenig an der Wassersucht, als mein sehr ehrenwerther College Zadig an der Klauenseuche.

— Oder College Personne an der Drehkrankheit!

— Sie glauben also wirklich? fragte Malchus.

— Daß Sie viel klüger thäten, aufzustehen . . .

— Als sich unnütz in Schweiß aufzulösen, ergänzte Zadig.

— Sie geben mir das Leben wieder. Ich fühle mich wie neu geboren. Heil jedem Staate, der solche Aerzte . . .

— Und Heil jedem Arzte, sagte Personne . . .

— Der solche Kranke hat, commentirte Zadig.

Die Consultation hatte ihr Ende erreicht. Das Aesculapen-Paar verließ den Kranken und der Kranke verließ sein Bett.

— Dieser König Jérôme ist ein Schlingel, sagte Seine Excellenz, sich den Schweiß von der Stirne trocknend. Mir solch heillosen Schreck in den Leib zu jagen! Ich wäre vor Angst beinah' gestorben!

---

## XIV.

Nachdem Pigault-Lebrun die drei Monate seiner harten Kerkerstrafe überstanden hatte, eilte er aus dem Gefängnisse geraden Weges ins Schloß zu seinem königlichen Freunde. Sie flogen sich gerührt in die Arme.

— Was macht mein Zögling, mein Floh! so lautete die erste Frage Meisters Jovial.

— Ach guter Charles! seufzte der König.

— Himmel, was werde ich hören müssen? fragte Lebrun von panischem Aerger erfaßt.

— Denke Dir, lieber Freund, meinen Schreck. Meister Floh ist mir leider entflohen.

— Entflohen? wiederholte der Mentor jenes sechsfüßigen Telemachs. Und Sie wissen nicht wohin, wohin?

— Ich vermuthe, daß dieser Floh von deutscher Abkunft gewesen und wahrscheinlich nur aus Franzosenhaß ausgewandert ist.

— Eine Krone für einen solchen Floh!

— Tröste Dich, altes Haus. Es giebt der Flöhe so Viele!

— Aber nicht Jeder hat solche Anlagen! Sire, ich fürchte, daß ich den Verlust dieses Künstlers nicht lange überleben werde.

— Sei kein Narr und höre, was ich Dir mitzutheilen habe. Der Kaiser bestehk auf Deine Rückkehr.

— Wie, ich soll Sie wirklich verlassen?

— Mir blutet das Herz, alter Junge. Und dennoch kann ich Dir nicht helfen. Innerhalb drei Tagen mußt Du Kassel verlassen und geraden Weges nach Paris zurückkehren, auf Befehl des Kaisers!

— Ihr Bruder ist ein fanatischer Schuster.

— Ein Schuster? Was soll dies heißen?

— In den letzten Tagen meiner Gefangenschaft habe ich aus Langeweile psychologische Untersuchungen über das Menschengeschlecht angestellt, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß dasselbe in zwei große Raçen zerfällt: Alle Menschen sind entweder Schneider oder Schuster. Wir Beide sind zum Beispiel Schneider.

— Schneider? Und warum, mein großer Psycholog?

— Schneider ist in meinen Augen Jeder, erklärte Pigault, dessen Habitus dünn wie ein Zwirnsfaden, schlank und gebrechlich wie eine Nähnadel, weich und geschmeidig wie ein Stückchen Wachs ist, womit die ehrenwerthe Raçe der Kleiderkünstler ihren Zwirn und ihre Seide einreiben, denn Wachs ist das Colophonium der Schneider, wie, umgekehrt, Colophonium das Wachs der Geigenspieler ist.

— Charles, Du bist ein kostbarer Narr!

— Ja, Bruder, das bin ich wirklich. Aber höre weiter. Jeder, der nicht Schneider ist, erscheint mir in meinem Auge als Schuster. Schuster ist Jeder, dessen Habitus kurz und gedrängt, wie sein dreibeiniger Schemel, derb und grob wie sein Hammer, zäh und trocken wie Pech ist. Der Schuster hat in seinem ganzen Wesen etwas Männlicheres als der Schneider, dem immer etwas Weibisches anklebt. Dieser ist größtentheils blond, während unter zehn Schustern mindestens neun so schwarz wie ihr Pech sind. Der Schneider ist in der Regel gutmüthig und nachgiebig, der Schuster hingegen jähzornig und halsstarrig. Der Schneider behauptet immer einen gewissen Grad von Nüchternheit, während der Schuster einen ausgesprochenen Hang zur Trunksucht hat. Der Schneider ist meistentheils Freigeist, der Schuster dagegen Mystiker. Aus der Reihe der Schuster ist ein Jacob Böhme, aus dem Phalanx der Schneider ist ein Johann von Leyden hervorgegangen. Der Schneider hat mehr Neigung zum weiblichen Geschlechte als der Schuster. Fast jeder

Schneider ist ein Schürzenjäger, während der Schuster mehr Anlage zum Weiberfeinde hat. Der Schneider prügelt blos seine Kinder; der Schuster prügelt lieber seine Frau. Der Schneider liebt Oper und Ballet, der Schuster liebt Melodrama und Trauerspiel. Der Schneider zieht Mehl-, der Schuster Fleischspeisen vor. Der Schneider schwärmt für Feenmährchen, der Schuster interessirt sich für Räuberromane. Der Schneider ist ein schnellfüßiger Tänzer, der Schuster ein plumper, schwerfälliger, grillenfangender Zuschauer. Der Schneider neigt sich zur Poesie, der Schuster zur Astronomie. Der Schneider ist Skeptiker wie Pierre Brüle, der Schuster glaubt an Träume und Ahnungen, an Hexen und Gespenster wie Pierre Leloyer.*) König Saul, der an die Hexe von Endor, Macbeth, der an Banquo's Geist und Wallenstein, der an die Aussprüche seines Sterndeuters Seni geglaubt, waren mehr oder weniger Schuster. Talleyrand und Fouché, die nur an sich und außerdem an gar nichts glauben, gehören mehr oder weniger zum Geschlechte der Schneider. Werfe ich einen Blick auf Ihre Minister, dann überzeuge ich mich, daß Malchus und Wolfradt ausge-

---

*) Pierre Leloyer, geb. 1550, gest. 1634, königlicher Rath am Gerichtshofe zu Angers, ist Verfasser des bekannten Werkes: „Discours et Histoire des spectres, visions et apparitions des esprits, anges, démons et ames etc.“ Paris 1605. 4. Das Buch ist dem lieben Gott „Deo optimo maximo“ gewidmet und gehört zu den bibliographischen Seltenheiten. Die zweite Auflage erschien im Jahre 1608.

sprochene Schuster, Siméon und Le Camus eingefleischte Schneider sind.

— Und wie denkst Du über die Frauen?

— Auch diese theile ich, wie die Männer, in zwei große Sippen: in Schneider und Schuster oder, was, genau betrachtet, fast dasselbe sagt: in Rosen und Tulpen. Die Rosen sind Schneider, die Tulpen sind Schuster. Die Königin gehört zur Familie der Tulpen, Elisabeth Grün zum Geschlechte der Rosen. Die Tulpe hat Farbe, aber keinen Duft. Die schöne Rose hat Beides zugleich. Gräfin Siméon ist frömmelnder Schuster, Madame Durand ist ein höchst aufgeklärter Schneider. Mademoiselle Héberti ist Rose und . . .

— Felicitas Blangini ist eine duftlose Tulpe.

— Vollkommen einverstanden. Ich sehe, daß Sie die beiden Unterscheidungen meines psychologischen Systems schneller begreifen, als ich anfänglich vermuthet hatte. Wir werden Sie ein wenig examiniren. Doctor Personne zum Beispiel . . .

— Ist ein colossaler Schuster, definirte Jérôme.

— Bravo, bravo! Und Doctor Zadig?

— Ein pyramidaler Schneider.

— Ich würde sagen ein fanatischer Schneider! Unser gemeinschaftlicher Freund, der Husaren-Obrist Müller . . .

— Ist ein ausgesprochener Schuster. Gut, daß Du mich an ihn erinnerst. Während meines vierzehntägigen Stubenarrests hat mich dieser äußerst gewissenhafte Teutone auf Befehl des Kaisers und dessen Ab-

geordneten, des Generals Rapp, mehr brutal als martialisch behandelt. Weißt Du, wie wir uns an ihm gerächt?

— Sie haben ihm den Abschied gegeben!

— Ich habe ihn zum General gemacht!

— So war es Recht, Freund Jérôme. Man muß seinen Feinden goldene Brücken bauen und auf ihren undankbaren Häuptern glühende Kohlen sammeln. Das hab' auch ich gethan, Sire! Ich habe Ihren Doctor Personne, den ich nicht leiden kann, weil er alle Mehlspeisen in Schwamm und Seife eintheilt, auf Morgen zu einem Mittagsbrote eingeladen und mir vorgenommen, ihn einzig und allein mit Mehlspeisen abzufüttern. Der Schuster wird Feuer und Flamme speien.

— Ich gönne ihm diese raffinirte Strafe, denn denke Dir, guter Charles, was dieser Mensch mir für einen Possen gespielt. Unserem dicken Schuster Malchus, dem ich vor einigen Tagen eine Sackbauchwassersucht angedichtet und dadurch einen kostbaren Todesschreck eingejagt hatte, sind durch ihn die Schuppen von den Augen gerissen worden. Der Schlingel Personne hat ihn für kerngesund erklärt und der elende spindeldürre Schneider Zadig hat Jenem keinen Widerspruch zu leisten gewagt.

— So sind diese Heilkünstler. Kranke erklären sie für Gesunde und Gesunde für Kranke. Der Arzt des Gefängnisses, der mich allwöchentlich einmal untersuchte, wollte mich mit aller Gewalt zu seinem Patienten machen; er behauptete, meine Milz sei krank. Wer sagt

dem Dummkopf, ob ich überhaupt eine Milz habe. Es giebt Leute, die sich auch ohne Milz behelfen. Und zu diesen gehöre auch ich.

— Nach dem Ausspruche alter Aerzte soll dies bei allen Akephalen oder kopflosen Mißgeburten der Fall sein.

— Sire, ist dies Bonmot von Ihnen?

— Von wem sonst, guter Mehemed Schulze?

— Wie, Elisabeth spielt noch immer die kalte, keusche, unerbittliche Artemisia?

— Hans Narr, Du verkennst diesen Engel. Elisabeth ist ein Muster von Tugend!

— Ich glaube nicht an weiße Raben . . . Engel existiren nur im Gedichte . . . In der Wirklichkeit ist jede Frau, und selbst die allerbeste, ein Himmel für die Augen, ein Fegefeuer für die Börse und eine Hölle für die Ruhe unseres Herzens, denn es ist leichter ein Hemde voll Flöhe als die Treue einer Frau zu hüten. Apropos, was macht mein Freund Blangini.

— Morgens componirt er neue Nocturnen und Abends singt sie die Königin, die er auf dem Klaviere begleitet. Charles, ich gönne ihm diesen Genuß!

— Auch dies ist eine goldene Brücke . . .

— Die zu einem Herzen von Gußeisen führt, ergänzte Jérôme. Doch höre, was ich Dir auftrage. Da Du nach Paris zurück mußt, so kannst Du mir gleich nach Deiner Ankunft einen kleinen Dienst erweisen. Bitte in meinem Namen unsern gemeinschaftlichen Freund Isabey, der den Kaiser und dessen ganze Fa-

milie gemalt, auf einige Monate zu mir nach Kassel zu kommen. Ich wünsche eine Galerie aller weiblichen Sterne, die auf meinem Capri geglänzt, vom Abend- bis zum Morgenstern, von Angioletta Héberti, bis hinauf zu Elisabeth Grün, durch die Macht seines Meisterpinsels, durch den Zauber seiner Farbengebung, zur Verschönerung meines Lustschlosses ins Dasein zu rufen. Lade auch Ingrés nach Kassel ein. Er soll die schönsten Punkte von Napoleonshöhe und vor Allem meine romantische Löwenburg, das Mecca meiner Sehnsucht, malen. Von ihm verfüge Dich zu Desaugiers. Bestelle bei ihm drei einactige Vaudevilles, die wir im Laufe des nächsten Carnevals hier im Schlosse aufführen wollen. Bringe dem zu Fleisch gewordenen Liede tausend herzliche Grüße und einstweilen, auf Abschlag, hundert Jérômed'or, die Dir morgen früh der Intendant meiner Privatchatulle einhändigen soll. Ferner ersuche ich Dich beim Hoflieferanten der Kaiserin für meine Rechnung dreißig persische Shawls zu bestellen, deren Auswahl ich Deinem Geschmacke überlasse. Diese Shawls müssen bis spätestens 14. November in Kassel eintreffen, denn ich habe sie zu Geschenken bestimmt, womit ich am Abend meines Geburtstages die Königin und die Damen ihres Hofstaats überraschen will. Ich gebe Dir carte blanche, guter Charles. Du bist der einzige meiner Freunde, der noch nie um einen Sou mich betrogen, und schon aus diesem Grunde werde ich Dich mehr vermissen, als hundert andere meiner Landsleute . . .

— Wie aber, Sire, wenn ich keine Lust habe, nach dem Kaiserneste Paris zurückzukehren?

— Ach, lieber, herzensguter Charles, setze mich nicht in die Nothwendigkeit, Zwangsmaßregeln anzuordnen, und dich unter Militär-Escorte nach Paris bringen zu lassen. Ich muß gehorchen dem großen Napoleon. Sein Wille ist auch der Meinige. Also widersetze Dich nicht, alter Freund.

— Was mag der Kaiser mit mir vorhaben?

— Er will Dich anstellen, edler Tectosage!

— Der Teufel hole alle seine Anstellungen! Ich brauche sie nicht im Geringsten. Ich will meine Freiheit, meine Unabhängigkeit behaupten . . .

— Mache was Du willst, aber gehe nur nach Paris!

— Gut, ich will mich diesem barbarischen Befehle fügen nicht aus Furcht vor ihm, sondern einzig und allein aus Rücksicht für den besten aller Könige, für den treuesten aller Freunde, für den Jérôme aller Jérôme. Höre, guter Freund, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich daran denke, daß ich Dich verlassen soll . . . vielleicht auf lange Zeit . . . vielleicht für immer! Ach! auf Deinem Capri war's doch schön! Ich werde es wohl niemals vergessen . . .

— Vielleicht gestattet Dir der Kaiser, bald zurückzukehren . . .

— Schon der Gedanke macht mich schwindelig. Ach, Jérôme, sagte er mit Thränen im Auge, den König umarmend, es ist doch Schade, Jammerschade!

— Was denn, guter Charles, fragte Jérôme, den Rücken seines Freundes zärtlich klopfend.

— Ewig Schade, daß jener himmlische Floh Eure Majestät durch die Lappen gegangen ist. In Paris hätte ich mit diesem Capitalfloh mehr Aufsehen gemacht, als Madame Catalani mit ihrer Stimme, und Madame Recamier mit der Schönheit ihrer Hüften. Ich hätte meinen Floh für Geld gezeigt und damit mehr verdient, als Horace Vernet mit dem schönsten seiner unsterblichen Schlachtenbilder!

— Vergiß, was nicht zu ändern ist! Als Belohnung für die Abrichtung jenes undankbaren Flüchtlings habe ich meinen Intendanten beauftragt, Dir tausend Napoleons Reisegeld auszuzahlen. Außerdem beziehst Du von mir eine jährliche Pension von 3000 Francs, so lange, als es meinem Bruder und der Vorsehung gefällig ist, mich auf dem Throne von Westphalen zu lassen. Im Uebrigen bleibe ich Dein Freund, wohin das Schicksal mich auch führen mag! Auf Wiedersehen heute Abend im Theater! Zur Feier Deiner Freilassung führen meine Schauspieler heute eines Deiner einactigen Comödien „Il faut croire à la femme“ auf.*) Ich freue mich, Bourdet zu sehen. Wir werden Dich herausrufen, großer Poet. Du sollst einen schönen Triumph feiern. Wir haben wohlweislich für Alles gesorgt. Es wird auch nicht an Kränzen fehlen.

---

*) „Man muß seiner Frau Glauben schenken.“ Dieses artige Lustspiel in Versen hatte er im Jahre 1786 geschrieben.

— Will man Spott mit mir treiben?

— Nein, Charles, man will Dir blos Satisfaction für dreimonatliches Kerkerleiden geben und durch diese Demonstration sein Müthchen an dem Kaiser kühlen, denn ganz Kassel weiß, daß Du nur auf seinen Befehl hast brummen müssen. Armer Freund, Du bist so mager wie zwei Schneider. Ich fürchte, daß Du, wenn ich zu blasen anfange, Dich wie ein Papierdrache in die Lüfte erhebst und oben zwischen den blauen Wolken hängen bleibst. Nähre Deinen baufälligen Leichnam, edler Thebaner. Lasse Dich schleunig rasiren, würdiger Böotier, denn Du siehst fast so verwildert, wie weiland Diogenes in der Tonne, aus.

— Ich gehe, um meinen Leichnam rasiren zu lassen und meinem baufälligen Barte neue Nahrungsstoffe zuzuführen. O Gott, was sag' ich da! Die Kerkerluft hat mich confus gemacht. Ich schnappe nach Trüffeln und Liebe!

— Schnappe zu, mein wackerer Trüffelhund. Der König wünscht Dir gute Beute.

---

## XV.

Abends wurde Pigault-Lebrun stürmisch hervorgerufen. Als er erschien, öffnete der König das Gitter der kleinen, aber sehr bequemen Prosceniums-Loge, in welcher er sich seit langer Zeit zum ersten Male mit

Mademoiselle Héberti eingeschlossen hatte, bog sich über die Brüstung hinaus und warf hastig einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Jérôme ahnte nicht, daß an diesem Kranze noch etwas Anderes hing. Es war das Strumpfband seines Abendsterns.

---

## XVI.

Am 2. November 1810 kehrte Pigault-Lebrun mit leichtem Koffer und schwerem Herzen nach Paris zurück. Am 13. desselben Monats überbrachte ein Courier zwei brühheiße Liederspiele von Desaugiers und dreißig kostbare Shawls, begleitet von einer unquittirten Note, laut welcher für alle zusammen das runde Sümmchen von 52,000 Francs zu bezahlen war, ein wahres Lumpengeld für den großen Monarchen eines kleinen, halbzahlungsunfähigen Staats, wie das Königreich Westphalen es zu sein so glücklich war.

Am 15. November feierte die gute und getreue Haupt- und Residenzstadt Kassel den dritten, respective sechsundzwanzigsten Geburtstag ihres allerhuldreichsten Herrn und Gebieters.

Abends war freiwillig-gezwungene, auffallend armselige Illumination. Aus der zahllosen Masse boshafter Transparente, die hier und da, vorzugsweise in abgelegeneren Gassen und Gäßchen sich bewundern ließen, machte sich eine Inschrift bemerkbar, die ein

malitiöser Bäcker über seinem mit bunten Lampen und künstlichen Blumen geschmückten Laden zur Schau ausgestellt hatte: es war die hellschimmernde, augenblendende Devise:

Z. W. A. N. G.

Noch an demselben Abend wurde der Bäcker in Folge einer Denunciation des schwarzen Raben Munin, im offiziellen Leben Polizei-Inspector Würtz genannt, von dem weißen Raben Hugin-Bongars, festgenommen und im Polizeihause darüber verhört, was diese Anspielung zu bedeuten habe. Der Inquisit, der nicht auf den Kopf gefallen war, erwiderte darauf gefaßt:

— Ich achte und liebe meinen König und habe mit den fünf Buchstaben Z. W. A. N. G., welchen nur gallsüchtiges und überall Verrath witterndes Denuncianten-Gesindel, das in jeden Unrath seine Nase steckt, um staatsgefährliche Empörung herauszuschnüffeln, eine andere Bedeutung unterschieben kann, sagen wollen: „Zur Weihe an Napoleons Geburtstag.“ Wenn dies ein Verbrechen ist, dann bin ich allerdings strafbar. Da aber der Dümmste nicht dumm genug ist, um meine Liebe zum Könige als ein Verbrechen auszulegen, so erwarte ich als Bürger eines constitutionellen Staats, augenblicklich auf freien Fuß gesetzt zu werden.

Und das geschah denn auch wirklich und zwar auf speciellen Befehl des Königs, der kein Freund unnützer Verfolgungen, alles zu vermeiden suchte, was neue Erbitterung hervorrufen konnte. Der demokratische Bäcker frohlockte im Stillen. Der schwarze Rabe ber-

stete vor Wuth. Herr von Bongars nahm eine Prise und sagte zu sich:

— Wir haben uns den Namen dieses Volksmannes hinters Ohr geschrieben. Läßt er sich noch einmal polizeiwidrigen Spaß zu Schulden kommen, dann legen wir ihm das Handwerk. Wir entziehen ihm den Athem der Concession und machen ihn zum Bettler. Qu'importe! Es ist ja nur ein Deutscher! — — — —

— — — — — — — — — — —

Im Schlosse selbst war großer Ball. Unter den Tänzen, die in theatralischen Costümes aufgeführt wurden, gefielen vorzugsweise zwei große Quadrillen, die Eine dargestellt von Fleurs animées oder lebenden Blumen, die Andere getanzt von Etoiles personnifiées oder menschgewordenen Sternen. In der ersten tanzte die purpurrothe Klatschrose mit dem gefüllten Schneeballen, die goldgelbe Sonnenblume mit dem türkischen Flieder, die himmelblaue Kornblume mit dem rothen Mohne, die blendendweiße Nachtviole mit dem violetten Goldlack; in der zweiten tanzte der Glücksstern mit dem Liebesstern, der Abendstern mit dem Schäferstern, der Morgenstern mit dem Unglücksstern und der kleine Bär mit dem großen Bären. Das Orchester dirigirte der Maestro Blangini.

Während der beiden Quadrillen wurden folgende abgerissene Gespräche geführt:

— Beobachten Sie doch die Königin, sagte die Klatschrose zu ihrem Schneeballen-Cavalier. Warum guckt sie beständig nach dem Orchester hinauf? Lieb-

äugelt sie mit der Baßgeige oder mit der Bratsche, mit der Pickelflöte oder dem Triangel?

— Mit Keinem von allen, liebe Rose. Sie kokettirt mit dem Kapellmeister Felix.

— Sehen Sie doch die Gräfin Berlepsch, lispelte die Sonnenblume dem Flieder in's Ohr. Sie spreizt sich wie ein Pfau. Können Sie mir sagen, warum sie die Einzige ist, die einen Reifrock trägt?

— Das hat seine sehr guten Gründe, sagte der Flieder, der die Chronique scandaleuse des scandaleusen Hofes war. Die Gräfin wird sich wieder einmal Mutter fühlen, ohne genau angeben zu können, wer der rechtmäßige Vater ihres Kindes ist. Die Mode, Reifröcke (Paniers) zu tragen, wurde von Frauen erfunden, denen viel daran gelegen war, ein, nach den Gesetzen des Anstandes nicht gerechtfertigtes Starkwerden ihres Leibes zu verbergen. Diese Reifröcke, die ein Spottvogel die spanische Wand der Schwangeren genannt, hätten nach der Verschiedenheit der Form auch verschiedene Namen. So gab es unter Andern den „Bout-en-train“ oder Lockvogel, den „Tâtez-y“ oder Rühr-mich-an, den „Culbute“ oder das Steh-Aufchen und den „Vertugadin“ oder Wulst, die „Poupottes,“ eine Art Sack von Roßhaaren, wurden nur von Bürgerfrauen getragen. Später kamen die „Poches“ oder Hüftenwülste, dann die „Bétises“ oder Schwachheiten, und endlich die sogenannten „Culs de Paris“ auf. Letztere haben sich bis auf den heutigen Tag in der Gunst der Frauen erhalten. Nach Einigen soll Made-

moiselle Hypolite Mars, nach Anderen Madame Adelaide Recamier die geistreiche Erfinderin dieses „Supplementbandes der Hinterfronte“ sein.

— Was zum Teufel mag es zu bedeuten haben, fragte der einschläfernde Mohn die aufgeweckte Cyane, daß Gräfin Siméon, noch vor einem Jahre die unermüdlichste Tänzerin, jetzt wie eine fromme Betschwester in tiefster Trauer dort im Winkel der Saales kauert wie eine lichtscheue Nachteule. Um wen trauert die fromme Dame?

— Sie trauert um ihren guten Ruf, erwiderte kichernd die schadenfrohe Kornblume.

— Können Sie mir sagen, fragte die melancholische Nachtviole den spöttischen Goldlack, warum Generalin Decoudras, die Schatzmeisterin des weiblichen Tugendordens, dort in der Ecke jetzt schon zum dritten Male ihren mit Marabouts besetzten Fächer von ihrem Schooße auf die Erde fallen läßt?

— Sie that dies, meine holde Viole, um dem neben ihr stehenden blutjungen, blonden, milchbärtigen, aber leider noch allzuschüchternen Jäger-Offizier dazu abzurichten, das, was sie fallen läßt, gelehrig aufzuheben. Der junge Tölpel thut dies auch; doch fehlt es ihm an Muth, die Generalin anzureden. Madame ist durchaus nicht blöde und wird dem „Kinde“ bald deutlicher zu verstehen geben, daß er ihr gegenüber weniger schüchtern zu sein braucht . . .

— Wer hätte das geglaubt! meinte die Viole. Ich hielt die Generalin für ein Muster von Tugend.

— Frauen, die am wenigsten tugendhaft sind, erwiderte der Goldlack, besitzen die Gaben, es am meisten zu scheinen. Sehr bezeichnend hat Saint-Evremond die Weiber „Comédiennes d'affliction" genannt. Dem Scheine nach sind alle tugendhaft!

— Aus welchem Grunde, fragte der Liebesstern, mag die Königin heute, am Geburtsfeste ihres Gemahls verstimmter als gewöhnlich sein?

— Betrachten Sie Herrn Blangini, der den Beleidigten spielt, und Ihre Majestät, die beständig zu ihm hinaufsieht, nur selten eines Gegenblickes würdigt. Die arme Königin . . . ich beklage sie!

— Und weshalb, mein holder Glücksstern?

— Weil einem besiegten Weibe nichts Anderes übrig bleibt als die traurige Reue, einen Undankbaren gemacht zu haben. Blangini schmachtet jetzt für die Gräfin Siméon . . .

— Für die reuezerknirschte, in Trauer gehüllte Magdalena?

— Die Katze läßt das Mausen nicht!

— Was muß vorgefallen sein, sagte der neugierige Abendstern, daß der spindeldürre Graf von Fürstenstein, früher ein abgesagter Feind der Gräfin Berlepsch, mit der täglich dicker werdenden Hofdame der Königin jetzt auf so vertrautem Fuße steht?

— Les extrêmes se touchent, erklärte der Schäferstern.

— Woher mag es kommen, fragte der Morgen-

stern, daß der dicke Weiberfeind Malchus jetzt so auffallend für Madame Durand schwärmt.

— Er vermuthet, entgegnete der Unglücksstern, daß die gefühlvolle Caroline sich etwas zurückgelegt hat, was er ihr im Pharo und Lanzknecht abzugewinnen hofft.

— Generalin Decoudras, sagte der große Bär zum Kleinen, schwimmt in seligem Entzücken, denn so eben hat der junge Milchbart in der Jäger-Uniform ihr zum vierten Male den Fächer apportirt, und ein Herz gefaßt sie anzureden. Sie sollen sehen, meine Liebe, der junge Lieutenant wird in kurzer Zeit Capitän sein, wenn er anders klug genug ist, noch länger den Spröden gegen sie zu spielen. Elle aime les enfants qui se revoltent!

Während die Gäste des Königs sich dem Vergnügen des Tages und dem unbeschreiblichen Genusse gegenseitiger Verleumdung hingaben, weilten Jérôme's Gedanken auf der Löwenburg. Es betrübte ihn, daß der Gegenstand seiner aufrichtigen Liebe den Tag, den jeder seiner Unterthanen gefeiert, hatte vorübergehen lassen, ohne sich daran zu erinnern, daß heute sein Geburtsfest sei.

— Sie liebt Dich nicht, dachte er bei sich, wie könnte sie dies sonst vergessen haben. Und hätte sie's nicht vergessen, wär's dann nicht Pflicht und Schuldigkeit gewesen, mir mit zwei Zeilen Glück zu wünschen? Noch immer quält mich der Gedanke, daß sie am Ende doch nur eine jener herzlosen Koketten ist, die mit der Ruhe

und dem Frieden unseres Herzens — Gott weiß aus welchem Grunde — falsches Würfelspiel treiben. Mein Königreich für einen Blick in dieses räthselhafte, in tausend dichte Schleier eingehüllte Frauenherz! Müßte ich jemals die traurige Erfahrung machen, daß auch sie mich getäuscht und betrogen hat, ich wäre im Stande, einen Mord an ihr zu begehen! — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Nach dem Tanze war große Abendtafel. Der König saß zwischen seiner Gemahlin und der Generalin Decoudras. Der Graf von Fürstenstein zwischen Gräfin Berlepsch und Mademoiselle Blangini. Graf Siméon zwischen Madame La Flèche und der Gräfin von Hoün; seine Gemahlin zwischen dem Grafen von Hoün*) und Felix Blangini; der Graf von Marienrode zwischen den Damen Durand und Aumer, und der kaiserliche Gesandte am Kasseler Hofe, Graf Karl Reinhard zwischen Mademoiselle Héberti und Madame Pothau. Nur der Minister des Innern, Graf von Wolfradt, war durch Unwohlsein verhindert, dem Feste beizuwohnen.

Das Gespräch war im vollsten Zuge.

— Wie gefällt Ihnen, fragte der König seine Nachbarin zur Linken, jener junge Blondin in der knappen Jäger-Uniform, der an der andern Tafel

---

*) Der König hatte den Kriegsminister Sallah zum Grafen von Hoün erhoben, welchen Namen er von einem unweit Kassel gelegenen Dorfe erhielt, in welchem er ein Gut besaß.

uns gerade gegenüber sitzt, und Sie mit seinen Blicken verschlingt?

— So und nicht anders denke ich mir den Grafen von Lauzun, der einst für das Fräulein von Montpensier geschwärmt. Er ist halb Kind, halb Mann, und noch ganz unverdorben, wie es scheint. Seine Schüchternheit macht ihn zwar etwas linkisch, doch bin ich überzeugt . . .

— Daß Generalin Decoudras ihm diese kleine Untugend sehr bald abgewöhnen wird.

— Nun, lieber Graf, fragte die Königin Herrn Le Camus, was meinen Sie zu meiner liebenswürdigen Agnes? Habe ich Ihnen nicht stets gesagt, daß Sie der Gräfin Berlepsch Unrecht gethan, so lange Sie sie für eine Ihrer abgesagtesten Feindinnen gehalten haben?

— Majestät, ich beklage meinen bedauerlichen Irrthum seit jenem Augenblicke, in welchem ich eingesehen, daß Gräfin Agnes so gefühlvoll wie fast jede Deutsche und dabei so geistreich wie fast jede Französin ist.

— Höre, guter Graf, flüsterte Signora Blangini, die sich durch das Lob ihrer Nebenbuhlerin beleidigt fühlte, halblaut ins Ohr ihres Anbeters, Du scheinst mir heute ziemlich langweilig . . .

— Ich scheine es nur, meine Liebe, doch kenne ich mehr als Eine, die es wirklich ist!

Felicitas biß sich ihre Lippen wund.

— Ich sage Ihnen, liebe Freundin, gestand Graf

Siméon der Gemahlin des Kriegsministers, ich glaube an einen Krieg zwischen Frankreich und Rußland jetzt eben so wenig, als ich früher an den Heiland geglaubt. Seitdem aber meine gute Frau fromm geworden ist, hat sie mit ihren christlichen Ansichten mich dergestalt angesteckt, daß ich nun einer seiner eifrigsten Verehrer bin. Früher war die Sonne meine Gottheit. Jetzt schwärme ich für Luna, flüsterte der alte Justizminister und warf dabei einen schmachtenden Blick auf Gräfin Hoün, welche Diana hieß . . .

Der alte Herr benützte diesen Zufall, um seiner jungen Nachbarin einige eben so gelehrte als spottbillige Schmeicheleien einzuträufeln.

— Ja, Gräfin, ich schwärme für Luna. Der alte Pindar hieß sie das „Auge der Nacht"; Horaz nannte sie die „Königin des Schweigens." Luna ist die Isis der Aegypter, die Astarte der Phönizier, die Meni der Hebräer, die Mylitta der Perser, die Alilat der Araber, die Selene der Griechen, die Diana der Römer. Diana ist die Göttin der Keuschheit und darum liebe ich alle Frauen, die diesen Namen führen und mich an den keuschen Glanz des Mondes erinnern. Die Eingebornen von Peru verehrten in Diana die Schwester der Sonne und die Stammmutter ihrer Incas. Die Bewohner der Bretagne beten noch heute beim Eintritt des Neumondes ein Pater noster und ein Ave Maria, und ich kann es weder den Türken noch den Juden verdenken, daß der Anblick dieses süßen Gestirns der Liebe und Schwärmerei sie zum Gebete begeistert.

Gräfin Diana, die sich durch diesen Weihrauch nicht wenig geschmeichelt fühlte, berührte mit der Spitze ihres Atlasschuhes den Fuß ihres Nachbars, und sagte mit einem Blicke, in welchem Mondenglanz mit Sonnengold sich amalgamirt zu haben schien . . .

— Ich bewundere Ihre Gelehrsamkeit, lieber Graf.

— Ich begreife Sie nicht, schöne Gräfin, sagte in demselben Augenblicke der „Schwan von Turin" zur reuigen Magdalena. Sie verschmähen die Huldigung des treuesten Ihrer Anbeter und peinigen sich und ihn mit Sprüchen aus Jesus Sirach. Jener uralte Jude versteht von der christlichen Mystik der Liebe nicht mehr als ein Affe von den Geheimnissen der Musik. Von der Liebe bis zum Hasse, sagt jener salbungsvolle Hebräer, giebt's nur Einen Schritt. Das ist unwahr, meine liebe Gräfin! Zwischen Liebe und Haß gähnt eine meilenweite Kluft: „Gleichgiltigkeit" genannt. Diese Gleichgiltigkeit ist schlimmer als Haß. Ich weiß dies aus eigener Erfahrung, setzte er hinzu, und warf dabei einen eiskalten Blick auf die Königin. Umgekehrt ist jener Satz eine Wahrheit. Vom Hasse bis zur Liebe giebt's oft nur Einen Sprung. Früher haßte ich Sie, schöne Gräfin.

— Wie, Felix, Sie haßten mich? Und warum?

— Weil Sie die einzige Dame dieses Hofes waren, die den Muth besaß, mir, meiner Schwester, der Königin und aller Welt zu sagen, daß Sie meinen

Serenaden und Nocturnen keinen Geschmack abzugewinnen vermögen.

— Das sagte ich allerdings und sage es jetzt noch. Ich finde — zürnen Sie mir nicht, lieber Maestro, — die meisten Ihrer Lieder viel zu süßlich, viel zu schwärmerisch, viel zu sentimental.

— Ihre Offenherzigkeit, liebe Gräfin, gefällt mir. Was mich liebt, fügte er hinzu und lancirte dabei einen vielsagenden Blick auf Jérôme's Gemahlin', das verschmähe ich. Was mich verschmäht, das liebe ich!

— So sind alle Männer, erklärte die Gräfin.

Dies hatte ihr anderer Nachbar gehört.

— Wie sind alle Männer? fragte der Graf von Hoün.

— Eroberungssüchtig, wie Eure Excellenz, eitel, wie Signor Blangini, veränderlich, wie Seine Majestät und falsch, wie mein Herr Gemahl.

— Sie werfen Ihrem Herrn Gemahl Falschheit vor, ihm, der in den Augen aller übrigen Frauen als Musterbild eines treuen Ehegatten erscheint?

— Seine Treue, Excellenz, ist Heuchelei und Verstellung, wie bei Ihnen und allen Männern. Mein guter Joseph spielt den Keuschen. Jeder hält ihn für einen Tugendspiegel. Ich aber muß es besser wissen. Er ist untreu wie jeder Mann. O, ich bitte, bester Graf, sehen Sie doch wie eifrig mein Mann Ihrer Frau Gemahlin den Hof macht.

— Ich glaube gar, Sie sind eifersüchtig. Gönnen

Sie ihm die unschuldige Freude. Meine Diana liebt seine gelehrte Unterhaltung.

— Rächen Sie sich für seine Untreue, flüsterte ihr Blangini zu, und wagte dabei mit seinem Knie das ihrige zu berühren.

— Ich kann Ihnen nicht sagen, bester Graf, begann Madame Durand, wie sehr ich mich freue, daß Sie von Ihrer Bauchwassersucht wieder hergestellt sind. Sie blühen jetzt wie ein Cactus . . .

— Finden Sie dies wirklich? fragte Malchus, dem als Hypochonder nichts angenehmer war, als das, wenn ihm Jemand sagte, daß er wohl aussähe.

— Euer Excellenz sind jetzt kerngesund . . .

— Etwas Schwindel abgerechnet, befinde ich mich, namentlich heute Abend, wohler als je. In Ihrer Nähe, Madame, wird es selbst einem Kranken nicht schwer, auf ein Paar Stunden seine körperlichen Leiden zu vergessen. Sie spielen, wie ich gehört habe, sehr gern Ecarté.

— Noch lieber Bouillote, Pharo und Lanzknecht.

— Ah, wann darf ich Sie besuchen, schöne Durand? fragte der leidenschaftliche Spieler.

— Der Graf von Marienrode wird mir jederzeit willkommen sein, erklärte Caroline.

— Ist es wahr, reizende Héberti, fragte der französische Gesandte die schmucke Tänzerin, der er seit Kurzem ganz im Stillen den Hof machte, ist es wahr, was seit vierzehn Tagen die halbe Einwohner-

schaft der Residenzstadt Kassel sich boshaft in die Ohren flüstert?

— Was flüstert man? fragte Mademoiselle Héberti.

— Laut unverbürgtem Coulissen-Gerede hätte sich an jenem Abende, an welchem man im Theater Herrn Pigault-Lebrun's Lustspiel aufgeführt und am Schlusse des Stückes den scheidenden Dichter hervorgerufen, Seine Majestät der König mit Ihnen in der kleinen grillirten Prosceniums-Loge eingesperrt?

— Graf, weshalb sollte ich dies läugnen? Ich befand mich allerdings beim König.

— Und welche Bewandniß hatte es mit dem bewußten Strumpfbande, das gleichzeitig mit dem königlichen Lorbeerkranze auf die Bühne geflogen war . . .

— Auch daraus mache ich kein Geheimniß. Seine Majestät hatte mich dringend bestürmt, ihm eines meiner Strumpfbänder zu schenken. Ich sträubte mich dagegen mit aller Macht. Der König, noch mehr gereizt durch den Widerstand, den ich ihm entgegenstellte, wagte es nun, mir das, was ich ihm gutwillig verweigert hatte, mit frevelnder Hand zu rauben. In demselben Augenblicke flog der Vorhang in die Höhe und auf der Bühne erschien der stürmisch gerufene Dichter. Der König griff hastig nach dem auf dem Divan bereit liegenden Kranze, und schleuderte ihn auf's Theater, ohne zu ahnen, daß er gleichzeitig das geraubte Strumpfband damit auf die Bühne warf.

— Denken Sie sich, meine theuere Freundin, fuhr Graf Reinhard fort, die unverschämten Spione des

Kaisers haben diesen harmlosen, unschuldigen Vorfall gleich am andern Morgen nach Paris berichtet, und der große Napoleon war über diesen öffentlichen, unerhörten Scandal, wie er sich auszudrücken geruhte, dermaßen empört, daß er noch an demselben Tage, an welchem er jene Depesche aus Kassel erhalten hatte, einen Courier abschicken wollte, mit der Ordre, die schöne Strumpfband-Besitzerin innerhalb acht Tagen aus der Residenz und dem ganzen Königreiche Westphalen zu verbannen.

— Großer Gott, mich trifft der Schlag! rief Mademoiselle Héberti, die dieser Schreck ganz entsetzt hatte.

— Beruhigen Sie sich, meine holde Dame. Die Kaiserin-Mutter hat für ihren „ungerathenen Benjamin", wie der Kaiser Ihren Strumpfbandräuber zu nennen pflegt, abermals ein Wort der Fürbitte eingelegt und in Folge dessen, bin ich heute Morgen mittelst diplomatischer Depesche beauftragt worden . . .

— Womit, womit? fragte die schwergeängstigte Tänzerin.

— Ihnen, Mademoiselle, einen kleinen Verweis und Seiner Majestät dem Könige den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, in solchen Augenblicken künftig etwas vorsichtiger zu sein.

— Sie geben mir das Leben wieder. Wie aber, wenn es dem Kaiser nachträglich doch noch einfiele, mich aus der Nähe des Königs entfernen zu lassen?

— Fangen Sie keine Grillen, lieber Schatz! Graf Reinhardt nimmt Sie unter die Flügel seines Schutzes.

— Dann, Excellenz, bin ich vollkommen geborgen!

An der zweiten Tafel saß der bewußte Jäger-Offizier, ein Neffe der Gräfin Berlepsch, zwischen den beiden Tänzerinnen Lacomme und Lavancourt.

— Sehen Sie nur, mein junger Premier, sagte die Erstere zu ihrem jungen, bildhübschen, aber leider noch sehr blöden Nachbar, welch' verliebte Blicke die gute Generalin Decoudras schon seit länger als einer halben Stunde fast ununterbrochen auf Sie abfeuert. Madame scheint es auf Sie abgesehen zu haben! Nehmen Sie sich in Acht, guter Freund. Die Tochter des Gefängnißwärters Bergerat ist eine alte Calypso, die schon manchen jungen, unerfahrenen Telemach in ihr Netz gelockt und ihn wie eine Citrone ausgepreßt hat. Ich warne Sie vor dieser Presse!

— Ich danke Ihnen, lispelte der Blöde.

— Ei, was haben Sie hier an dem vierten Finger Ihrer linken Hand für einen kostbaren Ring? fragte die andere Nachbarin. Dieser Ring könnte mir sehr gefallen, meinte sie, denselben näher betrachtend. Und was bedeutet dieser von Diamanten gebildete Buchstabe?

— Ich weiß es nicht, erwiderte Jener.

— Sie wissen es nicht? fragte Lacomme.

Der blöde Premier schüttelte den Kopf.

— Von wem erhielten Sie dieses Geschenk? fragte

die Lavancourt, der dieser Ring nicht minder gut als ihrer Freundin zu gefallen schien.

— Ach, Mademoiselle, das kann ich Ihnen nicht sagen.

— Und weshalb nicht? fragte die Andere.

— Weil ich es selbst nicht weiß!

— Ah, unser Einer kennt diese Ausreden, entgegnete die Lacomme. Sie wissen ganz bestimmt, wer die Geberin dieses theueren Andenkens ist und wollen es uns nur darum nicht sagen . . .

— Weil Sie glauben, daß wir so indiscret sein könnten, Sie zu verrathen, ergänzte die Lavancourt.

— O nein. Aber ich bitte, meine Damen, dringen Sie nicht länger in mich, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, das ich durchaus nicht verrathen darf.

— Und warum nicht? fragten Beide zugleich.

— Weil meine ganze Zukunft davon abhängt . . .

— Sie machen uns neugierig, riefen Beide.

— Mehr kann, mehr darf ich Ihnen nicht sagen, erklärte der junge Offizier mit mehr Entschlossenheit, als seine kecken Nachbarinnen dem blöden Premier anfänglich zugetraut hatten. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Während des Desserts zog jede der Damen aus einer ihnen dargereichten Silbervase ein Lotterie-Loos zu einer Tombola, die bald nachdem die Tafel aufgehoben war, in einem der Nebensäle ihren Anfang nahm. Es war ein Lottospiel, das sich von allen seines Glei-

chen dadurch unterschied, daß es lauter Treffer und keine einzige Niete gab. In der Mitte des Saales standen auf einer Erhöhung zwei durchsichtige Glasräder; in dem Einen lagen die Nummern, in dem Andern die Angaben der ihnen zufallenden großen oder kleinen Geschenke, die des Königs Huld zur Feier seines Geburtstages seinen weiblichen Gästen zugedacht hatte. Er überließ die Vertheilung derselben dem Zufall, um keine der Damen weder zurückzusetzen, noch zu bevorzugen. Nummern und Gewinne wurden von zwei jungen Theatergenien mit verbundenen Augen gezogen.

Während der Ziehung dieser Tombola, welche die Aufmerksamkeit und das Interesse aller Loosinhaberinnen in auffallend hohem Grade in Anspruch nahm, zog die Königin ihren Gemahl in ein Nebenzimmer und sagte in einem Tone aufrichtigen Mitleids, das jedoch nicht frei von Schadenfreude war.

— Es thut mir leid, daß ich heute, gerade an Deinem Geburtstage, Deinem guten, gefühlvollen Herzen, das Niemand besser zu würdigen weiß, als Deine Gattin, einen Schmerz bereiten muß, der Dich — leider weiß ich es im Voraus — tief verwunden und um eine der schönsten Täuschungen Deines Lebens ärmer, oder — wie Du willst — reicher machen wird. Es blutet mir die Seele, wenn ich daran denke, daß ich Dir von Deinem liebegeblendeten Auge unbarmherzig die Schuppen der Illusion wegreißen muß, um jenes Ideal von Unschuld und Keuschheit, das Dir im Traume

Deiner Liebe erschienen war, ohne Schleier und Schminke in seiner häßlichen Nacktheit zu zeigen. Jérôme, noch immer liebst Du Elisabeth! Ich weiß es, doch zürne ich Dir nicht mehr. Ich habe mich mit diesem Gedanken, der mir Anfangs so demüthigend, so erniedrigend und peinigender als die schlimmste Qual der Hölle vorgekommen war, allmählig mehr und mehr, wenn auch nicht geradezu befreundet, doch mindestens in dem Grade vertraut gemacht, daß ich jetzt ruhig darüber nachdenken kann, ohne Zorn, ohne Haß zu fühlen. Es gab Augenblicke, in welchen ich sogar Kraft und Muth genug besaß, Deine Liebe zu Elisabeth zu entschuldigen. Oft gestand ich mir im Stillen: Sie ist jünger, viel schöner und vielleicht auch besser als Du, Katharina! Warum sollte Jérôme nicht mehr Achtung, mehr Liebe, mehr Hingebung für das einfach-schlichte Bürgerkind, für die tugendhafte Jungfrau als für zehn andere Damen seines Hofes empfinden? Das menschliche Herz, sagte ich mir, hat zwei Kammern, und warum sollte die Eine nicht eben so gut berechtigt sein, das Bild der Geliebten, wie die Andere, das Bild seiner Frau in sich aufzunehmen. Ist es dem Muselmanne nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu lieben und so viele Frauen zu heirathen, als er ernähren kann? Und sollte Jérôme mich, sein Weib, mich, die Königin, ausschließlich ganz allein nur darum lieben, weil er zufällig Christ und kein Türke, kein Bekenner des Korans ist? Mag er Elisabeth lieben und anbeten, so lange sie seiner Liebe so würdig ist, als er der ihrigen.

Meines Gatten Herz und Liebe ist zwar getheilt, aber — tröstete ich mich — ist ein getheilter, halber Besitz nicht besser als gar kein Besitz? So und nicht anders dachte ich, so lange ich das glaubte, woran Dein gutes, edles, großes Herz noch jetzt nicht zu zweifeln wagt: daß Elisabeth ein ungetrübtes Spiegelbild der höchsten Unschuld, eine engelreine, von keinem Hauche der Sünde entweihte Jungfrau, mit einem Worte: die Keuschheit selber ist. Sie beneidete ich um Deine Liebe. Dir aber gönnte ich diesen Schatz von Tugend, diesen Juwel von Ehrbarkeit. Jetzt aber, armer Freund, jetzt, wo ich fest überzeugt bin, daß jene von Dir maßlos angebete Elisabeth Grün nicht viel schlechter, aber auch um kein Haar breit besser als jede Andere ihres Gleichen ist, jetzt bedauere ich Dich, jetzt verachte ich sie.

— Und warum, Katharina, verachtest Du sie?

— Weil Elisabeth eine ganz gewöhnliche Kokette ist!

— Und wodurch, Madame, rief Jérôme tief empört, vermögen Sie dies lieblos harte Urtheil zu rechtfertigen?

— Durch eine Thatsache, die so klar am Tage liegt, daß sie keines Beweises bedarf. Jérôme, kehre mit mir in den Ballsaal zurück, da findest Du einen blutjungen, bildschönen, aber ziemlich bornirten Schützenoffizier, der außer seiner Jugend und Schönheit kein anderes Verdienst hat, als der Neffe der Gräfin Ver-

lepsch und seit Kurzem der Günstling der Generalin Decoudras zu sein.

— Madame, was geht dies mich an?

— Jener Milchbart, Sire, ist Ihr begünstigter Nebenbuhler! betheuerte die Königin mit aufflammender Schadenfreude.

— Was sagst Du? rief der König, wie vom Donner gerührt.

— Ich sage das, was ich weiß und was ich mir von Keinem, ja selbst von Deiner unbefleckten Tugendheldin, nicht mehr abläugnen lasse. Ein Zufall — ich weiß nicht, ob ich ihn günstig oder ungünstig nennen soll — hat mich erst vor wenigen Augenblicken in das versteckte Spiel dieser verschmitzten Kokette vollständig eingeweiht. Ach, armer Jérôme, Du bist betrogen!

— Beweise es mir, Katharina, beweise es!

— Auch ich, Sire, habe meine Spione und Spioninnen. Vor einer Viertelstunde habe ich durch eine der Letzteren erfahren, daß jener Ring mit den Anfangsbuchstaben meines Vornamens, jenes Andenken, das ich Deiner reinen Fledermaus geschenkt habe, sich — Gott weiß seit wie lange schon! — am vierten Finger der linken Hand jenes schmucken Laffen befindet, der sich Eugen von Berlepsch nennt und der heimlich- und heißgeliebte Adonis Deiner äußerst tugendhaften Venus ist.

— Katharina, sprichst Du wirklich die Wahrheit, oder verleitet Dich Dein Neid, Deine Eifersucht zu Lüge und Verleumdung?

— Ueberzeuge Dich mit Deinen eigenen Augen. Glaube es dann erst, wenn Du selbst meinen, ihren Ring an seinem Finger siehst.

— Der Elende fällt dann von meiner Hand, betheuerte Jérôme.

— Jener mythische Adonis fiel durch einen wüthenden Eber, dieser fällt durch einen eifersüchtigen Nebenbuhler. Stirbt er heute oder morgen, dann wird die gefühlvolle Venus das Blut des Geliebten statt in eine Anemone in eine Zwiebel verwandeln und diese sich unter die Nase halten, damit ihre falschen lügnerischen Augen desto leichter in Thränen ausbrechen können, oder versteht sie nicht die Kunst der Verwandlung, dann wird sie das frische Blut des gemordeten Geliebten zu rother Dinte verwenden, um damit zärtliche Billet-doux und Gedichte, fromme Liebespsalme an Adonis den Zweiten, Dritten, Vierten oder Gott weiß wievielten zu schreiben und damit einen neuen leichtgläubigen Gimpel in ihr kokettes Netz zu locken.

— Wehe ihr, wenn sie mich betrügt! Komm, komm, ich muß mich überzeugen!

Jérôme rannte in den Saal zurück. Frohlockend folgte die schlaue Königin.

Der König suchte den Offizier . . . fand ihn nicht.

— Sollte er den Saal bereits verlassen haben, fragte er sich, aus einem Zimmer in das andere eilend, um ihn vielleicht dort aufzufinden. Eugen von Berlepsch aber war verschwunden.

— Er muß Wind bekommen haben, sagte Jé-

rome zu sich selbst und war außer sich vor Wuth, daß jener grüne Vogel ihm entschlüpft sei.

In demselben Augenblicke erschien der Gesuchte.

— O Gott, da ist er! rief der König und stürzte sich wie ein blutdürstiger Tiger auf seine Beute.

— Ich suchte Sie, sagte Jérôme, wo waren Sie?

— Majestät, stammelte der junge blöde Mann, ich hatte die Säle verlassen, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen . . .

— Wo? wo? fragte ihn der Othello.

— Sire . . . ich war . . . an einem Ort . . .

— Ich verstehe! Warum haben Sie dies nicht gleich gesagt. Herr von Berlepsch, Ich befehle Ihnen bei meiner Ungnade, sofort Ihren linken Handschuh auszuziehen . . .

— Der Offizier that es augenblicklich. Der eifersüchtige Nebenbuhler betrachtete dessen Hand; das, was er suchte, war verschwunden. Seine Majestät der König war verdutzt; bald aber faßte er sich und befahl dem Offizier, nun auch den rechten Handschuh zu entfernen. Jetzt fand er das Corpus delicti.

— Wie kamen Sie zu diesem Ringe? fragte er mit wüthender Miene.

— Sire, ich weiß es selber nicht.

— Das wissen Sie nicht? Sie haben die Keckheit, mich glauben zu machen, Sie wüßten nicht, von welcher Dame Sie dieses Zeichen ihrer Liebe zum Geschenk erhalten haben?

— Majestät, er wurde mir anonym zugeschickt . . .

— Junger Mensch, das kann Jeder sagen. Wie aber wollen Sie dies beweisen?

— Durch den Brief, den ich erhielt . . .

— Und wo haben Sie diesen Brief?

— Majestät, ich habe ihn zu Hause . . .

Der König überlegte einen kurzen Augenblick.

— Ich muß ihn sehen, diesen Brief! Und zwar noch heute, jetzt gleich!

— Ich bin bereit, ihn zu holen, sagte der Offizier, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und wollte sich sofort entfernen.

— Bleiben Sie, bleiben Sie! Ich befehle Ihnen diesen Saal erst dann zu verlassen, wenn Sie dazu aufgefordert werden. Vorläufig brauche ich nur Eines zu erfahren. Woher kommt es, daß dieser Ring, den Sie vorhin an Ihrer linken Hand getragen, jetzt auf der rechten glänzt?

— Auf der linken Hand ist er mir zu weit . . . ich fürchtete, Sire, ihn zu verlieren . . .

— Welch rührende Vorsicht! rief der Monarch. Auch Ihnen, Herr von Berlepsch, muß daran gelegen sein, zu erfahren, wer die anonyme Geberin dieses mir wohlbekannten Ringes ist. Wir wollen Ihnen dazu behülflich sein. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick. Bald sollen Sie dann mehr erfahren!

Der König verließ den jungen Mann. Der Aermste stand wie auf Kohlen. Mit unbeschreiblicher Angst harrte er der kommenden Dinge.

— Dieser verwünschte Ring, sagte er zu sich selbst,

bringt mich, wie es scheint, ins Unglück! Der Teufel hole meine unbekannte Verehrerin!

Wenige Minuten später näherte sich ihm Herr von Bongars, der bei jedem Hoffeste zugegen war.

— Lieutenant von Berlepsch, folgen Sie mir in den Vorsaal. Ich habe Ihnen dort etwas mitzutheilen, erklärte der Chef der Polizei.

— Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, sagte der arme Teufel und folgte dieser Einladung.

— Junger Mann, Sie sind mein Gefangener, erklärte ihm dort Odins weißer Rabe.

— Himmel, was habe ich denn verbrochen? fragte der geängstigte Delinquent.

— Das weiß ich selbst noch nicht. Doch wird sich dies bald herausstellen. Vorläufig arretire ich Sie im Namen und Auftrage Seiner Majestät des Königs. Ich ersuche Sie, unnützes Aufsehen zu vermeiden und mich ungesäumt in mein Hotel zu begleiten. Bis morgen sind Sie mein Gast. Später findet sich dann das Uebrige. Kommen Sie, Herr Lieutenant, sagte Bongars, sich in dessen Arm einhängend und ihn freundschaftlich hinausführend. Vor dem Schlosse wartet mein Wagen.

— Nun, Sire, haben Sie sich überzeugt? fragte die Königin, auf ihren Gemahl zueilend.

— Sie haben Recht, meine theuere Katharina. Elisabeth Grün ist eine abgefeimte Kokette. — — — — — — — — — — — — — — —

Erst gegen zwei Uhr Morgens war das Fest zu Ende.

Jérôme begab sich in sein Schlafgemach. Er war nachdenkend, niedergeschlagen, traurig, wüthend. Das, was ihn quälte, war Eifersucht. Eifersucht, sagt Charles de Bernard, gleicht dem Mazeppa-Rosse, das sein Schlachtopfer durch die grauenvollen Steppen der Einbildung, über schauerliche Abgründe und gähnende Schluchten trägt und ihm nirgends Rast und Ruhe gönnt. So gings auch dem armen Könige. Er malte sich Elisabeths Untreue und Verrath an ihm und seiner Liebe mit haarsträubenden Farben. Das Ideal seiner Seele, in dem er noch wenige Stunden früher eine fromme Taube, eine keusche Fee, einen reinen Engel angebetet hatte, sank jetzt zu einer scheußlichen Kokette, zu einer gemeinen Dirne, zu einer Femme perdue herab. In dieser Nacht verwünschte er den Zufall, der ihn mit ihr zusammengeführt; er war wüthend, daß er sich so lange vom Scheine ihrer Unschuld hatte blenden, täuschen und bethören lassen. In dieser Nacht haßte er sie so gründlich und glühendheiß, als er bis dahin sie geliebt hatte. Er fluchte ihr und allen Frauen.

— O, wie Recht hatte mein guter Charles! Er glaubte nicht an weiße Raben, sagte er, und bewies dadurch, daß er das bodenlose, unergründliche, schuftige Frauenherz, diese Kloake von Verstellung, diese Mistpfütze von Falschheit besser kennt, als ich leichtgläubiger Thor, ich hirnverbrannter Narr, ich elender Schwach-

kopf, der sich der schönen Täuschung hingegeben, diese Elisabeth sei ein weißer Rabe. Dafür könnte ich mich jetzt ohrfeigen und dieser falschen Schlange ins Gesicht speien und sie mit Füßen treten wie eine Natter, deren Biß mein Blut vergiftet hat für alle Zeiten. Es ist zum Rasen, zum Wahnsinnigwerden! Einen elenden Milchbart, einen grünen Gelbschnabel, einen einfältigen Laffen zieht sie mir, ihrem Könige, ihrem Sclaven, ihrem Bettler vor, der sie geliebt hat mit allen Kräften seiner Seele, mit der ganzen Gluth fanatischer Schwärmerei; sie, die mir nicht einen einzigen Kuß, nicht eine Locke ihres Haares, nicht das kleinste Zeichen ihrer Gegenliebe geschenkt hat. Und warum liebt sie diesen Laffen? Er kann sie heirathen, ich nicht! Und das genügt dieser schamlosen Heuchlerin. Sie will einen Mann, keinen Geliebten. Ein Schneider, ein Schuster, ein Nachtwächter, der sie zu seiner Frau macht, steht höher in ihren falschen, treulosen, meineidigen Augen als ein König, der dieses Scheusal von Tücke und Verrath zu seiner Geliebten erhoben hat. Ich könnte sie zerreißen, erwürgen, vernichten, wenn sie in meinen Augen nicht so schön, so wunderschön, wie kein zweites Weib auf Erden wäre. Trotz ihrer Falschheit liebe ich sie! Trotz ihres Verrathes bete ich noch jetzt in diesem Augenblicke des Hasses und der Wuth ihre Schönheit an, wie der fanatische Jude in der Wüste seinen Moloch angebetet hat. Und sie, sie liebt einen Andern! Himmel, gieb mir Stolz und Muth, Kraft und Besonnenheit, diesen fressenden Schmerz, diese bren-

nende Wunde, diesen niederträchtigen Verrath zu bekämpfen, überwinden und zu vergessen! Sie vergessen? Nein, ich kann es nicht! Und wäre sie der Auswurf ihres Geschlechts, und wäre sie das verworfenste Geschöpf, ich könnte sie hassen, glühend hassen, aber vergessen kann ich sie nicht. Und das eben ist's, was mich zur Verzweiflung treibt und was mich rasend macht, so rasend, daß ich sie ermorden und mit ihrem schönen üppigen Leichnam lustige Hochzeit machen und die Brautnacht feiern könnte. Gott, ich glaube, ich bin wahnsinnig! rief Jérôme und warf sich unausgekleidet auf sein Lager.

Es war seine erste schlaflose Nacht!

---

## XVII.

Am andern Morgen dachte er ruhiger. Und während er im Bade lag, überlegte er reiflich, was nun zu thun sei.

— Bevor Du sie verurtheilst, über sie den Stab brichst und sie zu den Todten wirfst, mußt Du als Richter ihres Frevels aus ihrem eigenen Munde vernehmen, was sie vielleicht gar zu ihrer Rechtfertigung anzuführen hat. Sie ungehört verdammen, wäre himmelschreiend, ungerecht. Sogleich will ich hin zu ihr! Welche Freude, welche Wonne, welches Glück für mich, wenn sie im Stande wäre, sich reinzuwaschen von aller

Schuld, und mich zu überzeugen, daß der Verdacht, den die Königin in mir angeregt, falsch und grundlos ist! Elisabeth, wirst Du Dich rechtfertigen können? Und wirst Du, wenn Du dies kannst, Deinem ewigen Zweifler großmüthig verzeihen?

Diese beiden Fragen waren es, welche ihn auf dem ganzen Wege von Kassel nach Napoleonshöhe dergestalt beschäftigten, daß er außerdem keinen andern Gedanken zu fassen vermochte. Er trieb den Kutscher zur Eile an. Der Wagenlenker peitschte die Rosse. Sie jagten, als hätten sie Flügel. Und bald war Jérôme am Ziele. Von seinem Capri eilte er zu Fuß nach der Löwenburg.

— Wo ist Elisabeth? fragte er den Onkel, der nach seiner Gewohnheit auf der Bank vor dem Eingange der Burg saß und seinen kahlen Schädel von den matten Strahlen der Herbstsonne bescheinen ließ.

— Sie befindet sich in ihrer Kammer . . .

— Und was macht, was treibt sie?

— Sie spielt die Harfe und singt.

— Ich will sie belauschen, sagte Jérôme zu sich selbst und eilte ins Innere der Burg.

— Meine gute Nichte ist eine Gans, brummte Nicodemus ärgerlich vor sich hin. Verstände sie ihren Vortheil, dann wäre sie schon längst Gräfin, vielleicht schon Herzogin und so reich, daß sie für ihre Zukunft nicht besorgt zu sein brauchte.

Der König legte, an der Thüre ihrer Kammer angelangt, zuerst sein Auge und dann sein Ohr an's

Schlüsselloch. Er sah, wie sie mit dem Rücken gegen das mit Blumen geschmückte Fenster und mit ihrem licht- und reizumflossenen Gesichte der Thüre zugewendet dasaß, so schön und ruhig, so plastisch und edel, wie eine Bildsäule von Canova. Ihre hektisch weißen, langen, schmalen Finger, rauschten durch die Saiten der Harfe und entlockten dem schönen Instrumente schmerzerfüllte Accorde, die an das gespannte Ohr des königlichen Lauschers schlugen und in seinem tiefbewegten Herzen eine unbeschreibliche Wehmuth wachriefen.

Elisabeth sang dazu die nachfolgende Strophe:

„Wenn ein Aug' sich von uns wendet,
Welches einst von Liebe sprach,
Wenn der schöne Traum geendet,
Wenn der Hoffnung Anker brach.
Wenn die Blumen sich entfärben,
Ach, was bleibt der Armen dann,
Als vergessen oder sterben,
Wenn sie nicht vergessen kann!"

Jérôme konnte sich nicht länger zurückhalten. Er klopfte so plötzlich und so heftig, daß die Aermste tief erschreckt zusammenfuhr.

Der König öffnete hastig die Thüre. Elisabeth schien wie von Ohnmacht angewandelt.

— Mademoiselle, hat mein Kommen Sie erschreckt? fragte Jérôme kühler als je.

Sie gab ihm keine Antwort darauf. Ihr Kanarienvogel aber schmetterte so laut, als wolle er für seine

Herrin antworten und dem Monarchen sagen, daß er willkommen sei.

— Schweige, kleiner Schreihals, sagte der König, Elisabeth mit mitleidsvoller Theilnahme betrachtend. Mademoiselle, fragte er, was fehlt Ihnen?

Elisabeth kam jetzt wieder zu sich.

— Mir fehlt nichts, gar nichts, hauchte die schwache Jungfrau, und schlug nur mit Anstrengung ihre matten Augen zu ihm empor. Ihr unerwarteter Besuch um diese Stunde, Ihr heftiges Anpochen hatte mich ein klein wenig erschreckt. Jetzt befinde ich mich wieder wohl und heiße Sie willkommen, Majestät?

— Mademoiselle, bin ich Ihnen wirklich willkommen?

— Sire, zweifeln Sie denn schon wieder?

— Jetzt mehr als je, mein Fräulein, erwiderte Jérôme mit erkünstelter Kälte.

— Und was veranlaßt Sie dazu?

— Gestatten Sie mir eine Frage, Elisabeth. Erinnern Sie sich des gestrigen Tages?

— Kassel feierte gestern Ihren Geburtstag, Sire!

— Sie, Mademoiselle, waren die einzige meiner Unterthaninnen, die es nicht der Mühe werth hielt, mir zu diesem Feste Glück zu wünschen.

Elisabeth gefiel es wieder zu schweigen.

— Schon wieder dieses unerklärliche, räthselhafte Schweigen. Fast hat es den Anschein, als schwiegen Sie bei gewissen Fragen nur darum, um Zeit zu gewinnen, über eine passende Antwort nachzudenken.

— Auch diesmal thun Sie mir Unrecht. Ich bin nie verlegen um eine Antwort. Schweige ich dann und wann, so geschieht es blos deshalb, weil es mich kränkt, mich wieder auf's Neue von Ihnen verkannt zu sehen. Sire, glauben Sie, Elisabeth nähme an Ihrem Wohle weniger Antheil, als jede andere Ihrer Unterthaninnen, weil sie absichtlich nicht zu Jenen gehört, die Ihnen Ihren Glückwunsch abgestattet haben?

— Absichtlich, sagen Sie, Mademoiselle, doch weshalb?

— Weil ich es nicht schicklich fand. Statt Ihnen schriftlich zu gratuliren, that ich mündlich das, wozu mich meine Dankbarkeit antrieb. Ich eilte gestern früh nach der Kirche, und dort war es, wo ich meine stillen, aber heißen Wünsche für das Wohl Eurer Majestät zum Könige aller Könige emporsandte.

— Ach, Elisabeth, thaten Sie dies wirklich?

— Ich zwinge Sie nicht, daran zu glauben, aber gestatten Sie mir, Ihnen aufrichtig zu bekennen, daß Ihre ewig wiederkehrenden Zweifel mich auf's Tiefste verletzen müssen.

— Das ist durchaus nicht meine Absicht, aber erlauben Sie mir, Ihnen eben so offen und unumwunden zu erklären, daß ich — wie sehr ich auch dagegen anzukämpfen mich bemühe, den peinigenden Argwohn hege, daß Ihr Herz irgend einem Andern, den ich nicht kenne und nicht kennen möchte, den Vorzug giebt.

— Dies beweist, daß Sie auch mich nicht kennen, denn wäre Jenes wirklich der Fall, so seien Sie über=

zeugt, daß ich aus der Neigung meines Herzens niemals ein Geheimniß machen würde, denn ich bin frei und unabhängig und Niemand — selbst der König nicht! — kann mir wehren, mein Herz dem zu schenken, zu welchem es sich hingezogen fühlt.

— Ach, Elisabeth, eben weil ich Ihnen dies nicht verwehren kann, schwebe ich in der beständigen Angst und Furcht, es könnte früher oder später sich doch wohl irgend Jemand finden, der jünger, schöner und liebenswerther als ich, im Stande wäre, mir den ungetheilten Besitz Ihrer Liebe, die mein höchster Stolz, mein höchstes Glück ist, leicht entziehen könnte.

— Dies ist möglich, aber nicht wahrscheinlich ...

— Das Unwahrscheinlichste ist oft das Wahrscheinlichste ...

— Auch dies will ich Ihnen bekennen. Aber halten Sie mich für so unehrlich, daß ich Ihnen einen solchen Fall, wenn er jemals eintreten könnte, verschweigen würde? Sire, trauen Sie mir nicht so viel Muth und Entschlossenheit zu, um Ihnen alsdann zu gestehen: Sire, es ist mir nicht länger möglich, Sie zu lieben, mein Herz schlägt für einen Andern!

— Dies könnten, dies würden Sie thun?

— Und weshalb nicht? Welche Furcht sollte mich davon zurückhalten? Was könnte mir geschehen, wenn mein Herz später ganz dasselbe für einen Andern empfände, was es jetzt ausschließlich nur für Sie empfindet?

— O, Sie haben mich niemals geliebt.

— Das ist Ihr alter Vorwurf, Sire! Ich aber

bin zu stolz, um Eure Majestät etwas Anderes darauf zu erwidern, als dies: Glauben Sie, Sire, was Sie wollen.

— Gut, Mademoiselle, dann glaube ich, daß Ihr Herz schon längst mir untreu ist . . .

Elisabeth versank in ihr gewöhnliches Schweigen.

— Sie schweigen; dies dachte ich mir. Schweigen ist oft die beredteste Antwort! Aber sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde mich bemühen, mich allmählig mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Ihre Liebe für mich verloren ist. Vielleicht wird das Herz mir brechen. Doch was liegt daran, wenn Sie nur glücklich sind, so glücklich, als Sie zu sein es verdienen! Ich, Elisabeth, ich werde Sie ewig lieben, selbst dann noch, wenn ich Sie untreu weiß, sprach der König, ihre beiden Hände erfassend und Eine nach der Andern an seine Lippen pressend, und sie mit den Küssen der zärtlichsten Zuneigung bedeckend. Aber sagen Sie, angebetete Freundin, weshalb tragen Sie niemals den Ring der Königin?

Elisabeth senkte die Augen und schwieg.

— Ihr Schweigen bringt mich in Verzweiflung. Mademoiselle, ich befehle Ihnen, mir zu antworten.

Die Jungfrau verharrte in ihrem Schweigen.

— So also achten Sie meine Befehle? fragte der König in vorwurfsvollem Tone.

— Sire, ich glaubte, Sie geruhen zu scherzen.

— Nein, Mademoiselle! Jener Befehl war mein voller Ernst!

— Dann ist es mein Pflicht zu gehorchen. Sire, ich habe den Ring *verloren*.

— *Verloren*? Ah, Mademoiselle, das glaube ich nicht.

— Gut, Sire, dann glauben Sie vielleicht, daß ich ihn *verkauft* ...

— Daran, Mademoiselle, glaube ich noch weniger!

— Oder scheint es Eurer Majestät vielleicht glaublicher, daß ich ihn *verschenkt* habe ...

— Dies, Mademoiselle, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

— Und das Unwahrscheinliche geruhten Allerhöchst Dieselben vorhin — nicht ganz mit Unrecht — zu bemerken, ist also das Wahrscheinlichste! Gut, ich habe den Ring *verschenkt*!

— An wen? fragte Jérôme mit Aufregung.

— Da fragen Sie mich zu viel! Sire, ich weiß es selber nicht!

— O, ganz so sprach auch Er?

— Wer? fragte die Jungfrau auffallend erschreckt ...

— Jener junge, schmucke, milchbärtige Laffe, dem Sie das Andenken von der Königin als ein Zeichen Ihrer Liebe zu ihm und als einen Beweis Ihrer Untreue gegen mich zu schenken gewagt!

— Sire, dieser Scherz geht zu weit! rief Elisabeth in hohem Grade aufgeregt.

— Ich sage Ihnen, es ist mein Ernst!

Elisabeth fing laut zu weinen an.

— Ich glaube nicht an Ihre Thränen. Wollen Sie mir beweisen, daß ich Ihnen Unrecht thue, so zeigen Sie mir den Ring!

— Sire, wenn ich dies nicht gleich gethan, sagte die Jungfrau, ihre Thränen trocknend, so geschah es einzig und allein nur darum, um Ihre mich tief verwundende Zweifelsucht auf die Probe zu setzen und Sie für Ihr beständiges Mißtrauen zu bestrafen. Jetzt, wo ich erfahre, daß Sie mir in vollem Ernste eine Handlungsweise zutrauen, die mich tief erröthen macht, jetzt bin ich's nicht Ihnen, wohl aber meiner beleidigten Ehre schuldig, Ihnen zu sagen, warum ich jenen fatalen Ring bis jetzt noch nie getragen habe. Sire, der Anblick jenes Ringes stimmt mich traurig.

— Und aus welchem Grunde, Mademoiselle?

— Weil er mich an die größte Sünde meines Lebens und an eine Frau erinnert, welche am Hofe von Kassel lebt und Katharina von Würtemberg heißt. Jetzt, nachdem Eure Majestät den Grund erfahren haben, weshalb jener Ring mir fatal ist, will ich nicht länger zögern, Ihnen zu beweisen, daß ich ihn weder verloren, verkauft noch verschenkt habe, sondern daß ich noch bis zu diesem Augenblick im Besitz dieses unheilbringenden Geschenkes bin.

— Wohlan, zeigen Sie mir den Ring.

Elisabeth öffnete die Schublade ihrer unverschlossenen Kommode und suchte das Saffian-Etui, in welchem jener Ring stak, den sie seit ihrer Krankheit absichtlich nicht mehr getragen hatte.

Ruhig suchte sie das rothe Futteral. Der König befand sich in einer Spannung, die weniger Hoffnung als Furcht verrieth. Auch die Furcht hat etwas Süßes. Als Elisabeth das, was sie suchte, nicht fand, öffnete sie mit lavinenartig anwachsender Unruhe die zweite, und als sie auch in dieser es vermißte, die erste und letzte Schublade. Auch darin suchte sie es vergebens.

— Weh mir, der Ring ist gestohlen! rief sie mit angsterdrückter Stimme und bedeckte ihr leichenblasses Angesicht mit beiden Händen.

— Gestohlen? Das kann Jeder sagen, Mademoiselle! erwiderte Jérôme mit beißender Ironie.

— Wie, Majestät, Sie glauben es nicht? fragte Elisabeth händeringend.

— Ich glaube Ihnen gar nichts mehr! entgegnete der König im Ausbruche seines lang zurückgehaltenen Zornes. Mademoiselle, Sie sind eine abscheuliche Lügnerin!

Elisabeth stand plötzlich ohne Regung da. Es schien, als hätten die letzten Worte sie, gleich jener Adith, in eine Salzsäule oder gleich jener Niobe, in einen Marmorblock verwandelt. Sie hörte, sie sprach nicht mehr.

— Nun, Mademoiselle, warum antworten Sie nicht? Warum versuchen Sie nicht, sich zu entschuldigen, sich zu rechtfertigen? Schweigend starren Sie mich an und Thränen rollen über den Marmor Ihrer Züge. Aber dies sind falsche Krokodilsthränen, Mademoiselle. Weiber können weinen, wenn sie wollen. Aber

nur Narren lassen sich rühren! Mich, Mademoiselle, erweichen Ihre Thränen nicht. Ich habe kein Mitleid mit Ihnen. Und wollen Sie auch hören warum? Mademoiselle, Sie haben mich schmachvoll betrogen. Sie haben die vollendete Unschuld gespielt und mir Liebe, wahre, innige, reine Liebe vorgeheuchelt und Ihr Herz, das ich für das treueste unter Gottes Sonne hielt, einem Andern geschenkt, einem Gelbschnabel, vor Kurzem erst der Kadettenschule entlaufen; Ihn haben Sie erhört, mich nicht! Und soll ich Ihnen sagen warum? Weil Sie sich einbilden, Mademoiselle, daß er Sie heirathen kann und heirathen wird. Ich aber sage Ihnen: das kann, das darf er nicht; er ist arm wie eine Kirchenmaus, und ich verweigere ihm den Consens. Der junge Laffe wird Sie bethören, wie einst jener Student zu Göttingen Sie bethört hat. Ihre Liebe wird ihm Alles opfern, und er wird zur Belohnung Sie sitzen lassen. Von Neuem werden Sie dann verzweifeln und bald von Stufe zu Stufe sinken, Gott weiß, wie tief! Und ich, der ich Sie fallen sehe, ich werde, wenn auch das Herz mir bricht, Zeuge Ihrer Schmach sein, und alles Mitgefühl, das ich noch jetzt für Sie empfinde, gewaltsam zurückdrängen und Sie nicht bedauern, sondern verhöhnen, nicht bemitleiden, sondern verachten. Und soll ich Ihnen sagen weshalb? Weil Sie diesen Hohn, diese Verachtung verdienen, denn ich wiederhole Ihnen, Mademoiselle, Sie sind eine abscheuliche Lügnerin, eine herzlose Heuchlerin, eine scheußliche Kokette!

Elisabeth Grün sank betäubt zu Boden.

— Dies Alles, Mademoiselle, ist nur Gaukelspiel! Es rührt mich eben so wenig, als das überlaute Geschmetter jenes gelben Schreihalses dort im Käfig. Kanarienvögel können Sie bedauern . . . ich kann es nicht, denn ich hasse, ich verabscheue Sie, mögen Sie es hören oder nicht, mögen Sie ohnmächtig scheinen oder es wirklich sein, mir ist dies einerlei! Leben Sie wohl, kaltes, treuloses Herz! Mich, Mademoiselle, sehen Sie niemals wieder.

Der König eilte zur Thüre hinaus. Draußen am Thore sagte er zu Nicodem:

— Höre, alter Gauner, Deine Nichte, die nicht viel mehr als ihr Onkel taugt, ist vor Schreck auf den Fußboden hingesunken und spielt mit vielem Talente die Bewußtlose, die in den Banden starrer Ohnmacht liegt. Unser Einer läßt sich nicht täuschen. Geh' hinein zu ihr, guter Onkel. Kitzle sie, dann wird sie erwachen. Und ist sie erwacht, dann sage ihr in meinem Namen, daß sie eine Metze ist. Hast Du mich verstanden, falscher Spitzbube?

— Vollkommen, Majestät! betheuerte der gute Onkel.

— Bald sollst Du noch mehr erfahren! rief der König zu und rannte fort, wie ein wüthender Eber, der sich in seinem Schweiße verblutet.

Schon unterweges fühlte er Anwandlungen von Reue.

— Himmel, wenn es denkbar wäre, daß Elisabeth

trotz des Verdachtes, der auf ihr ruht, dennoch frei von aller Schuld sein könnte; gerechter Gott, wenn ich Unrecht gethan hätte, welch' ein Schmerz, wäre er noch so tief und groß, vermöchte dann wohl sich mit dem Meinigen zu messen? Jetzt, nachdem mein Zorn, meine Wuth, meine Raserei sich Luft gemacht, fühle ich urplötzlich ein so tiefinniges Bedauern, einen so nagenden Schmerz von Wehmuth und Reue, daß ich augenblicklich umkehren, zu ihren Füßen niedersinken und sie fragen möchte: „Elisabeth, habe ich Dir Unrecht gethan?" Und spräche sie „Ja!" dann würde ich es glauben, ihre Kniee umfassen und nicht eher mich erheben, als bis sie mir auch dies Unrecht großherzig verziehen hat. Und dennoch quält mich ewiger Zweifel! Und darum muß ich Gewißheit erhalten. Mein weißer Rabe Bongars erfährt Alles, er wird wohl auch dies erfahren. Stellt es sich dann heraus, daß Elisabeth frei von aller Schuld ist, dann soll ihr die glänzendste Genugthuung zu Theil werden, nicht von mir, nein von der Königin, die den grausamen Verdacht in mir aufgestachelt und großgesäugt hat. Dann soll meine Frau es büßen!

Das beschwor und gelobte er zu halten, so wahr ihm Gott helfen möge!

Wir erlauben uns, ein Amen hinzuzufügen und uns dann eilig zu Herrn von Bongars zu begeben.

---

## XVIII.

— Auch ihn müssen wir kennen lernen.

Herr von Bongars (Viele behaupten, er habe sich den Adel angemaßt) will in seiner Jugend Edelknabe am Hofe Ludwigs XVI. gewesen sein. Beim Ausbruch der französischen Revolution war er mit den Prinzen nach Koblenz ausgewandert und hatte sich von dort nach Stuttgart begeben, wo er als eben so kecker als gewandter Reiter eine kleine unbedeutende Anstellung als Stallmeister bei einem schwäbischen Reichsgrafen gefunden haben soll. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, war Bongars nach Paris zurückgekehrt und von Fouché zuerst als Spion und später als Polizeikommissär angestellt worden. Unsere Leser werden sich aus dem ersten Bande unserer Erzählung erinnern, daß dieser Bongars es gewesen war, der für den neugebackenen König von Westphalen am Vorabende seiner Abreise nach Kassel beim Wirthe im Palais Royal gut gesagt hatte. Von jenem Zusammentreffen datirt sich dessen Bekanntschaft mit Jérôme, der ihn bald darauf nach seiner Hauptstadt berufen und ihn zum General-Inspektor der Gensdarmerie, zum Chef der hohen Polizei und endlich gar zum Staatsrathe erhoben hatte.

Herr von Bongars, der die Caprice besaß, seinen Ursprung von jenem Jacques Bongars abzuleiten, welcher Calvinist, gelehrter Kritiker, diplomatischer Unter-

händler und Staatsrath unter Heinrich IV. gewesen war und sich auch als Geschichtsforscher durch eine Sammlung werthvoller Quellen zu den Annalen der Kreuzzüge berühmt gemacht hatte, war von allen Franzosen', welche Jérôme nach Westphalen übergepflanzt, der Gefürchtetste und Verhaßteste. Sein Wahlspruch war der des Caligula: „Oderant dum metuant“ (Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten). Und dies hatte er vollkommen erreicht. Er war der Schrecken aller Gauner und der Knecht Ruprecht aller ehrlichen Leute. Letztere mieden ihn wie die Pest. Bongars hatte nach dem Muster Fouchés, mit dem er in beständigem Briefwechsel stand, ein eben so kostspieliges als verderbliches Spioniersystem eingeführt. Schon damals gab es in Kassel ein sogenanntes „schwarzes Kabinet“, in dem, wie zur Zeit der Marquise von Pompadour und des Herrn von Sartines in Paris, jeder Brief, welcher der hohen Polizei irgendwie verdächtig schien, ohne Scheu erbrochen und Herrn von Bongars zur Durchsicht vorgelegt wurde, der dann zu entscheiden hatte, ob der geöffnete Brief wieder versiegelt werden und abgegeben oder unterschlagen werden sollte. Und gleich wie in Venedig, zur Zeit der Staats-Inquisition und des Raths der Zehn, auf dem Marcusplatze, am Dogen-Palaste und am Eingange aller anderen Staatsgebäude und Kirchen sogenannte Löwenrachen zur Aufnahme geheimer Denunciationen aufgestellt waren, so war am Thore der hohen Polizei zu Kassel eine Maueröffnung angebracht, in welche Jeder,

der sich scheute, bei hell lichtem Tage einen seiner Mitbrüder anzuklagen, zur Nachtzeit seine verrätherischen Anzeigen ohne Namens-Unterschrift hineinwerfen konnte. Diese Oeffnung wurde von Pigault-Lebrun „la boite du diable“ (der Briefkasten des Teufels) getauft.

Der Messergrande, das Oberhaupt der westphälischen Sbirren, der rechte Arm und das linke Ohr dieses Fouché von Kassel, war ein Deutscher Namens Würtz, Polizeikommissar und Lump erster Klasse mit Eichenlaub, ein Kerl, der im Nothfall seine Mutter verrathen und seinen Vater an den Pranger gebracht hätte. Mit diesem Patrone, dessen finniges, vom Weine geröthetes Gesicht eine Musterkarte aller Laster zu sein schien, stand Bongars auf so herzlichem Fuße, wie Jérôme mit Pigault-Lebrun. Bongars sagte immer Du zu ihm und kniff ihm die dicken Ohrlappen, wenn er kam, um seinem Chef Rapport zu erstatten. —

Besagter Würtz hatte eine junge, hübsche, üppige Frau, welcher Bongars öffentlich den Hof machte und welche ein Kind von ihm hatte. Dieses Kind war ein Mädchen, das Bongars später adoptirte und sie, im Jahre 1813 mit sich nach Frankreich nahm, wo sie achtzehn Jahre später unter dem Namen Esther de Bongars als eine der pikantesten Schauspielerinnen des Variétés-Theaters und als eine der bekanntesten Löwinnen des großen Saine-Babels viel Aufsehen machte*).

Zu dem zahllosen Heere der Spione und Spioninnen

---

*) Um das Jahr 1840 ging sie nach Rußland.

ihres sehr ehrenwerthen Adoptivvaters gehörten sämmtliche Briefträger und Nachtwächter, fast alle Mitglieder der französischen Theater, mehrere Aerzte und Hebammen und sämmtliche Freudenmädchen und Kupplerinnen. Kassel hatte zu jener Zeit eine Masse öffentlicher und geheimer Gelegenheitsmacherinnen.

Jene Chronik, die uns als Führer durch das Labyrinth der geheimen Geschichte des westphälischen Hofes dient, sagt in Bezug auf jene Kupplerinnen (Seite 111):

„Es gab dergleichen schamlose Weiber, die über die unglücklichen Schlachtopfer der Unzucht ein Register hielten, das sie ihren Kunden zur Auswahl vorlegten. Diese fanden darin Aller Farbe des Gesichts und der Haare und sonstige Eigenschaften und besondere Merkmale und Vorzüge verzeichnet! Mehrere Agenten der geheimen Polizei halfen diese Listen vermehren.“ — Das zahllose Heer eingewanderter Franzosen, die der Hunger aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte und die jetzt in Westphalen ihr Glück zu machen versuchten, trug nicht wenig zur Sittenverderbniß des unglücklichen Landes bei, da ihre mitgebrachte Industrie einzig und allein den Luxus und die französischen Moden auszubeuten verstand. Einigen war es gelungen, Stellen in den verschiedenen Büreaux der Administration zu erlangen, Andere machten ihr Glück im Militär. Andere schoren und dressiren Hunde, verkauften Schminken und Parfüms, wuschen und reparirten Hemden und und Strümpfe u. s. w. Die Meisten waren Sbir-

ren der Inquisition.*) — „Unter den Kasseler Polizei-Offizianten (heißt es Seite 112) befanden sich mehrere von Frankreich besoldete Individuen, die über alle Ereignisse am westphälischen Hofe nach Paris Bericht erstatten mußten, und es ist zu vermuthen, daß hierin der Grund der Geringschätzung des Kaisers gegen seinen charakterlosen brüderlichen Proçonsul lag."

Der Groß-Inquisitor der hohen Polizei conferirte mit dem Oberhaupte der geheimen Spießgesellen. Bongars gab dem Kommissar einen Brief.

— Lies ihn laut, mein guter Freund!

Und Würtz las mit lauter Stimme:

Mein Herr!

Eine stille Verehrerin Ihrer Jugend und Ihrer wahrhaft rührenden Bescheidenheit übersendet Ihnen den beiliegenden Ring als ein Zeichen des Wohlwollens und mütterlichen Antheils, den sie an Ihrer Zukunft nimmt. Findet Ihre Ihnen unbekannte Freundin, daß Sie eben so verschwiegen sind als schön und liebenswürdig, dann, junger Mann, ist Ihr Glück gemacht. Unter den Flügeln des Schutzes Ihrer mütterlichen Freundin werden Sie im Heere Seiner Majestät rasch von Stufe zu Stufe steigen und schneller, als Sie jemals zu hoffen gewagt, zum Majorsrang emporrücken. Vor allem Andern verlangt man Verschwiegenheit.

---

*) Derselbe Führer giebt die Zahl der im ganzen Königreich Westphalen besoldeten Polizei-Agenten auf 10,000 an, so daß bei einer Bevölkerung von 2 Millionen Unterthanen sich unter je 200 Einwohner 1 Spion befand!

Das Uebrige sollen Sie später erfahren. Aber zeigen Sie irgend Einem diese Zeilen oder brüsten Sie sich irgendwo mit jenem Ringe, dann stürzen Sie sich selbst ins Unglück und sind verloren für alle Zeiten. Morgen Abend finden Sie Ihre unbekannte Beschützerin auf dem Hofballe, den der König zur Feier seines Geburtsfestes veranstaltet hat. Sie wird, um sich Ihnen erkennen zu geben, drei Mal rasch hintereinander ihren Fächer fallen lassen. Werden Sie ihn aufheben, junger Freund?

N . . . N . . .

— Kennst Du, alter Knabe, diese Handschrift? Errathest Du, wer dieses mütterliche N . . . N . . . ist? —

— Ich kenne diese Hand so gut als die Meinige. Die Dame, die so mütterlichen Antheil an der Zukunft des Jägerlieutenants Eugen von Berlepsch nimmt, ist keine Andere als die teufelsmäßig verliebte Generalin Katharina Decoudras.

— Getroffen, getroffen, guter Würtz! rief Bongars. Aber weißt Du mir wohl auch zu sagen, auf welchem Wege und durch welche Person die Generalin in den Besitz dieses Ringes gelangt ist?

— Excellenz, ich weiß bereits Alles! betheuerte der rothnasige Spürhund. Die Generalin erhielt diesen Ring vor ungefähr vier Wochen von einem ihrer früheren Anbeter, vom Militär-Gouverneur der Stadt Kassel . . .

— Und wie und durch wen gelangte General Allix in den Besitz dieses Ringes?

— Er erhielt ihn wenige Tag zuvor, ehe er ihn wieder verschenkte, von einer seiner jüngeren Flammen, von der Frau des Hufschmieds des königlichen Marstalls . . .

— Von der geilen Madame Victorine Lesage! Und wer gab ihr diesen Ring?

— Sie erhielt ihn vom Großstallmeister der Krone, vom General Morio, Grafen von Marienborn.

— Wie? die Lesage hatte auch mit Morio ein Verhältniß?

— O schon seit Jahr und Tag. Der gute Hufschmied, der trotz seines Namens Lesage (der Weise) ein alter Esel ist, ahnt nicht, daß sein junges, in jede Generals-Uniform verliebtes Weib, das bereits den halben Generalsstab durchgeliebt hat, fast allmonatlich die Besatzung ihres Herzens ändert und ihm fast jede vier Wochen neue Hörner aufsetzt.

— Und doch, höre ich, soll der Hufschmied in hohem Grade eifersüchtig sein . . .

— Wie der Teufel und seine Großmutter. Kommt der alte Maulesel einmal hinter die Schliche seiner jungen Stute, dann giebts, ich setze meinen Kopf zum Pfande ein, einen Mord!*)

*) Die Voraussage dieses Menschen hat sich später bewahrheitet. Am 24. December 1811 fiel General Morio durch die meuchelmörderische Hand des eifersüchtigen Hufschmieds Lesage, der auf

— Doch wie kam Morio zum Ring?

— Dies habe ich bis jetzt noch nicht erfahren können.

— Und warum nicht?

— Weil General Morio vorgestern Abend im Auftrage des Königs nach Braunschweig gereist ist und von dort erst in acht Tagen zurückkehrt.

— Höre, Freund, diese Sache hat Eile! Wir müssen ihm sofort einen unserer pfiffigen Spione nachschicken . . .

— O Excellenz, dies ist bereits geschehen!

— Würtz, Du bist ein unbezahlbarer Schatz!

— Ja, Excellenz, das bin ich wirklich. Morgen Abend oder spätestens übermorgen früh wissen wir, von wem Morio diesen Ring erhalten hat.

— Hast Du vielleicht irgend eine Vermuthung?

— Ich habe bereits eine halbe Gewißheit. Ich hätte große Lust zu wetten, daß die Dame, die dem General Morio dies Zeichen Ihrer Gunst geschenkt, keine Andere als die schon ziemlich bejahrte Gemahlin des Hofmarschalls und Generalcontroleurs der Civilliste sein kann.

---

seinen Nebenbuhler ein Pistol abfeuerte. Der Graf von Marienborn starb an den Folgen dieser Schußwunde nach dreistündigem Todeskampfe. Sieben Tage später fand unter großem Gepränge dessen Leichenbegängniß statt. Der Justizminister Siméon hielt die Grabrede. Am 4. Januar 1812 war in der katholischen Kirche eine Todtenfeier, bei welcher nach Mozarts „Requiem", Blanginis „Libera" aufgeführt ward.

— Du glaubst also, daß Baronesse Boudeporn ...

— Ihrerseits diesen Ring von einem ihrer früheren Curmacher, dem Adjutanten des Generals Morio, zum Geschenk erhalten hat.

— Und wie käme Baron von Heßberg zu diesem Ringe, der ursprünglich ein Geschenk des Kaisers an unsere Königin ist?

— Dies habe ich leider noch nicht ermitteln können.

— Höre, allerliebster Freund, wenn Du Deiner Sache so gewiß bist, so könnten wir, ohne zuvor die Antwort unseres nach Braunschweig gesandten Agenten abzuwarten, lieber gleich den Baron von Heßberg ins Verhör nehmen.

— Hierzu, Excellenz, erwarte ich Ihre Ordre.

— Du hast vollste Vollmacht, guter Würtz.

— Dann eile ich gleich zu ihm und bin in längstens zwei Stunden wieder bei Eurer Excellenz, um Ihnen über Alles, was ich in Erfahrung gebracht, getreulich Bericht zu erstatten.

— Geh, spute Dich, mein herzensguter Freund, denn noch ehe die Sonne untergeht, wünsche ich dieser verwickelten Intrigue gänzlich auf die Spur zu kommen, weil die Enthüllung dieses Geheimnisses dem Könige sehr am Herzen liegt. Also tummle Dich, mein theurer Mitarbeiter. In längstens zwei Stunden erwarte ich Dich.

Das Oberhaupt der Spione entfernte sich.

Während der Abwesenheit des edlen Polizei-Commissärs sah sein ihm vollkommen würdiger Chef in je-

der Stunde zehn bis zwölf Mal mit peinlicher Ungeduld auf die Zeiger seiner goldenen Repetiruhr. Dem Erwartenden scheint jede Minute ein Jahrhundert in verkleinertem Maßstabe. Zwei Stunden waren seitdem vorüber gehinkt. Würtz aber war noch nicht zurückgekehrt.

— Wo der Schlingel nur stecken mag? fragte er sich und sah häufig durch das geöffnete Fenster auf die um die Mittagsstunde ziemlich verwaiste Straße hinaus. Sein unersättlicher Durst hat ihn sicher ins Weinhaus gelockt.

Der Hunger aber trieb Herrn von Bongars endlich zum Mittagsmahle. Er war wie jeder Emporkömmling mehr Vielfraß als Feinschmecker, und als Schuster mehr fleisch- als krautfressendes Thier. Eben, als er den Zipfel seiner ziemlich saubern Serviette in seine ziemlich schmutzige Cravatte und den ersten Löffel in seinen weitgeöffneten Rachen schob, stürzte sein zweites Ich athemlos und unangemeldet wie gewöhnlich in den kleinen Speisesaal mit pythagoräischem Stolze und dem Ausrufe:

— Ich hab's, Excellenz, ich hab's!

— Was hast Du? fragte Bongars gespannt.

— Das Geheimniß, das kostbare, ist entschleiert!

— Nun, dann, so beichte, mein Rabe, befahl der Polizei-Chef, hastig seine Schildkrötensuppe auslöffelnd.

— Baron von Heßberg, den ich, als ich Eure Excellenz verließ, auf der Wachtparade traf, gestand ohne Weiteres, er habe den Ring gekauft.

— Von wem? fragte das fressende Ungeheuer.

— Das eben ist das kostbare Geheimniß! Der verbrecherische Verkäufer dieses Ringes ist . . . rathen Eure Excellenz einmal, wer?

— Bei Tische rathe ich nicht gern . . . Ich befehle Dir, es mir augenblicklich zu sagen . . .

— Erlauben Eure Excellenz, daß ich zuvor Luft schnappe. Ich bin hierher gerannt, in solcher Hast und Eile, daß ich schier allen Vorrath meines ohnehin etwas kurzen Athems eingebüßt und dafür infames Seitenstechen davon getragen habe. Excellenz, schenken Sie mir ein Glas Wein.

— Der aufgedunsene Schwamm hat beständig Durst, sagte Bongars, ein Glas Wein nur bis zur Hälfte füllend.

— Baron von Heßberg, sagte Würtz, jenen Fingerhut mit einem Zuge leerend, den ich, wie gesagt, auf der Wachtparade traf — ich bitte Eure Excellenz noch um etwas Wein — gestand also ohne Weiteres, daß er — o schenken Sie doch etwas mehr ein — er habe diesen Ring gekauft — ich danke, Excellenz — vom Schloßcastellan der Löwenburg.

— Von dem alten Gauner Nicodemus Grün?

— Aufzuwarten, Excellenz, erwiderte der Commissär, sich die erbsendicken Schweißtropfen von der Stirne und vom Kinne wischend.

— Und ist dies Alles, edler Pollux?

— O nein, o nein, erhabener Castor! Ich that noch mehr, weit mehr, sagte Würtz und leerte den

Wein. Ich warf mich auf meinen Gaul und ritt, nein, ich jagte, ich flog nach der Löwenburg. Unterweges begegnete ich dem Könige, der von dort herzukommen schien. Ich nahm den Schurken ins Gebet.

— Du meinst doch nicht den König?.

— Ich meine die kahle Kellerratte Grün.

— Und was sagte der hartgesottene Sünder?

— Als ich ihn fragte, wer ihm den Ring gegeben, nannte er mir seine Nichte Elisabeth, welche, weil sie Geld zu einem neuen Sonntagskleide und zu einem Winterhute gebraucht, ihn beauftragt habe, diesen Ring in ihrem Namen zu verkaufen an den ersten Besten, der an diesem Dinge Gefallen fände. Ich lachte dem Schwindler ins Gesicht, faßte ihn bei seiner lockern Halsbinde und sagte zu ihm im freundschaftlichsten Tone: Höre, Alterchen, Du lügst. Dein Läugnen hilft Dir zu nichts, denn ich weiß, was ich weiß. Du hast den Ring Deiner Nichte gemaust. Das Kerlchen bekam einen so heillosen Schreck, daß sein blaues Auge schwarz und das schwarze blau wurde. Er zitterte und bebte an allen Gliedern.

— Der Spitzbube muß augenblicklich arretirt werden.

— Das ist bereits geschehen, Excellenz. In Ermangelung einer Kette band ich ihn mittelst Bindfadens, den ich zufällig bei mir fand, die Hände auf den Rücken, führte ihn bis zur Wache, ließ dort einen Wagen holen und brachte ihn hierher ins Polizeigefängniß. Wünschen Excellenz ihn vielleicht zu sehen?

— Wozu, alter Freund. Der Gauner verdirbt

mir den Appetit. Ich will ihn gegen Abend vornehmen. Dir, edler Kamerad, statte ich einstweilen im Namen der strafenden Gerechtigkeit für Deinen Eifer und Deine Pflichttreue den wärmsten Dank ab. Bei der nächsten Ordensvertheilung soll auch an Dich, mein schwarzer Rabe, gewissenhaft gedacht werden.

— Vorläufig habe ich eine andere Bitte . . .

— Womit kann ich Dir dienlich sein?

— Schenken Sie mir noch einen Tropfen Wein. Ich dürste wie eine vertrocknete Pomeranze.

— Wie ein Kameel in der Wüste, willst Du sagen, interpretirte Herr von Bongars, ihm nochmals ein halbes Glas einschenkend.

— Excellenz, es lebe die hohe Polizei!

— Auch Du sollst leben, mein Junge! sagte der Chef, sich den Mund trocknend. Nun verlasse mich, mein würdiger Freund. Grüße mir Dein liebes, braves Weib!

— Eure Excellenz sind wirklich zu herablassend, lächelte der Commissär und verzog sich schnell wie ein Regenbogen.

Herr von Bongars vollendete seine Mahlzeit. Dann warf er sich in seine Staatsuniform, pflanzte den Orden der westphälischen Krone auf seine Brust und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel.

— Vor drei Jahren war ich Polizeicommissar; jetzt bin ich Chef der Polizei, General-Inspector der Gensdarmerie, Staatsrath, Großkreuz des Ordens der westphälischen Krone und — was mehr als dies Alles

sagen will — Excellenz und unumschränkter Herr und Gebieter der geheimen Polizeikassen. Und wem verdanke ich dies Alles? Dem Zufall und meinem Freunde Aumer! Der Himmel erhalte mich und ihn!

Dann verfügte er sich zum Könige.

---

# XIX.

Jérôme befand sich in peinlicher Unruhe. Sein Herz sagte ihm, Elisabeth's Charakter könne nicht so verstellungsfähig, falsch und verworfen sein, als die Königin ihn mit so vieler Schadenfreude geschildert hatte. Er betrachtete ihr Bild und gestand sich, daß es nicht möglich sei, daß diese lieben, treuen, blauen Augen so schwarzen Verrathes fähig seien. Ein Vorgefühl bitterer Reue sagte ihm, er habe ihr Unrecht gethan und ihr dadurch, daß er sie so schwer verkannt, eine Kränkung zugefügt, die sie vielleicht verzeihen, aber niemals vergessen werde. Jetzt erst fühlte er, daß ihr ohnmächtiges Zusammensinken keine Verstellung, keine Heuchelei, keine Komödie gewesen sei. Er küßte ihr wunderholdes Bild und bat es um Verzeihung, daß die Ueberredungsgabe seiner Gemahlin und seine Eifersucht ihn verleitet habe, ihr so weh zu thun, daß sie ihm zürnen müsse, selbst dann noch, wenn ihr Edelmuth auch groß genug wäre, dieser unverdienten

Kränkung dem Anscheine nach Verzeihung angedeihen zu lassen.

Jetzt wurde Herr von Bongars angemeldet. Der König eilte ihm hastig entgegen.

— Was bringst Du Neues, weißer Rabe? fragte er mit laut klopfendem Herzen.

— Ich bringe Eurer Majestät frohe Botschaft, entgegnete der Chef der Polizei, und stattete seinem Herrn und Gebieter vollständigen Rapport ab.

Jérôme war zwar beruhigt, aber vernichtet.

— O, ich ahnte, daß wir diesem Engel Unrecht gethan. Meine Schuld drückt mich zu Boden. Geh', Bongars und lasse mich allein. Ich danke Dir und Deinem Freunde Würtz für die außerordentliche Mühe, die Ihr Euch gegeben, die Schleier dieses finstern Geheimnisses zu enthüllen. Ich bleibe Euch dafür ewig dankbar, sagte Jérôme, reichte ihm die Hand und entließ ihn.

Gleich darauf besuchte er die Königin.

— Ich komme, Madame, um Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Ihrem Ohre vielleicht nicht ganz angenehm sein wird, und dennoch halte ich es für eine heilige Pflicht, Ihnen keinen Augenblick zu verhehlen, was mein Herz früher geahnt und was sich jetzt durch den amtlichen Bericht des Herrn von Bongars glänzend bewahrheitet hat: Elisabeth ist frei von aller Schuld!

Die Königin entfärbte sich vor Schreck. Jérôme erzählte ihr den ganzen Verlauf.

— Jetzt, Madame, fuhr er fort, ist es Ihre Schuldigkeit, der armen Dulderin für den Argwohn, den Sie in mir geweckt, und für das Unrecht, das Sie ihr in meinen Augen zugefügt, eine ihrer Unschuld und Tugend angemessene Genugthuung zu geben und sie dadurch, wenn auch nicht vollkommen, doch wenigstens einigermaßen für die beispiellose Kränkung zu entschädigen, die ich ihr in Folge jenes von Ihnen angeregten, gänzlich ungegründeten Verdachtes heute Morgen zugefügt hatte.

— Sire, was haben Sie ihr gethan?

— Ich habe sie eine abscheuliche Lügnerin, eine herzlose Heuchlerin, eine scheußliche Kokette genannt.

— Und was that Elisabeth?

— Sie schwieg und hielt es nicht der Mühe werth, sich zu rechtfertigen. Sie sprach kein Wort zu ihrer Vertheidigung und sank, getroffen vom Bannstrahle unverdienter Verachtung ohnmächtig und bewußtlos zu Boden. Und ich, ich ließ sie liegen, denn mein Zorn erniedrigte mich zum Thiere!

— Diese Kränkung müssen wir gut machen! erklärte Katharina, der es keinen Kampf zu kosten schien, die ganze Größe ihres Unrechts einzusehen und dasselbe aufrichtig zu bereuen, denn ihr Herz war gut und edel.

— Gut machen, sagen Sie, aber wie?

— Lassen Sie dies meine Sorge sein! Sire, heute ist es leider schon zu spät, aber morgen früh will ich selbst mit Ihrer Genehmigung nach der Löwenburg,

um der tiefgekränkten Jungfrau eine Satisfaction zu geben, die sie beruhigen und auch Eure Majestät — ich wage es zu hoffen — gänzlich zufrieden stellen soll!

— Katharina, Du bist ein Engel! rief Jérôme, sie zärtlicher als je in seine Arme schließend.

— Sire, ich bin Ihr Weib, Ihr Weib, das — mögen Sie dies glauben oder nicht — keinen sehnlicheren Wunsch kennt als den: Ihre Wünsche zu erfüllen und für die es kein höheres Glück giebt, als das: Sie glücklich zu wissen.

— Ach, Katharina, ich könnte Dich anbeten! rief der König, seine Gemahlin wärmer als gewöhnlich an sein Herz drückend.

— Sire, wer hält Sie davon zurück? fragte die Königin mit harmlosem Lächeln.

— Niemand, Niemand! betheuerte der entzückte Gemahl. So, Katharina, gefällst Du mir! Deine Eifersucht hat Dich kalt, mürrisch, verschlossen, bitter, beißend, mit Einem Worte — verzeihe mir den Ausdruck der Wahrheit — häßlich gemacht. Jetzt, wo Du einsiehst, daß meine reine Neigung zu jener armen Waise keine sinnliche Liebe, keine schmutzbefleckte, leidenschaftliche ist, — jetzt, wo Du weder ihr noch mir darüber zürnst, daß wir uns lieben wie Schwester und Bruder, wie Kind und Vater, jetzt, mein Weib, mein liebes Weib, bist Du in meinen Augen noch einmal so schön, noch einmal so gut als früher, wo wir uns gegenseitig verkannt und härter und liebloser beurtheilt

hatten, als wir Beide es verdienen. Jeder von uns hat seine Schwächen, aber auch Jeder von uns seine guten Eigenschaften. Bemühen wir uns über Letztere die Erstere zu vergessen. Verzeihen wir uns gegenseitig unsere kleinen Schwächen, und gestehen wir uns, daß nichts in der Welt vollkommen ist. Eifersüchtige Ehen können niemals glücklich sein. Ehe hat ein gegenseitiges Recht auf Nachsicht! Auch wir wollen gegenseitig nachsichtig sein.

Die Königin seufzte dazu und schwieg. Jérôme aber war redseliger als je.

— In fünf Monaten, gestandest Du mir vor einigen Tagen, wirst Du das neue, nie gekannte Glück empfinden, zu wissen, was es heißt, Mutter eines Kindes, Mutter meines Kindes zu sein! Dieser Stand gegenseitiger Liebe wird das Band unserer Ehe fester schlingen und Dich und mich stolz und glücklich machen in dem Besitze eines Geschöpfes, dessen Schöpfer wir sind. Du, Katharina, wirst in mir den Vater Deines Kindes, ich werde in Dir die Mutter meines Kindes lieben, und unsere Ehe wird dann viel glücklicher und heiterer sein als jetzt, da das verbindende Mittelglied, die vermittelnde Brücke, die Copula, das Und zwischen Mann und Frau noch fehlt. Hoffe also, Katharina, auf bessere Zukunft! Glaube und vertraue und liebe mich! rief er, und drückte den ersten herzlichen Kuß auf die bebenden Lippen der Königin, die unter ihrem Herzen den Keim einer schönern Zukunft trug . . .

— Willst Du mir jetzt einen Gefallen erweisen? fragte der gewandte Schmeichler.

— Herzlich gern, erwiderte die glückliche Königin.

— Wohlan, dann versäume keine einzige Stunde. Fahre noch heute nach der Löwenburg.

— Die Mutter Deines Kindes gewährt Dir Alles, entgegnete Katharina.

Eine Stunde später befand sie sich auf dem Wege nach der Wohnung ihrer Nebenbuhlerin.

---

## XX.

Als die arme Elisabeth von ihrer langen Ohnmacht wieder nach und nach zum Bewußtsein gelangt war, glaubte sie, jene schauerliche Scene und all' jene gräßlichen Vorwürfe des Königs, die wie Donnerschläge ihr Ohr und ihre Seele betrübt und niedergeschmettert hatten, nur geträumt zu haben. Nachdenkend starrte sie den Fußboden an. Plötzlich fiel ihr Auge auf eine kleine weiße Reiherfeder, die sich vom Federbusche des königlichen Hutes losgerissen hatte. Sie hob sie auf und preßte sie krampfhaft an ihren Mund.

— Nein, nein, ich habe nicht geträumt! rief sie aus. Der König war wirklich bei mir; er hat mir wirklich jene grausamen Vorwürfe gemacht, die für mein armes, schwer geprüftes Herz doppelt kränkend, doppelt schmerzlich sind, weil ich sie, beim Ewigen! nicht

verdiene, denn hier, wo mich Niemand hört als der große Gott und dieser kleine Vogel, der jetzt sein Köpfchen hängen läßt, gleichsam um zu zeigen, daß er mich besser als der König kennt, hier, wo kein treuloses Ohr das Geheimniß meiner Seele belauscht, hier darf ich mir und dem barmherzigen Vater im Himmel gestehen, daß ich Katharinens Gemahl mit der letzten Kraft meines gebrochenen Herzens liebe, selbst jetzt noch liebe, nachdem er mich so arg verkannt, so tief gekränkt, so lieblos beschimpft hat und weshalb? Weil sein ungerechter Argwohn mir zuzumuthen wagt, ich vermöchte außer ihm und nach ihm, jetzt oder jemals im Leben irgend einen Andern zu lieben, weil dieser Andere jünger, schöner, liebenswerther sein könnte als Er, Er, der mir mein Alles ist. O wie wenig kennt er mich! Was kümmert mich Jugend und Schönheit? Und wäre dieser König ein Landstreicher und wäre dieser Landstreicher alt und häßlich, ich liebte ihn dennoch, wäre er blind und lahm und ein Krüppel obendrein. Liebe ich ihn wegen seiner Schönheit? Wie thöricht wäre dies! Denn was ist vergänglicher als Schönheit. Ich liebe ihn wegen seines Herzens, weil es gefühlvoll, gut und edel, großmüthig, warm und empfänglich auch für fremde Leiden ist. Auch er liebt mich, ich weiß es wohl, und ich gestehe, daß seine Liebe zu mir mich stolz und glücklich, entzückt und selig macht. Doch warum liebt er mich? Nicht weil ich in seinen Augen vielleicht weniger häßlich als manche Andere bin. Er liebt mich, weil ich leide! Sein weiches Herz fühlt tiefes

Mitleid. Er liebt mich, weil ich ein Opfer der Auszehrung, mit Einem Fuße schon im Grabe stehe. Und dennoch kränkt er mich? Dies ist es, was mich schmerzt! Wie ist es ihm möglich, mich so zu verkennen, so zu beschimpfen? Wie schalt er mich in seinem Zorne? Abscheuliche Lügnerin, herzlose Heuchlerin, scheußliche Kokette! Gerechter Gott, habe ich dies verdient? Himmel, werde ich dies überleben können? Nein, Jérôme, nein! Ich fühle in diesem Augenblicke meines vollen Bewußtseins deutlicher als heute Morgen in dumpfer Betäubung, daß seine bittern Vorwürfe glühende Nägel zu meinem Sarge sind. Ich werde jene Scene nie vergessen; ich werde jene Kränkung nicht überwinden können; ich werde sterben, bald, sehr bald. Doch bevor ich sterbe, will ich ihm vergeben, vollständig vergeben, denn meines Herzens Stimme, die mich niemals trügt, tröstet mich, daß der König, der trotz seines ewigen Zweifels mich wahr und innig liebt, jenes grausame Unrecht, das er im Aufbrausen seiner Eifersucht mir zugefügt, längst bereut.

Jetzt betrachtete sie auch sein Portrait.

— Dieses Bild, fuhr sie fort, und jenes Gesangbuch, das seine Liebe mir geschenkt, nehme ich mit in mein stilles Grab. Sein Bild, sein süßes Bild, sagte sie, es mit heißen Küssen bedeckend, soll auf meinem treuen Herzen, und mein Kopf, mein armer Kopf, der jetzt so fieberhaft glüht und schlägt, wird auf seinem Gesangbuche ausruhen, bald ausruhen von all' jenen schweren Prüfungen, die das Schicksal über mich

verhängt hat und die ich ohne Klage, ohne Murren, geduldig tragen will bis zum letzten Athemzuge meines kurzen Daseins. Ich sterbe im Lenze meines Lebens. Doch auch hierüber murre ich nicht. Denn wozu noch länger hier verweilen? Ihn, denn ich liebe mit tausend Schmerzen, kann ich nie besitzen, er ist der Gemahl einer Glücklicheren als ich es bin. Wozu also noch länger leben? Hab ich nicht lange genug gelebt? Und war dies kurze Leben nicht so schön, so wunderschön? Ich habe geliebt, den König geliebt! Und der König hat mich geliebt! Ich sterbe ruhig wie meine Mutter! sagte Elisabeth und küßte deren Crucifix.

In demselben Augenblicke hörte sie anpochen. Sie schob Bild und Crucifix in ihren Busen und rief ruhig und gefaßt auf Alles:

— Herein!

Katharina und Gräfin Berlepsch traten ein. Die Königin prangte in vollem Staate. An ihrer linken Achsel glänzte der Sternkreuz-Orden der heiligen Elisabeth.*)

— Elisabeth Grün, begann die Königin mit herablassender Güte, der erstaunten Jungfrau die Hand reichend, erschrecken Sie nicht. Ich komme zu Ihnen nicht als beleidigte Nebenbuhlerin, sondern als mütterliche Freundin, getrieben von dem verzeihlichen Wunsche,

*) Die Decoration bestand aus zwei gekreuzten, mit Diamanten eingefaßten Schwertern, die einen Brillantstern in der Schwebe hielten. Der Orden wurde an himmelblauem Bande getragen, denn Blau war die Lieblingsfarbe Elisabeths.

ein himmelschreiendes Unrecht, das ich Ihnen hinter Ihrem Rücken zugefügt, nach meinen schwachen Kräften wieder gut zu machen. Mademoiselle, Katharina von Würtemberg, die Gemahlin des Königs, war es, die unbedachtsam den Samen des Argwohns in das Herz ihres Gatten gestreut und den Verdacht in ihm aufkommen ließ, Sie hätten jenen Ring, den Sie von mir zum Andenken erhalten, dem Neffen meiner Freundin als ein Zeichen Ihrer Liebe geschenkt. Anfangs, Elisabeth, glaubte ich dies wirklich. Jetzt, nachdem es sich durch die Untersuchungen der Polizei klar herausgestellt hat, daß Sie frei von aller Schuld sind, jetzt bin ich, Ihre geheime Anklägerin, die Erste, welche zu Ihnen eilt, um Ihnen den ganzen Hergang jener verwickelten Geschichte mitzutheilen.

Elisabeth reichte der Königin einen Stuhl. Katharina setzte sich und begann ihre Erzählung mit Eugen von Berlepsch und stieg herab bis zum Onkel Grün, der seiner Nichte den Ring gestohlen hatte.

— Das ahnte mir! rief die Jungfrau.

— Wie aber kams, fragte Gräfin Berlepsch, daß Sie das Geschenk Ihrer Majestät nicht schon früher vermißt hatten?

— Tagtäglich, so oft ich die Schublade meines Schrankes öffnete, sah ich das Etui, ohne zu ahnen, daß der Ring daörus verschwunden sei. Doch wo befindet sich mein Oheim?

— Er sitzt im Polizeihause zu Kassel! erklärte die Hofdame.

— Himmel, welche Schmach! schluchzte die Aermste.

— Beruhigen Sie sich, meine junge Freundin! tröstete die Königin. Was kann die brave, unbescholtene Nichte dafür, daß ihr Onkel ein eigennütziger Gauner ist? Ihm soll die gerechte Strafe, Ihnen eine glänzende Genugthuung zu Theil werden. Elisabeth Grün, fuhr sie mit feierlichem Tone fort, die Königin von Westphalen, beseelt von dem Wunsche, Ihre beleidigte Ehre vor den Augen ihres ganzen Hofes herzustellen, ernennt Sie hiermit zu ihrer Dame d'atour und gleichzeitig zum Ehrenfräulein!

— Majestät, entgegnete Elisabeth in einem Tone, dem es anzuhören war, daß sie gegen die Ernennung Einspruch zu thun beabsichtigte.

— O weigern Sie sich nicht, diese wohlverdiente Auszeichnung anzunehmen. Bedenken Sie, Elisabeth, daß dies das einzige, aber auch sicherste Mittel ist, grundloser Verleumdung den Mund zu stopfen und Ihren Feinden und denen meines Gemahls zu beweisen, daß ich nicht den kleinsten Verdacht gegen Sie hege und daß der Neigung des Königs zu Ihnen kein anderes Motiv zu Grunde liegt, als die Achtung, welche er dem Adel Ihres Herzens, der Reinheit Ihres uneigennützigen Charakters zollt. Auch ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß Sie meine volle Achtung verdienen. Jede Andere in Ihrer Stelle würde den Einfluß, den Sie, ohne es vielleicht zu ahnen, auf den Willen meines Gatten ausüben, frevelhaft mißbraucht und ihn zu Handlungen verleitet haben, die er

später — sein gutes Herz bürgt mir dafür — bereut hätte. Sie, Elisabeth, haben dies nicht gethan und sich durch Ihre seltene Uneigennützigkeit gerechte Ansprüche auf meine volle Dankbarkeit erworben. Darum umarme ich Sie, meine Freundin, sagte Katharina mit wahrhaft königlichem Stolze und hauchte einen Kuß auf die reine Stirn ihres neuen Ehrenfräuleins.

Elisabeth küßte die Hand der Königin und ein Strom heißer Thränen perlte aus der klaren Quelle des Spiegels ihrer Seele hervor.

Fräulein Grün, fuhr Katharina fort, ich bin Ihnen noch eine Entschädigung schuldig. Empfangen Sie für jenen Ring, der Ihnen gestohlen worden und der seitdem durch so viele Hände gelaufen ist, daß ich Ihnen nicht zumuthen mag, ihn zurückzunehmen, ein anderes Geschenk meines aufrichtigen Dankgefühls. Elisabeth, Deine mütterliche Freundin Katharina, die Deine Tugend von heute an unter die Flügel ihres Schutzes nimmt, schmückt zur Erinnerung an diese Stunde, Deine jungfräuliche Brust mit dem Sternkreuze Deiner heiligen Namensschwester, schloß die Königin, löste die Ordensschleife von ihrer Achsel und heftete die Brillant-Decoration, die sie bis dahin selbst getragen hatte, an den Busen ihrer vom Purpur der Schamhaftigkeit angehauchten Nebenbuhlerin, die, um ihr Erröthen vor den Augen der Königin zu verbergen, sich zu deren Füßen niederließ.

— Erhebe Dich, Elisabeth! An meinem Herzen ist Dein Platz! rief Katharina, die neue Ordensritte-

rin zärtlich und frei von aller Falschheit in ihre Arme schließend. Nun, meine liebe Agnes, sagte sie dann zur Gräfin gewendet, wird der König mit mir zufrieden sein?

— Gewiß, Majestät, gewiß, betheuerte die Hofdame, deren Klugheit ihrer königlichen Freundin diesen Weg vorgezeichnet hatte.

— Morgen früh, Elisabeth, wirst Du diese einsame Löwenburg verlassen und als meine Kammerfrau zu mir auf mein Schloß ziehen, wo Du besser aufgehoben sein wirst, als hier, wo Du zumal jetzt, wo Dein Oheim sich im Kerker befindet, ohne Aufsicht, ohne Schutz, ohne Pflege bist. Und Letztere bedarfst Du gerade jetzt, in dieser rauhen, den Brustkranken so gefährlichen Jahreszeit mehr als je, denn Du siehst so leidend aus und Baron von Personne, bei dem ich mich vor wenigen Tagen nach Deiner Gesundheit erkundigt hatte, sagte mir, daß es für Dich und für ihn besser wäre, wenn Du zu uns nach der Stadt zögest, weil er, Doctor Personne (fügte sie absichtlich hinzu), Dich dann häufiger als jetzt besuchen und sich nach Deinem Befinden erkundigen könne. Also auf Wiedersehen im Schlosse zu Kassel. Bis morgen Mittag werden zwei Zimmer — dicht neben den meinigen — für Dich in Bereitschaft gesetzt sein. Deine königliche Freundin erwartet Dich, Elisabeth.

Das Ehrenfräulein küßte noch einmal die Hand ihrer großmüthigen Beschützerin und geleitete die Da-

men bis zum Wagen, der vor dem Eingange der Burg stand.

In demselben Augenblicke, als die sechsspännige Carosse der Königin links den Abhang des kleinen Hügels, auf dem die Löwenburg steht, hinabfuhr, jagte rechts die vierspännige Equipage des Königs hinauf. Elisabeth eilte in ihre Kammer zurück und bald darauf stürzte Jérôme hinein.

— Elisabeth, fragte er stürmisch, zürnst Du mir noch?

— Sire, ich habe Ihnen längst verziehen.

— So eben verließ Dich die Königin. Sprich, wie beugte sich die Stolze?

— So schön und edel, wie vielleicht kein zweites Weib auf Gottes Erde in ihrer Lage sich benehmen würde. Ihre Majestät ernannte mich zum Ehrenfräulein . . .

— Und Du, Du hast es angenommen?

— Ihnen mußte, ihr durfte ich das nicht abschlagen. Die Königin will durch diesen Schritt ihrem Hofe und der ganzen Residenz beweisen, daß zwischen ihr und mir kein Grund zur Eifersucht vorhanden ist. Gleichzeitig hat sie meine Brust mit ihrem eigenen Orden geschmückt.

— Und auch ihn hast Du nicht zurückgewiesen?

— Eines Ordens, den Ihre Gemahlin getragen, braucht auch deren Kammerfrau sich nicht zu schämen . . .

— Diesen verteufelt pfiffigen Rath gab ihr die

Berlepsch. O die Schlaue, ich begreife, warum! Doch dulde ich Keines von Beiden!

— Und warum nicht, Sire? Würde ich nicht besser aufgehoben sein unter den Augen und dem Schutze der Königin, als hier, wo ich mir selber überlassen bin. Die Königin meint es gut mit mir. Sie will mir mütterliche Freundin sein. Ich bedarf der Pflege, sagte sie. Und ich fühle, daß sie Recht hat, denn meine Krankheit, an die ich Anfangs nie geglaubt, hat in jüngster Zeit so rasche Fortschritte gemacht, daß ich nicht länger daran zweifeln kann, daß meine Stunden gezählt sind und daß mein Ende näher ist, als ich vor wenig Tagen noch zu hoffen gewagt . . .

— Zu hoffen, sagst Du, liebe Schwester?

— Ja, Sire, ich hoffe, ich wünsche mir den Tod! Denn wozu noch länger leben und leiden?

— Du leidest also noch immer?

— Ich leide jetzt mehr als je . . .

— Und darum eben liebe ich Dich!

— Und darum eben bitte ich Sie inständigst, Mitleid zu haben und mir huldreichst gestatten zu wollen, jetzt, wo ich anfange für mich zu fürchten, unter die Flügel des mütterlichen Schutzes meiner königlichen Freundin, die Ihre Majestät mir sein will, zu eilen, bevor es zu spät ist. Lassen Sie mich, Sire, zu Ihrer Gemahlin ins Schloß ziehen. Dort ist mir wohler als hier!

— Gut, Elisabeth, gut, Dein Wille geschehe!

— Auf Wiedersehen im Schloß zu Kassel! Doch

bevor Eure Majestät mich verlassen, wage ich noch eine Bitte auszusprechen . . . Sire, was wird aus meinem Oheim?

— Der alte Gauner wird geziemend bestraft . . .

— Sire, sagte Elisabeth, zu des Königs Füßen niederfallend, bei Ihrer Liebe zu mir bitte und beschwöre ich Sie, ihn großmüthig zu begnadigen.

— Ihn begnadigen, ihn, der wie ein alter Kuppler Dich, reine Rose, an mich verkaufen gewollt, Ihn, der Dich, wie ich durch Andere erfahren, so oft verdächtigt und gekränkt, gequält und mißhandelt, ja einmal sogar im Rausche geschlagen hat, ihn begnadigen und weshalb?

— Er ist der Bruder meines Vaters . . .

— Er ist ein elender, nichtswürdiger Heuchler . . .

— Er nahm mich, die hilflose, von aller Welt verlassene Waise zu sich in sein Haus und erwies mir manches Gute, das ich ihm nie vergelten kann. War's nicht er, dem ich's verdanke, den besten aller Fürsten, den liebenswürdigsten aller Könige, meinen Bruder Jérôme, kennen gelernt zu haben? Hätte mein Onkel damals, als mein guter Vater starb, mich nicht zu sich auf diese Burg genommen, was wäre dann wohl aus mir geworden? Ich wäre Ihnen unbekannt geblieben . . . Jetzt kennen Sie mich und ich kenne Sie, und kenne Sie so gut, daß ich weiß, der König kann seiner Schwester, seiner sterbenden Schwester etwas, was im Bereiche seiner Macht liegt, nicht abschlagen, und darum habe ich den Muth, Eure Majestät so lange

zu bitten und nicht eher aufzustehen, als bis Sie meine Bitte erfüllt und meinem Onkel großherzig verziehen haben . . .

— Elisabeth, Du bist zu gut für diese Welt! — Dein Herz ist eine Fundgrube aller weiblichen Tugenden. Du kennst keine Falschheit, keinen Eigennutz, keinen Zorn, keine Rache. Du bist ein lichter Engel, der aus azurblauen Höhen, aus dem Schooße des Himmels auf die sündige Erde herabgestiegen ist, um mit mir, dem größten aller Sünder, Dein reines Herz zu theilen. Engel, wie Du, sie sterben nicht, sie schütteln den irdischen Staub von ihren unsichtbaren Flügeln und kehren in ihre Heimath, in den Himmel zurück, wo sie für uns beten und unsere Schutzgeister, unsere guten Sterne werden. — Stern der Sterne, sei mir gut.

— Sire, begnadigen Sie meinen armen Onkel!

— Du mußt seine Freiheit Dir erkaufen!

— Und wodurch? fragte Elisabeth, die noch immer zu seinen Füßen lag.

— Dadurch, daß Du grausame Fee, auch eine meiner Bitten erfüllst?

— Und wie lautet diese Bitte, Sire?

— Gieb mir, bevor Du für immer aus diesen Mauern scheidest, einen Abschiedskuß.

Sie erhob sich und reichte ihm schweigend ihren blühenden Mund. Jérôme gab ihr den ersten Kuß.

# XXI.

Noch an demselben Tage wurde bald darauf, nachdem der König nach der Residenz zurückgekehrt war, der junge Schützenoffizier Eugen von Berlepsch und der alte Gauner Nicodemus Grün in Freiheit gesetzt. Der Erstere durfte den bewußten Ring, den er von der Generalin Decoudras zum Geschenk erhalten, behalten und erhielt gleichsam als Entschädigung für die unverdiente Strafe vom Könige durch Vermittelung des Herrn von Bongars eine mit Jérômes Bildnisse geschmückte Tabatière. Der Letztere kam mit gelindem Schreck weg. Nachdem der Chef der hohen Polizei ihm erklärt hatte, daß er in Folge jenes unverantwortlichen Hausdiebstahls, begangen an seiner Nichte, zu neunmonatlicher Zuchthausstrafe und während dieser Haft auf speciellen Befehl Seiner Majestät zu künstlicher Abrichtung junger Flöhe verurtheilt sei, fing der verkrustete Sünder wie ein altes Weib zu winseln an.

— Und warum gerade nur Flöhe abrichten? fragte der Spitzbube.

— Der König wünscht Deine dressirten Zöglinge seinem Freunde Pigault-Lebrun nach Paris zu schicken, um ihm den Beweis zu liefern, daß er nicht der Einzige ist, welcher im Stande ist, einen Floh zum Aufspannen eines Regenschirmes abzurichten...

— Das ist ja unmöglich! schrie Nicodem.

— Du wirst uns das Gegentheil beweisen, entgegnete Herr von Bongars. Wir werden Dich bei Wasser und Brod so lange gefangen halten, bis Du uns Allen beweisen wirst, daß einem Gauner Deiner Art nichts unmöglich ist.

Nicodem wollte sich die Haare ausraufen. Bald aber besann er sich, daß diese Prozedur der Verzweiflung jetzt zu spät komme. Er legte sich wieder aufs Heulen und heulte dergestalt, daß selbst ein so versteinerter Herzkasten wie der unseres würdigen Polizei-Chefs, endlich gerührt und mürbe wurde.

— Höre auf zu heulen, alter Schakal! Du hast mehr Glück als Verstand. Deine gute Nichte Elisabeth, die, beiläufig erwähnt, heute Nachmittag zum Ehrenfräulein der Königin ernannt worden ist, hat bei Seiner Majestät dem Könige ein Wort der Fürsprache für Dich alten Schurken eingelegt und in Folge ihrer fußfälligen Bitte hat unser erhabener Herr und Gebieter Dich — denke Dir Dein wahrhaft unverschämtes Glück! — vollständig begnadigt und durch seine bei Dir übel angebrachte Großmuth unser schönes, nagelneu erbautes Zuchthaus um einen seiner würdigsten Candidaten gebracht . . .

— Ich bin also wieder gänzlich frei und darf nun wohl auf meinen alten 26jährigen Posten auf der Löwenburg zurückkehren? fragte der begnadigte Schurke.

— Letzteres, lieber Onkel, darfst Du nicht. Seine

Majestät hat aus Rücksicht für Deine Nichte, die morgen früh als Kammerdame der Königin zu ihr ins Schloß zieht, Dich von seinem Capri nach Seesen allerhuldreichst zu verbannen geruht.

— Nach Seesen? Was soll ich dort?

— Der Friedensrichter Bege zu Wolfenbüttel hat dort ein Paar hundert Schritte vor der Stadt eine schwefelhaltige Quelle, dort das faule Loch genannt, entdeckt. Dich hat der König dazu auserkoren, der Hüter jenes faulen Lochs, der Inspektor der neuen Bade-Anstalt zu werden, die Herr Bege dort im Laufe des nächsten Jahres ins Leben rufen soll.

— Und ist dies Alles, was ich für meine 26jährigen treuen Dienste zu erhalten habe? fragte der freche Patron.

— Genügt Dir dies nicht, Muster der Treue und Ehrlichkeit, dann will ich Dich lieber, auf meine eigene Verantwortung, in ein Spinnhaus oder eine Tretmühle schicken.

— Dann gehe ich lieber nach Seesen.

— Unten harrt bereits ein Wagen, der noch heute, und zwar jetzt gleich, Dich an den Ort Deiner neuen Wirksamkeit bringen soll. Grüße von uns das faule Loch und wenn ich Dir zum Abschiede noch ein Paar gute Rathschläge ertheilen darf, so sind es die, wenn Du Deine Freiheit liebst, komme nicht so bald nach Kassel, und lasse Dir, wenn Dir Deine Gesundheit am Herzen liegt, erst im Frühjahr oder

Sommer die Haare schneiden, damit Dein ehrwürdiger Scheitel nicht erfriert. Nun reise mit Gott, braver Onkel! Mein polizeilicher Segen begleitet Dich überall! —

---

## XXII.

Elisabeth bezog das Schloß zu Kassel. Die Königin nahm sich, auf Rath ihrer klugen Vertrauten, des neuen Ehrenfräuleins mit so viel ungeschminkter Huld und Güte an, daß sie durch ihr liebevolles Benehmen gegen ihre Nebenbuhlerin den Verdacht eines Einverständnisses zwischen Elisabeth und Jérôme gänzlich beseitigte und dadurch tagtäglich mehr und mehr die Zuneigung ihres Gemahls und die innigste Liebe und Bewunderung ihrer Ehrendame gewann, die sich mit der ganzen Hingebung ihres treuen Herzens ihrer mütterlichen Freundin anschloß. Elisabeth war ruhig, aber keineswegs glücklich. Sie liebte den König und dennoch suchte sie ihn, aus Achtung und Anhänglichkeit für dessen Gattin, jetzt mehr fern von sich zu halten als früher, wo sie der Königin gegenüber keine andere Verpflichtung gehabt hatte, als die, Alles zu vermeiden, was öffentliches Aergerniß erregen konnte. Sie sah Jérôme jetzt, wo sie sich in der nächsten Nähe seiner Frau befand, weit seltener, als bis dahin auf der Löwenburg. Es verging zwar kein Augenblick,

ohne sich mit ihm zu beschäftigen und, eingedenk seiner Liebe, seiner mit gleicher Liebe zu erinnern; aber ängstlicher als je vermied sie seine Nähe, um die Wunde ihres Herzens nicht zu vergrößern und ihrer mütterlichen Freundin nicht Anlaß zu neuem Verdachte zu geben. Sie ging, wenn sie ihn kommen sah, und zog sich in die Zimmer der Königin zurück, um dort ihrem Kummer, ihren Thränen ungestört freien Lauf zu lassen. Schlaflos durchweinte sie manche lange Nacht und rieb durch diesen heimlichen Gram, der sie peinigte, die letzten Reste ihrer durch Hektik gebrochenen Lebenskraft auf. Elisabeth sank zum bleichen Schatten herab. Freiherr von Personne besuchte sie täglich und versuchte, als er sie trotz ihrer Schwäche so stark und gefaßt fand, sie allmählig mit dem Gedanken an ihr nahes Ende vertraut zu machen.

— Der Tod, sagte sie zu ihm, hat nichts Schreckliches für die, welche sich unglücklich fühlen. Ich sehe in ihm einen tröstenden Freund, der mit mildem Lächeln an mein Schmerzenslager tritt, um mit leichtem Kusse die rothgeweinten lebensmüden Augen zuzuschließen und meine schmerzzerrissene Seele hinüberzutragen in eine schönere Welt, in der wir aus Lethes Strom den Balsam der Vergessenheit schlürfen und das verschmerzen, was wir hier auf Erden, verdient oder unverdient, gelitten haben. Nur dann hätte der Gedanke an ein Jenseits nichts Tröstliches für mich, wenn ich wüßte, daß meine unsterbliche Seele die Erinnerung an jene unzähligen Schmerzen, die ich hier bis auf die

Neige durchgekostet habe, mit hinübernähme und daß jene tausend blutigen Wunden, die uns hier das Schicksal geschlagen hat, auch dort nicht vernarben, sondern beim Anblicke gewisser Erscheinungen, beim etwaigen Wiedersehen gewisser uns und unserem Herzen theueren Persönlichkeiten stets von Neuem aufbrechen und auf diese Weise unsere irdische Qual endlos verlängern. Eine Fortdauer mit dem vollkommenen Bewußtsein alles dessen, was unsere Seele hier geduldet und gelitten hat, wäre allerdings schrecklich, doch glaube und hoffe ich, daß der Mensch mit der irdischen Hülle auch die Fülle seiner irdischen Schmerzen abstreift und ohne die Erinnerung an das Diesseits, eintritt in das große unbekannte, ewige Reich, in welchem es Tage ohne Nächte, und Augen ohne Thränen, und Herzen ohne Gewissensbisse giebt.

Doktor Personne glaubte an kein Jenseits.

— Vorbei ist vorbei, sagte er stets. Der Tod heilt alle unsere Wunden.

— Dann ist er mir herzlich willkommen! sagte Elisabeth und schöpfte, wenn sie allein war, Trost aus den rauschenden Harmonien ihrer Harfe, die ein treue Dolmetscherin ihres gramerfüllten Herzens, unter ihren Händen einen unbeschreiblichen Ausdruck wehmüthiger Freude uud freudiger Wehmuth ausströmen ließ in die Seele der singenden Jungfrau, die in manchem Augenblicke ihres tiefempfundenen Leides einem Bilde der Mater dolorosa, der schmerzhaften Mutter Gottes, der heiligen Jungfrau Maria glich, deren Brust

von sieben Schwerdtern, die eben so viele Schmerzen bedeuten, durchbohrt ist.

Aber keiner dieser sieben Schmerzen war groß und scharf genug, um sich zu messen mit dem einzigen unendlichen Weh, das den Busen dieser Dulderin zerfleischte, denn welcher Gram, welches Leid wäre schmerzlicher als das tausendfach geschliffene Stilet hoffnungsloser Liebe, jener Liebe, die ihr Ziel beständig vor Augen hat und es nie, weder hier noch dort, jemals erreichen kann. Elisabeths Schmerz hatte weder Ufer noch Grenze.

— Der König wird mich lange überleben, sagte sie zu sich. Mein Tod wird ihn tief betrüben, ich weiß es; doch dieser Schmerz, den ihm mein frühes Hinscheiden bereiten wird, hat — fast schäme ich mich, es mir selbst einzugestehen — etwas Trostbringendes für mich. Wie lange aber wird er sich meiner erinnern? Wird er mich vielleicht nicht eben so schnell und vielleicht viel schneller noch vergessen, als ich den kurzen Traum meiner ersten Liebe, jenen Hieronymus vergaß? Aber war dies wohl meine Schuld? Betrog, verrieth er mich nicht? Ich aber habe den König nicht betrogen . . . ich habe Jérôme geliebt und werde ihn ewig lieben, selbst jenseits des Grabes, wenn es dort ein Leben mit Bewußtein giebt. Und wenn alle Seelen einst erlöst werden aus dem Fegefeuer, meine Qual wird, so lange mir die Erinnerung an ihn bleibt, ohne Ende sein, wie Zeit und Raum. Nach Jahrtausenden wird mein Herz für ihn ganz dasselbe empfinden, was

es jetzt in diesem Augenblicke für ihn und ausschließlich nur für ihn fühlt: wahre, reine, unendliche Liebe!

Und krampfhaft griff sie in die Saiten ihrer Harfe und sang dazu zitternd wie ein sterbender Schwan:

„Ach, die Liebe giebt uns Leben,
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit!“

Einen Augenblick später kam der Kammerdiener. Er brachte einen Brief aus Baltimore. Und hastig erbrach sie das Siegel. Joseph Grün schrieb seiner vielgeliebten Schwester:

„Ich beeile mich, Dir mit wenigen Zeilen anzuzeigen, daß der gütige Gott das heiße inbrünstige Flehen meines Herzens erhört und mich, Deinen Bruder, der Dich mehr als sich selber liebt, zum Glücklichsten der Sterblichen der alten und neuen Welt gemacht. Lea Oglivy, meine reizende Quäkerin, hat den stillen Seufzern meiner unbegrenzten Liebe zu ihr großmüthig Gehör geschenkt und mich vorgestern — Sonntags Vormittag, als wir aus der Kirche zusammen nach Hause gingen — durch das offene Geständniß ihrer heißinnigen Gegenliebe dergestalt überrascht, daß ich aus Freude darüber fast den Verstand verlor und tausendmal entzückter wie jener Robinson Crusoe war, als er und sein treuer Freund Freitag den unermeßlichen Schatz, den unbezahlbaren Goldklumpen fand. Meine Lea ist mehr als dies: sie ist das größte Juwel der neuen Welt, eine Perle ersten Ranges, um deren Liebe

ganz Baltimore mich armen Teufel mehr beneidet, als den größten Millionär um seinen elenden Mammon. Gestern Abend haben Vater und Mutter ihre Einwilligung zu unserer Verlobung gegeben. In drei Monaten feiert Dein unbeschreiblich glücklicher Bruder seine Hochzeit. Dabei darfst Du durchaus nicht fehlen. Ich rechne darauf, theuere Schwester, daß Du gleich nach Empfang dieser Zeilen Deine kleinen Angelegenheiten ordnest und ohne Aufschub nach Hamburg fährst, um von dort mit dem ersten Schiffe herüberzueilen in die Arme Deines Josephs und seiner lieben, schönen, süßen Braut, welche die Ankunft ihrer zukünftigen Schwägerin kaum erwarten kann. Dabei übersendet Dir mein Schwiegervater eine Anweisung an ein Hamburger Bankierhaus, bei welchem Du gleich bei Deiner Ankunft fünfhundert Dollars zu Deiner Reise nach Amerika erheben kannst. Nicht wahr, liebe Schwester, Du kommst? Denn was könnte in Kassel Dich zurückhalten? Unser Onkel Nicodem gefällt mir nicht. Ich halte ihn für einen Heuchler. Ein Anderer, und wärs der König selbst, wird Dich nicht abhalten können, dem Rufe Deines Bruders der Einladung seiner engelfrommen Braut und ihrer guten Eltern zu folgen, die Dich in Gedanken umarmen und Dich lieben und pflegen wollen wie ihre eigene Tochter. Meine Lea wird Deine Schwester sein. Auch Rahel freut sich auf Deine Ankunft wie ein Kind auf den heiligen Christ. Wir werden eine große Familie bilden. Du, Elisabeth wirst unser Abgott sein; wir werden Dich auf Händen tragen und uns bemü-

hen, Dich bald vergessen zu machen, daß Du mir zu Liebe Deine Heimath aufgeopfert und unter fremdem Himmel Dir einen neuen Heerd gegründet hast. Also eile, eile, meine angebetete Schwester. Verliere keinen Tag, keine einzige Stunde . . . wir Alle erwarten Dich mit Sehnsucht!

„Eine zweite Anweisung auf dreihundert Thaler, ausgestellt auf ein Kasseler Haus, ist für unsern Onkel bestimmt, dem wir trotz seines etwas mehr als zweideutigen Charakters Verbindlichkeit schuldig sind für alles Gute, was er namentlich Dir erwiesen hat. Grüße ihn herzlich von uns Allen und sage ihm, daß wir durch diese kleine Unterstützung einen geringen Theil unserer Schuld an ihn abtragen. Vater Ebenezar ist ein wahrer Engel. Er liebt Dich, ohne Dich zu kennen. Wie gut wird er dann erst Dir werden, wenn er sich überzeugt, wie würdig Du seiner Liebe bist! Also spute Dich, meine liebe Schwester. Lea zählt die Wochen und Tage. In zwei Monaten kannst Du bei uns sein.

„Tausend Grüße von der Wittwe Bonaparte. Der Brief, den ihr Gemahl, freilich nur auf Deine Anregung, an sie geschrieben, hat den letzten Funken von Groll, wenn ihr edles Herz dessen überhaupt fähig gewesen wäre, erloschen und der trauernden Frau und ihrem Knaben, den sie bis zur Abgötterei liebt, großen Trost und süße Beruhigung gewährt. Sie fühlt sich, indem sie weiß, daß der Mann, den sie noch immer liebt, bisweilen auch an sie zurückdenkt, so glücklich, als

sie es in ihrer Lage zu sein vermag. Am letzten Sonntage besuchte sie mit uns und dem kleinen Jérôme die Kirche. Sie kniete vor dem Altare des Herrn ... der Kleine faltete andächtig die Hände ... Und Beide baten wie aus Einem Munde: Gott erhalte uns unsern guten Vater!

„Mutter und Sohn lassen ihn grüßen. Auch ich empfehle mich dem Könige und bitte und beschwöre ihn, wenn er diese Zeilen liest, bei Dir für den fernen Bruder ein Wort der Fürbitte einzulegen und Dich, die Du zur Vollständigkeit meines Glückes gehörst, zu bewegen, ihn und Kassel je eher je lieber zu verlassen und ungesäumt in die Arme Deiner neuen, Dich sehnsüchtig erwartenden Familie zu eilen. Hier, Elisabeth, wirst Du Ruhe finden. Mein Herz sagt mir, daß Du in den Armen Deines Bruders, Deiner beiden Schwestern und Deiner Pflegeeltern schneller gesunden wirst, als dort in der Nähe eines Hofes, dessen König eine Neigung zu Dir hegt, die zu nichts Gutem führt und Deine schwachen, ohnehin angegriffenen Kräfte unfehlbar aufreiben muß. Reiße Deine Liebe zu ihm mit allen Wurzeln und allen Fasern aus; zeige Dich stark in der Entsagung. Bedenke, wie namenlos unglücklich Du seine Frau und Dich selber machst. Denke, Du hättest ihn nie gekannt. Bemühe Dich, Elisabeth, ihn zu vergessen. Der Mensch kann, was er will. Und warum soll er nicht auch vergessen können, wenn er vergessen will? Du mußt ihn vergessen, meine Schwester! Sonst bist Du nicht Elisabeth mehr! Komm, komm,

eile zu uns herüber. Hier wird Dein krankes Herz gesunden!

„Ich küsse Dich, meine fromme Schwester, und wünsche, daß dieser Brief Dich so wohl antreffen möge, als er mich und die Meinigen verlassen hat. Lea ist noch schöner als Du. Der Gedanke an sie macht mich schwindelig. Hand und Feder zittern mir . . . wahrlich, liebe Elisabeth, ich muß schließen. Bald, sehr bald, hofft Dich zu umarmen

Dein Dich ewig liebender Bruder
Joseph Grün."

„Eine Stunde später. Ich habe meiner Braut diesen Brief vorgelesen und sie hat mich ersucht, einige Zeilen hinzufügen zu dürfen. Ach, ahntest Du, wie gut sie ist, Du würdest sie schon jetzt liebgewinnen. Lebt denn noch unser kleines Kanarienvögelchen? Grüße den lieben kleinen Kerl; vergiß ja nicht, ihn mitzubringen, und gieb ihm von jetzt an tagtäglich ein Stückchen Zucker . . . im Namen des glücklichsten aller Bräutigame."

„Meine liebe Schwester!

Auch ich grüße Dich von ganzem Herzen und wünsche nichts sehnlicher, als Dich so bald als möglich an mein Herz zu drücken, um Dir mündlich zu sagen, wie sehr Du uns allen und namentlich mir willkommen bist. Ich richte bereits ein Stübchen für Dich ein, in welchem Du schlafen sollst. Wir wollen Dich pflegen wie unsern Augapfel und bald wirst Du uns

lieben müssen, magst Du es wollen oder nicht. Ich schicke Dir eine Locke meines Haares. Schwester Rahel sendet Dir ein Immergrün. Vater und Mutter lassen Dich grüßen. Nun aber komme, meine schöne Schwester, denn drei Monate sind bald vorüber und ich kann es nicht erwarten, Deinen Bruder meinen Mann zu nennen. Bleibe gut Deiner Dich liebenden Schwägerin

Lea Oglivy,

P. S. Nicht wahr, ich schreibe recht schlecht?"

---

## XXIII.

### Pigault-Lebrun an Seine Majestät den König.

„Seit meiner gezwungenen Rückkehr nach Paris habe ich nichts von mir hören lassen. Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie mein langes Schweigen als Pflichtvergessenheit betrachten wollten. Ich bin noch immer der Alte, und es vergeht kein Tag, keine Stunde, ohne mich der schönen Zeit zu erinnern, die ich in Kassel und auf Ihrem Capri in Ihrer unmittelbaren Nähe zu verleben so glücklich war. — Seit meiner Abreise von Ihrem Hofe hat sich hier Vieles geändert. Der Kaiser hat mich bald nach meiner An-

kunft in Paris zum Salinen-Inspector ernannt. Aus langer Weile habe ich in aller Eile eine junge, ziemlich hübsche und nicht unbemittelte Wittwe geheirathet, welche Melanie heißt und sich bereits in gesegneten Umständen befindet. Sie sehen, daß ich mich spute. Wenn meine Frau, die auch Eurer Majestät gefallen würde, mich mit einem Sprößlinge männlichen Geschlechts beschenkt, dann müssen Sie Ihrem alten Freunde die kleine Gefälligkeit erweisen, den jungen Weltbürger aus der Taufe zu heben; der kleine Pigault-Lebrun erhält dann, wie sich dies von selbst versteht, den Vornamen „Jérôme". Wird's ein Mädchen, dann muß es schlechterdings „Elisabeth" heißen. Apropos, Sire, was macht Mademoiselle Grün? Freund Murhard, Redacteur Ihres „Moniteur", schickt mir aus alter Collegialität seine Zeitung, und aus einer der letzten Nummern derselben habe ich mit großer Genugthuung erfahren, daß die Königin ihre Nebenbuhlerin — o, wie schlau! — zum Ehren- und Kammer-Fräulein ernannt, und daß Seine Majestät Mademoiselle Grün in die Reihe der Ordensritterinnen des Sternkreuzes der heiligen Elisabeth aufgenommen hat. Hieraus wage ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß den Schluß zu ziehen, daß Sie nicht mehr berechtigt sind, mich Hans Narr oder Mehemet Schulze zu nennen, denn ich lasse mir nicht länger einreden, daß die „Jungfrau von Göttingen" noch immer die keusche Artemisia spielt und Ihren königlichen Seufzern kein Gehör schenkt. Ein solcher Blödsinn wäre in meinen Augen mehr als straf-

bar; er wäre geradezu abgeschmackt und lächerlich. Frauen, welche lieben, scheuen kein Opfer. Nur Koketten halten uns durch leere, windgefüllte Versprechungen hin, um durch ihre wohlberechnete Kälte unsere Gluth zu verdoppeln; ich, alter Praktikus, ich kenne dies! Sire, wenn diese prüde Deutsche sich — woran ich aber ganz ergebenst zweifle — bis jetzt noch nicht sollte ergeben haben, dann ertheile ich Eurer Majestät den wohlgemeinten Rath, sich von ihr nicht länger bei Ihrer erlauchten Nase herumziehen zu lassen und ihr den Laufpaß zu geben. Meine Melanie gefällt mir darin besser. Sie sah mich und . . . ergab sich.

„Vor einigen Tagen habe ich einen neuen Roman unter dem Titel: „Une Macédonie“ vom Stapel laufen lassen, und gestern Morgen — wieder aus Langeweile — ein neues Werk: „Fanchette et Honorine“ in Angriff genommen. Mein gutes Weib findet Alles, was ich schreibe, wunderschön. Umgekehrten Falles ließe ich mich augenblicklich von ihr scheiden, denn Frauen, welche unsere Talente nicht bewundern, lieben uns nicht, denn nach meiner Ansicht giebt's keine Liebe ohne Bewunderung. Wie denken Sie über diesen Punkt?

„Auch mein jüngerer Bruder, Kaufmann in Calais, hat den lächerlichen Einfall gehabt, sich auf die Schriftstellerei zu werfen und, weil's mit dem Handel nicht gehen will, als homme de lettres sein Glück zu versuchen. Der eitle Schlingel ist mit einem vierbän-

digen Romane „Isaure d'Aubigné," einem schauerlichen Machwerk à la Anne Radcliffe aufgetreten und hat, um ja nicht mit seinem ältern Bruder verwechselt zu werden, den Namen „Pigault-Maubaillarcq" angenommen. Maubaillarcq ist ein „Schiff der Wüste." Die Araber nennen so ihre Kameele. Mein Bruder ist ein kolossales Kameel!

„Der Ihrige — ich meine den ci-devant kleinen Korporal -- befindet sich wohler, als manchem seiner Feinde lieb ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seine Freundschaft mit dem Kaiser von Rußland nicht von langer Dauer sein wird. Ein neuer Krieg ist fast unvermeidlich. Napoleon rüstet sich in aller Stille. Im nächsten Jahre giebt es Krieg! Heißen Sie mich Hans Narr, wenn er nicht nach Rußland zieht.

„Seine zweite Frau, die Oesterreicherin Marie Louise, ist beim Volke weit weniger beliebt, als Josephine von Beauharnais, die sein „guter Stern" gewesen war. — Gestern (am 20. März 1811) wurde Erstere von einem Thronerben entbunden, der schon vor seiner Geburt zum „König von Rom" ernannt worden ist. Die gute Stadt Paris hat dem Kleinen eine silberne Wiege geschenkt. Die arme Josephine lebt in Malmaison. Und noch immer liebt sie ihn. Ach, ich begreife nicht diese Weiber! Je mehr wir „Herren der Schöpfung" sie mit Füßen treten, desto mehr lieben sie uns. Melanie ist rasend verliebt in mich. Und warum? Weil ich sie bisweilen etwas maltraitire. Ich bitte, merken Sie sich das!

„Ihr Bruder Louis lebt mit seiner Hortense — wie man hört — sehr unglücklich. Seit dem Augenblicke*), in welchem er zu Gunsten seines Sohnes dem Throne von Holland entsagte, leben sie zusammen wie „Katze und Maus“. In Kurzem will er nach Deutschland gehen und sich unter dem Namen eines Grafen von Saint-Leu in Oesterreich — wie man sich hier erzählt — zu Grätz in Steyermark niederlassen. Seine Ehe ist darum eine so unglückliche, weil er gleich von Anfang „gegen den Liebling des Kaisers“ viel zu nachsichtig war und allzu sehr durch die Finger sah. Die Frauen wollen gern tyrannisirt werden. Ich bitte, vergessen Sie dies nicht!

„Viel glücklicher lebt Ihr älterer Bruder Joseph mit seiner reichen Kaufmannstochter Julie Clary, die bei den Spaniern beliebter als ihr königlicher Gatte ist, dessen Thron, beiläufig erwähnt, seit der Schlacht von Ocanna**) auf höchst wackeligen Füßen steht.

„Ihr Bruder Lucian lebt seit Dezember vorigen Jahres als Kriegsgefangener in England. Er spielt dem Kaiser gegenüber noch immer den Republikaner und will von einer Aussöhnung mit dem Hofe der Tuilerien durchaus nichts hören. Er liebt seine schöne, liebenswürdige Jouberteau seit sieben Jahren mit wahrhaft fabelhafter Treue.

---

*) 1. Juli 1810.

**) 19. November 1809.

„Von Ihren Schwestern weiß ich Ihnen nur wenig Neues zu berichten.

„Die Prinzessin Borghese, „auch ein Liebling des Kaisers“, die weit lieber am Hofe Ihres Bruders, als an dem Duodezhöfchen ihres „langweiligen Camillo“ lebt und, wie Ihnen bereits bekannt sein wird, Napoleons Verheirathung mit Marie Louise — Sie werden leicht begreifen warum? — nicht gebilligt, hat sich in den letzten Tagen gegen die Mutter des Königs von Rom dergestalt benommen, daß Napoleon sich gezwungen sah, sie von seinem Hofe zu verbannen. Madame Pauline lebt seitdem in Neuilly.

„Ihre Schwester Elise, Großherzogin von Piombino und Lucca, schwärmt noch immer für den geistreichen Ritter Boufflers und für den gelehrten Marquis de Fontanes, den — vielleicht nur aus diesem Grunde — Ihr kaiserlicher Bruder zum Großmeister der Pariser Universität ernannt hat.

„Ihr Schwager Murat, der ritterliche König beider Sicilien*), der seit einiger Zeit mit dem Kaiser auf etwas gespanntem Fuße lebt, hat in seinem göttlich schönen Neapel eine ziemlich ernste Liebschaft mit einer italienischen Seiltänzerin, Namens Teresa Po, angeknüpft, die er, wie man sich hier allgemein erzählt, zur Fürstin von Capri erheben will, worüber Ihre Schwester Caroline, gelind ausgedrückt, verzweifeln will, da sie

*) Seit dem 1. August 1808.

von Natur eifersüchtig und heftig wie ein Dragoner sein soll. Besagte Teresa ist dieselbe, die seit Kurzem in Folge einer Barcarole, welche ein Reimschmied ihr zu Ehren gedichtet hat, nicht blos im Munde von ganz Neapel, sondern von halb Italien lebt, denn alle Welt singt jetzt das reizende Gondellied:

„Addio, Teresa, Teresa, addio
Al mio ritorno ti sposerò."

„Der große „Löwe von Ajaccio" hat dem überaus eiteln Joachim wegen des theatralischen Costüms, in welchem er sich jetzt mehr als je zu gefallen scheint, den Spitznamen „Franconi" beigelegt. Der gute Murat verdient diesen „Kunstreiter-Namen" nicht wegen seiner tollkühnen Bravour auf dem Pferde, sondern mehr wegen seines äußerst spaßigen Anzuges, denn er trägt noch immer gelbe Stiefel, scharlachrothe, mit handbreiten Goldtressen besetzte Hosen, einen kurzen, königsblauen, mit Pelz verbrämten Wamms und ein schwarzes Sammet-Barret, auf welchem sich ein Wald bunter Straußfedern hin und herwiegt. Seine neapolitanische Majestät, empört über den Spottnamen, den ihm der Kaiser aufgebracht, hat dafür Revanche genommen und Letzterem den Beinamen „Löwe von Ajaccio" gegeben.

„Ihr guter Onkel Fesch, der — Gott weiß weshalb — das Erzbisthum Paris ausgeschlagen hat und seitdem bei seinem kaiserlichen Schwager in Ungnade gefallen ist, ennuyirt sich als „Archevêque de Lyon"

wie ein Nachtwächter im Quartier Marais zu Paris. Zum Zeitvertreibe hält er sich eine halbe Mandel hübscher Maitressen, darunter eine langbeinige streckfüßige Tänzerin, die unlängst von Zwillingen entbunden worden ist, welche seine Eminenz aus der Taufe gehoben hat.

„Fouché lebt mit der Schauspielerin Mézeray. Unser Ex-Minister Chaptal, der außer seinen drei Ehefrauen (von Zweien hat er sich scheiden lassen), sich fünf Geliebte hält und früher für Mademoiselle Georges geschwärmt hat, will sich, einem on dit zu Folge, jetzt von seiner dritten Frau trennen und die Schauspielerin Bourgoin heirathen. Margaretha Georges, die frühere Flamme des großen Napoleons, gastirt jetzt in Petersburg, wo Kaiser Alexander der Nachtreter des großen Chemikers und kleinen Korporals ist.

„Das Allerwichtigste hätte ich beinah' vergessen. Der Kaiser soll über Sie in hohem Grade aufgebracht sein, daß er trotz seines streng gemessenen Befehles noch immer nichts Bestimmtes über die Leibesbeschaffenheit Ihrer Frau Gemahlin erfährt. Ich bitte, beeilen Sie sich, Sire, denn es ist Gefahr im Verzuge. — Auch rathe ich Ihnen größere Vorsicht an, denn mehr als je sind Seine Majestät gerade jetzt von Mouchards jeder Gattung umringt. Einer Ihrer eifrigsten Angeber ist, wie ich vom Grafen Real weiß, der Chef Ihrer eigenen Polizei und der französische Gesandte an Ihrem Hofe. Letzterer schöpft seine geheimen Mit-

theilungen aus einer ziemlich trüben Quelle, aus der auch Sie noch dann und wann zu schöpfen geruhen; ich meine Ihren Abendstern, Mademoiselle Héberti. Hüten Sie sich vor diesem scrophulösen Balge; sie ist Spionin des Grafen Reinhard und Graf Reinhard ist ein Mouchard Talleyrand's.

„Zum Schlusse eine nagelneue Neuigkeit, die hier großes Aufsehen macht, und auch Eure Majestät interessiren wird. Sie erinnern sich des Journalisten Gabriel Peltier, der beim Ausbruch der Revolution die „Actes des Apôtres", später (von 1794 bis 1802) eine Zeitschrift unter dem Titel „Paris"*) erscheinen ließ und dann, der eingefleischteste Feind Napoleons, nach London floh, wo er seit 1803 den „Ambigu" herausgiebt und nicht müde wird, den Kaiser durch die Hechel seines Witzes zu ziehen! Eh bien, diesen Gegner Ihres Bruders hat der Kaiser von Hayti, der schwarze Christoph, vor Kurzem zu seinem Geschäftsträger am Hofe zu St. James ernannt. Der „boshafte Journalist-Ambassadeur" hat hierauf einen sehr pikanten Vergleich gezogen zwischen dem Empereur jaune (wie er Ihren Bruder nennt) und Sa Majesté noire (wie er seinen Freund Christoph nennt), eine Parallele, die natürlich sehr zu Gunsten des Letzteren ausgefallen ist, der ihm dafür hundert Säcke Kaffee und eben so viele Ballen Zucker geschickt haben soll,

---

*) Es erschienen davon 250 Nummern, welche zusammen 35 Octavbände bilden.

während die gelbe Majestät darüber Feuer und Flamme speit und mit einem zweiten Preßprozesse droht, den er jedoch gewiß eben so sicher als den ersten verlieren wird, bei welchem Freund Peltier sich von dem berühmten Rechtsanwalt Mackintosh vertheidigen ließ. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß kein Mensch auf Gottes Erdboden Ihrem Bruder so verhaßt ist, wie Freund Gabriel, der seiner kaiserlichen Eitelkeit fortwährend die empfindlichsten Rippenstöße versetzt. Niemand haßt mehr die freie Presse, als der Kaiser, der in ihr die „quatrième puissance de l'état" erblickt, und vor einem einzigen Preßbengel mehr als vor hundert Feuerschlünden zittert. Er ist eitel bis zum Exceß. Jeder, der ihm ein Buch dedicirt, wird kaiserlich belohnt. Nach der Ansſage Duroc's haben seit vergangenen Weihnachten 96 Deutsche und 71 Italiener und nur 66 Franzosen ihre Werke dem Kaiser zugeeignet. Einem darunter, dem Italiener Ranicetti, der ihm eine genealogische Tabelle überreichte, auf welcher er bewies, daß die Familie Buonaparte vor ihrer Auswanderung von Toscana nach Corsika, die vor vierhundert Jahren erfolgt war, mit dem Hause Medicis verwandt gewesen sei, hat er für diese genealogische Lüge 1000 Stück Napoleons, eine lebenslängliche Pension von 6000 Francs geschenkt, und ihm außerdem das Amt eines Bureauchefs im Departement des Innern, einen Posten verliehen, der jährlich 18,000 Francs einträgt.

Vive Sa Majesté, l'empereur jaune! Der Himmel erhalte auch Eure Majestät. Dies ist der sehn-

lichste Wunsch des „treuesten der Getreuen", der sich zu nennen wagt

Ihr Freund und Dutzbruder
Pigault-Lebrun.

P. S. Jetzt richte ich auch Kanarienvögel ab."

---

## XXIV.

Wir kehren rasch zu Elisabeth zurück.

An demselben Tage, an welchem sie den Brief ihres Bruders empfangen hatte, zeigte sie jene Zeilen dem Könige und erbat sich, nachdem er in ihrem Beisein den Inhalt derselben hastig durchflogen hatte, von ihm die Erlaubniß, so schnell als möglich Kassel und Westphalen verlassen und der brüderlichen Einladung nach Baltimore folgen zu dürfen. Seine Majestät war darüber namenlos bestürzt.

— Sie dürfen uns nicht verlassen, sagte Jérôme.

— Und weshalb nicht? fragte das Ehrenfräulein.

— Aus drei Gründen: denn erstens ist Ihre Gesellschaft der Königin so unentbehrlich geworden, daß sie Ihren Verlust schmerzlich vermissen würde. Zweitens ist Ihre Gesundheit, seitdem Sie die Löwenburg verlassen haben, dergestalt angegriffen, daß sie Ihren Aerzten, der Königin und dem treuesten Ihrer Freunde, Ihrem Vater, Ihrem Bruder — mit Einem Worte

mir, gerechte Besorgnisse einflößt, und drittens ... (der König machte absichtlich eine Pause.)

— Und drittens? wiederholte die arme Dulderin . . .

— Würde der Schmerz einer ewigen Trennung von Ihnen mich namenlos unglücklich machen . . .

— Ich für meinen Theil, wage zu hoffen, daß gerade diese gegenseitige Entfernung, das übervolle Maß unserer Leiden allmählig mehr und mehr verringern und uns nach und nach mehr beruhigen wird.

— Entfernung schwellt die Segel der Sehnsucht. Und was ist peinigender als unbefriedigte Sehnsucht? Diese Trennung würde unsern Schmerz nur vergrößern. Elisabeth, ich kann nicht leben ohne Dich!

— Denken Sie sich, ich wäre todt.

— Das ist ein Trost, der mich rasend macht! Schon der Gedanke, Dich verlieren zu müssen, erfüllt mich mit allen Schrecken der Hölle. Ich kann mir kein Leben denken ohne Dich! Meine Seele gleicht der Schlingpflanze, die sich um den Marmor Deiner Glieder wie Epheu um ein Muttergottesbild rankt. Dein Auge ist der Mond, der meines Lebens Nacht erhellt, Dein Mund der murmelnde Quell, der mich in süßen Schlummer und in holde Träume wiegt. Seele meiner Seele, bleibe bei uns!

— Mich ruft die Liebe meines Bruders . . . Wir brauchen uns nicht zu vergessen . . . Wir wollen uns schreiben, häufig schreiben. Und täglich, stündlich will ich warten am Hafen und harren auf die Ankunft des

Schiffes, das mir von Ihnen Nachricht bringt, und jeder Tag, an dem ich von dem fernen Freunde einen Brief, und wären es zwei Worte nur, empfangen werde, wird für mich ein Fest ungetrübter Freude sein! Für Seelen, die sich innig lieben, giebt's nur scheinbare Entfernung. Die mächtigen Flügel unserer Sehnsucht tragen uns über Meere und Gebirgsketten, über Klüfte und Abgründe; jede Wolke bringt uns traute Grüße, in jedem Vogel begrüßen wir einen Boten der Liebe. Glauben Eure Majestät, daß Elisabeth in Baltimore weniger an Sie denken würde, als hier in Ihrer nächsten Nähe? So nah und doch so fern! Die Ferne wird uns näher bringen. Unsere Gedanken, unsere Briefe werden sich beständig kreuzen und kein Schiff wird von Amerika nach Europa segeln, ohne Ihnen Grüße mitzubringen von der, die in der neuen Welt Sie eben so wenig als in der alten, weder dies- noch jenseits vergessen wird. Sire, lassen Sie mich fort von hier!

— Nicht um alle Schätze der Welt! Ich bin Fürst und habe als Solcher das Recht, jedem meiner Unterthanen die Erlaubniß zur Auswanderung zu verweigern. Ihr König befiehlt Ihnen, zu bleiben!

Die arme Elisabeth zerfloß in Thränen.

— Deine Thränen brechen mir das Herz! Hast Du kein Mitleid mit mir? Sagt Dir nicht eine Stimme Deines Herzens, daß kein zweiter Mensch unter Gottes Sonne Deiner Liebe und Deines Mitgefühls so würdig ist, als ich? Hab' ich nicht auch Mitleid mit Dir?

Liegt mir Deine Gesundheit nicht mehr am Herzen als die Meinige? Elisabeth, Du bist krank, ach sehr krank! Du würdest die Mühseligkeiten und Anstrengungen einer so großen Reise zur See, ohne männlichen Schutz und ganz allein, nicht überwinden können...

— Ich werde meinen Onkel bitten, mich zu begleiten . . .

— Dein Onkel bleibt für immer in Seesen und Du, Du bleibst an meinem Hofe, so wahr ich Jérôme heiße und Dich jetzt, seitdem ich Dich leiden sehe, mehr als jemals liebe.

— Und wohin, Sire, führt diese Liebe?

— Mich führt sie zu dem Bewußtsein, daß ein Leben ohne Dich mir unerträglich ist.

— Mich führt diese Liebe ins Grab! sagte Elisabeth, ihre thränenfeuchten Augen zu Boden niederschlagend.

— Dann stirbst Du wenigstens in Kassel und mir, dem Unglücklichen, dem die Qual beschieden ist, Dich überleben zu müssen, bleibt doch wenigstens der Trost, der treue Pfleger Deines Grabes zu sein.

— Ich werde sterben . . . bald . . . sehr bald . . .

— Um so weniger darfst Du uns verlassen. Komm' an mein treues Herz, Elisabeth! Fühle, wie es für Dich schlägt! sagte der König, ihre zitternde Hand erfassend. Dies Herz verlassen, wäre geradezu Verrath!

— Sire, ich erbitte mir drei Tage Bedenkzeit.

— Die sei Dir gewährt; doch erkläre ich Dir im Voraus, daß keine Macht der Erde mich bewegen wird,

Dich zu verlassen. Gehst Du, dann folge ich Dir; dies ist mein fester Entschluß, Elisabeth, sagte der König und verließ sie.

Gleich darauf sprach er mit Katharina. Die Königin besprach sich mit Personne.

— Wie lange kann sie noch leben?

— Höchstens noch drei Monate, erklärte der Arzt.

— In diesem Falle muß sie bleiben!

Und Jérôme's Gemahlin begab sich zu ihrer Nebenbuhlerin und vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Gatten.

— Du darfst uns nicht verlassen, Elisabeth, sagte die Königin. Ich liebe Dich wie meine Schwester. Willst Du Liebe mit Undank lohnen?

— Nein, Majestät, das will ich nicht. Und weil es Ihr Wille ist, werde ich — wenn auch das Herz mir bricht — an Ihrem Hofe bleiben.

Und schon am andern Morgen schrieb sie ihrem Bruder:

„Zürne mir nicht, mein guter Joseph. Ich darf, ich kann nicht kommen. Die Königin, die mich zu ihrem Ehrenfräulein ernannt hat, gestattet mir nicht, sie zu verlassen, und gäbe sie mir auch die Erlaubniß, ich wäre nicht im Stande, Deiner Einladung zu folgen, denn ich bin krank, sehr krank, ich leide unheilbar an der Auszehrung und bin gefaßt auf mein nahes Ende. Ach, Joseph, wenn diese Zeilen — ich fühle, daß es die letzten sind — in Deine Hände gelangen, ruhe ich — mein Herz sagt es mir — bereits im

Schooße der Erde. Weine nicht um mich, lieber Bruder. Mir wird dann wohler sein als jetzt, denn ich leide, ich leide fürchterlich! Schelte mich, zürne mir, verachte mich. Deine Elisabeth ist auf Alles gefaßt. Ich liebe . . . ich liebe den König! Wohl mir, wenn bald ich sterbe!

„Grüße mir Deine junge schöne Braut. Auch ich schicke ihr eine Locke meines Haares. Gott segne sie, Gott segne Dich! Im Himmel will ich beten für Euch Alle! Vergeßt auch Ihr mich nicht!

„Die Anweisung auf fünfhundert Dollars sende ich Dir dankbar zurück, weil ich das Geld nicht brauche. Die Andere schicke ich noch heute an den Onkel, den der König als Badeinspector nach Seesen versetzt hat.

„Tausend warme Grüße an Elisabeth Bonaparte. Küsse in meinem Namen ihren Jérôme.

„Auf Wiedersehen in einer schöneren Welt!

Elisabeth."

Wenige Tage nach Abgang dieses Briefes nahm Elisabeth's Krankheit einen so bedenklichen Charakter an, daß sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen durfte. Morgens besuchte sie Personne, Abends kam Zadig. Beide Aerzte waren darüber einig, daß Elisabeth in der vollsten Blüthe der Hektik, unrettbar verloren sei. Jérôme wich nicht von ihrem Lager. Er erzählte ihr, um die letzten Tage ihres kurzen Lebens aufzuheitern, mit blutendem Herzen die heitersten Schwänke aus den

Tagen seiner frühesten Jugend und aus jener Zeit, wo er Schüler im Collège zu Juilly, Schiffslieutenant bei der Expedition nach St. Domingo unter seinem Schwager Leclerc, und kreuzender Fregatten-Capitain zwischen Martinique und Tabago gewesen war. Er verheimlichte ihr keinen von all' den leichtsinnigen Streichen, die er zuerst auf Martinique und später in Baltimore, in Gemeinschaft mit dem Taugenichts August Le Camus ausgeführt hatte. Er beichtete ihr alle seine Sünden. Schweigend und wehmüthig lächelnd lauschte sie der Erzählung seiner galanten Abenteuer, während ihre schneeweißen Finger mit den braunen Locken seiner Haare spielten.

So verstrichen fünf lange traurige Wochen.

Jeden Morgen und jeden Abend, vor dem Schlafengehen, erschien die Königin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr Trost zuzusprechen.

— Ich gebe nicht die Hoffnung auf, sagte Katharina, sich an Elisabeth's Lager niederlassend und deren Hand erfassend. Mein weiser Zadig verzweifelt noch nicht. Er hofft viel vom Eintritt der bessern Jahreszeit. Im kommenden Mai begleitest Du mich nach Paris. Dort will ich meine junge, schöne Freundin meinem Schwager vorstellen. Der Kaiser liebt die deutschen Frauen. Auch Dich, Kind, wird er liebgewinnen. Denn wer könnte Dich sehen und Dir nicht gut sein?

Elisabeth küßte schweigend die Hand der Königin.

— Von Paris, fuhr Katharina fort, eilen wir

nach Aix. Dort, an den Ufern der Rhone, im milden Klima, unter dem blauseidenen Himmel der Provence, wird meine traurige, kleinmüthige, niedergeschlagene Elisabeth neue Kraft, neuen Muth zum Leben einathmen und, so Gott es will, noch lange leben zur Freude Aller, die sie so genau kennen wie ich und der König!

— Es ist zu spät! stöhnte Elisabeth.

— Du bist eine kleine Närrin, Elisabeth. Mein Zadig muß dies besser wissen. Der rauhe Winter lastet auf Dir. Der Frühling wird Dir Genesung bringen.

Die Kranke schüttelte schweigend den Kopf.

— Hast Du Lust zum Wetten, Kind? Ich wette, um was Du willst, daß Dir eine schönere Zukunft lacht.

— Das glaube ich selbst, hauchte Elisabeth.

Katharina drückte ihr zärtlich die Hand und wünschte ihr einen ruhigen Schlaf.

Und dieser Wunsch ging in Erfüllung. Die Kranke hatte eine ruhige Nacht. Sie hustete weit weniger als gewöhnlich. Und als sie erwachte, fühlte sie sich neu gestärkt und so wohl, daß sie ihr Lager verließ und sich an den Spiegel setzte, und sich die Haare flocht und sich putzte, als ob unten im Schloßhofe der Wagen harre, der sie nach der Kirche abhole zur Trauung.

Nie sah sie bleicher, nie schöner aus, als an diesem Morgen. Und festlich geschmückt wie eine Braut des Himmels im blauen Florkleide, eine weiße Rose im

dunklen Haar und eine glühende Granatenblüthe am jungfräulichen Busen, nahm sie ihre Harfe und sang das alte, schöne Lieblingslied:

„Treu bin i, treu bleib' i,
Treu hab' i's im Sinn,
Treu bleib' i mei'm Schatzerl,
Bis nit mehr i bin!
Tralara, tralara, rallala.“

In demselben Augenblicke kam der König. Die Harfe entglitt ihrer zitternden Hand. Der König beeilte sich sie aufzufangen.

— Wie hast Du geschlafen? fragte Jérôme.

— Gut, sehr gut, heißgeliebter Freund! Ich hatte einen wunderschönen, erquickend-süßen Traum!

— Erzähle ihn mir, meine holde Taube!

— Mir träumte, ich wäre im Himmel gewesen. Unter den grünen Fächern einer blühenden Palme lag ich halb wachend, halb träumend, als sich vom Gipfel der Palme ein in tausend Farben schillernder Paradiesvogel auf meine Schulter herabließ und mir die Worte in's Ohr flötete: Erwache, erwache, er kommt, er kommt! Wer kommt? fragte ich meinen Vogel; der Engel, der Dich erlösen will! — Wo ist er? fragte ich aufspringend. Er steht vor Dir, erwiderte der Bote. Und in diesem Augenblicke hatte sich die Königspalme in einen Seraph verwandelt, in welchem ich den Mann erkannte, den ich auf Erden mehr als mich selber geliebt, und den ich angebetet habe mit reiner, heißer, unvergänglicher Gluth. Jérôme! rief ich entzückt und

flog in seine Arme, die er mir entgegenhielt. Er drückte einen Kuß auf meine Stirn, nahm mich auf seine Adlerschwingen und trug mich schneller als der Zickzack des Blitzes, durch Myriaden lichtumflossener Himmel an eine silberhelle Welle, aus der meine Seele die Lethe aller irdischen Leiden und den Nectar endloser Himmelsfreuden mit so hastigen Zügen trank, daß ich berauscht in meines Seraphs Arme sank. Jetzt bin ich Dein für immer! rief mein Erlöser. — Nun bist Du mein auf ewig! jubelte ich laut auf, und unsere beiden Seelen vereinten sich unter den Aeolsklängen unbeschreiblich süßer Sphärenmusik in Eine Flamme. Im Augenblicke seliger Vereinigung erwachte ich.

— Dieser Traum wird einstens Wahrheit werden. Wir werden uns wiedersehen dort oben.

— Dies hoffe, dies wünsche auch ich! Aber bevor ich von dieser Erde scheide, müssen Eure Majestät Ihrer Elisabeth noch eine Bitte, die letzte, erfüllen.

— Sprich, holder Engel, was soll geschehen?

— Sorgen Sie dafür, daß man mir Ihr Bild und jenes Gesangbuch, das Sie mir geschenkt, mit in meinen Sarg lege. Ihr Bild soll auf meinem Herzen, mein Haupt auf jenem Buche ruhen. Wollen Sie mir dies versprechen, Sire?

— Ich gelobe, Deinen Wunsch zu erfüllen.

— Ach, nun sterbe ich ruhig, Sire! Vergießen Sie keine Thräne um mich. Beleidigen Sie nicht die weise Vorsehung. Hier hat sie uns zwar getrennt, dort oben wird sie uns vereinigen, vereinigen für immer

und ewig. Sire, die Stunde meines Todes schlägt. Ich fühle, daß wir scheiden müssen. Das Scheiden thut weh, sehr weh! Aber desto süßer ist das Wiedersehen. Ruhig sterbe ich in Ihren Armen! Auf Wiedersehen dort oben im Himmel! Gute Nacht, mein Jérôme, gute Nacht!

Die Sterbende sank in seine Arme.

— Weh mir, weh mir, sie stirbt!

Elisabeth hauchte ihren letzten Seufzer aus.

Jérôme trug die Entseelte auf's Lager. Dann kniete er nieder vor sie und benetzte ihre festgeschlossenen Augen und ihren halbgeöffneten Mund mit tausend heißen Thränen und tausend Küssen der glühendsten Liebe. Er liebkosete die schöne Leiche wie ein Kind, das mit der leblosen Puppe spielt. Dann löste er die Rose aus dem Kranze ihrer Locken, preßte sie an Herz und Mund und rief mit schmerzzerrissenem Ausdruck:

— Sie starb als keusche, unentweihte Jungfrau. Ihr Leben war so rein, wie diese Rose! Ihr Leib gehört dem Staube an; ihre Seele aber ist für mich nicht verloren. Denn ihre Liebe macht sie unsterblich! Verzeihe, schlafender Engel, daß meine Liebe zu Dir einen Leichenraub begeht. Zürne ihr nicht, wenn sie Dir das, was Du im Leben ihr verweigert hast, im Tode entreißt!

Und darauf nahm Jérôme aus ihrer Toilette eine kleine Scheere und schnitt mit bebender Hand eine ihrer

Locken ab; dann küßte er die theure Reliquie und trennte sich von der geliebten Leiche mit den Worten:

— An dieser Locke hängt mein Leben!

---

## XXV.

Vier Tage später wurde Elisabeth beerdigt. Ihre letzte Bitte ward nicht vergessen. Ihr mit veilchenblauem Sammet und mit Brüsseler Spitzen überzogener Sarg wurde mit blühenden Myrthen geschmückt. Oben auf weißem Atlaskissen schimmerte das Sternkreuz der heiligen Elisabeth. Inwendig lag Jérôme's Bild und Gesangbuch. — Der ganze Hof folgte ihrer Leiche. Im ersten Wagen saß der König, allein und in tiefster Trauer; im zweiten seine Gemahlin und Gräfin Berlepsch. Auch die Königin vergoß eine Thräne.

---

## XXVI.

An demselben Tage und fast zu derselben Stunde, an welchem die irdische Hülle dieses reinen Engels dem Schooße der mütterlichen Erde übergeben ward und ihre unsterbliche Seele sich in ihre himmlische Heimath zurückbegab, wurde zu Baltimore in der Kirche der Quäker Joseph Grün mit Lea Oglivy getraut.

Hier eine Hochzeit, dort ein Begräbniß! Hier flossen Freuden-, dort rannen Trauerthränen. Die Extreme berühren sich im Leben!

Bald nachher starb auch Elisabeth's Kanarien-Vogel.

---

## XXVII.

Drei Monate nach dem Ableben Elisabeth's wurde Ihre Majestät die Königin, wie Tags darauf der Westphälische Moniteur mit großem Jubel zu verkünden sich beeilte, glücklich von einer Prinzessin entbunden.

Die Geburt dieses Kindes, die Jérôme durch einen Eilboten dem Kaiser der Franzosen notificirte, gab zu der Zeit, als dasselbe getauft werden sollte, zwischen Mutter und Vater Veranlassung zu einem ziemlich hartnäckigen Streite über den ihm beizulegenden Namen. Katharina verlangte, daß ihre Tochter nach ihrer Stiefmutter Mathilde*), Jérôme hingegen, daß sie zu Ehren seiner ältesten Schwester, eigentlich aber zur Erinnerung an jene Jungfrau, die er nicht vergessen konnte und deren Andenken ihm so theuer war, Elisabeth getauft werde. Weder sie, noch er wollte nachgeben. Endlich entschlossen sich die streitenden Par-

*) König Friedrich von Würtemberg hatte sich (am 18. Mai 1797) mit der englischen Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde vermählt.

teien, auf den Rath der klugen Vermittlerin, Gräfin Berlepsch, dem Zufalle die Wahl zwischen beiden Namen zu überlassen. Mit gegenseitiger Einwilligung wurden zwei Loose gemacht: auf dem einen Zettel stand „Mathilde", auf dem andern „Elisabeth". Beide wurden in eine Vase gelegt. Der König begehrte den ersten Zug. Die Königin gewährte ihm diese Begünstigung. Der Vater zog den Namen „Mathilde."

So ward die Prinzessin auch getauft.*)

## XXVIII.

Seit dem Tode Elisabeth's war im Herzen des Königs eine Leere eingetreten, die er durch keine Art von Zerstreuung auszufüllen vermochte. Im Sommer bezog er zwar wieder sein schönes Capri, aber seinem Geiste fehlte Pigault-Lebrun, seinem Herzen Elisabeth Grün. Während seiner Villeggiatura auf Napoleonshöhe im Juli, August und September des Jahres 1811 gewährte es ihm einen schmerzlichen Genuß, jeden Morgen allein nach der Löwenburg hinaufzugehen und dort all' jene Plätze und Lauben aufzusuchen, wo er im vorigen Sommer an der Seite jenes Engels in den

*) Prinzessin Mathilde, die noch jetzt lebt und am Hofe des Kaisers Louis Napoleon eine große einflußreiche Rolle spielt, ist die geschiedene Gemahlin des russischen Grafen Anatole Demidoff.

süßen Träumen unbefleckter Liebe geschwärmt und geschwelgt hatte. Sein einziger Trost war ihr Bildniß. Oft betrachtete er, umschwärmt von tausend lieben Erinnerungen, die wie bekannte Lieblingsmelodien sich schmeichelnd in sein Ohr stahlen, ihre wunderholden Züge, und häufig schien es ihm, als ob ihre treuen blauen Augen engelsmild ihn anlächelten und als ob ihr sammetweicher Mund sich öffne, um jede seiner Fragen, die er an sie richtete, so liebevoll wie früher, als sie noch gelebt hatte, zu beantworten.

— Ob Du auch jenseits meiner gedenkst? fragte er oftmals ihr Bild.

— Und ihre todten Züge schienen plötzlich neues Leben zu gewinnen und ihre Lippen ihm den Trost zuzuflüstern:

— Dein gedenk' ich jetzt und ewig!

Und dann küßte er ihr Bild. Und sein Gram schien wieder beruhigt.

Seit der Abreise Pigault-Lebrun's hatte er sich wieder mehr und mehr seinem alten Jugendfreunde August Le Camus genähert und ihn, wie früher, jetzt neuerdings zum Vertrauten aller Geheimnisse seines Herzens gemacht.

Eines Tages sagte er zu ihm:

— Ich kann Elisabeth durchaus nicht vergessen. Ihr Bild steht beständig vor mir: ich glaube sie hinter jedem Fenstervorhange versteckt und kann mich mit dem Gedanken, daß ihr schöner, schlanker, keuscher Leib schon seit Monden im Schooße der Erde fault, noch immer

nicht vertraut machen. Fast täglich besuche ich ihr Grab. Als sie noch lebte, bat sie mich, einst, wenn sie todt sei, am Johannistag ihre Ruhestätte mit Veilchen und Vergißmeinnicht zu bekränzen. Dies hab' ich denn auch gethan, und es gewährt mir eine süße Beruhigung, einen ihrer bescheidenen Wünsche erfüllt zu haben. — Ich gestehe Dir, Le Camus, daß seit ihrem Tode das Leben für mich fast alle seine Reize verloren hat. Sie fehlt mir hier und überall!

— Sire, es giebt in solchen Fällen nur Ein Mittel, sich zu trösten. Eure Majestät müssen sich neuerdings verlieben . . .

— Verlieben, aber mein Gott in wen?

— In eine Dame, die ihr ähnlich sieht . . .

— Wo aber finde ich eine Solche?

— Suche, Christ, und Du wirst finden!

— Nie werde ich Ihres Gleichen finden. Wohl giebt's der Augen Viele, doch solche Augen nicht! Ach, guter Le Camus, Du hast sie nicht so genau gekannt als ich! Ich liebte sie nicht blos ihrer Schönheit willen; ich liebte und verehrte ihren Charakter. Ach, so schön und so beredtsam zu schweigen, versteht nach ihr kein Weib auf Erden! So uneigennützig konnte sie nur sein! Ihr Stolz hatte nichts Zurückstoßendes. Ihre scheinbare Kälte besaß etwas Hinreißendes!

— Wie gefällt Gräfin Buchholtz Eurer Majestät?

— Ich finde sie langweilig und abgeschmackt!

— Und die kleine niedliche Madame Merville?

— Ist, wenigstens für mich, ein Brechpulver!

— Und Mademoiselle Victoire Coustou?

— Ist in meinen Augen abscheuliche Latwerge!

— Vielleicht sagt Ihnen die Lavancourt zu?

— Der Teufel hole Deinen verdorbenen Geschmack! Seitdem ich jene deutsche Jungfrau beweine, behagt mir keine unserer liederlichen Französinnen mehr!

— Ist Ihnen mit einer Polin gedient?

— Die Polinnen sind nur nachgemachte Französinnen!

— Soll ich Ihnen eine Engländerin verschreiben?

— Ah, diese Töchter Albions sind in der Regel schön, aber zäh wie ihre Beafsteaks und langweilig wie ihre Romane.

— Und wie wär's mit einer Italienerin?

— Seit meiner Bekanntschaft mit Deiner Signora Blangini habe ich an allen Frauen des italienischen Halbstiefels Appetit und Geschmack verloren.

— Versuchen wir es mit einer Spanierin . . .

— Sie klimpern Guitarre und fressen Zwiebel. Mir ist Eins so verhaßt als das Andere!

— Eine Russin wäre gar nicht übel!

— O, damit bleibe mir vom Leibe! Ich hasse Alles, was russisch ist!

— Den Caviar, Sire, bitte ich auszunehmen Sollte vielleicht etwas Außereuropäisches, etwas Kleinasiatisches, im Stande sein, das Gelüste Eurer Majestät zu befriedigen?

— Die asiatischen Frauen haben keinen Esprit.

— Dann weiß ich Ihnen für den Augenblick

keinen andern Rath, als sich vorläufig, in Ermangelung etwas Besseren, mit Ihrer Frau Gemahlin zu begnügen.

— Höre, guter Le Camus, für diesen malitiösen Rath verdienst Du von Rechtswegen exemplarische Bestrafung, aber da ich heute bei etwas besserer Laune als gewöhnlich bin, will ich in Erwägung Deiner colossalen Dummheit Dich für diesmal großmüthig begnadigen und Dir, da Du einmal hier bist, einen geheimen Auftrag ertheilen.

— Sire, ich bin bereit, ihn auszuführen . . .

— Es handelt sich um Mademoiselle Héberti. Sie ist eine Spionin Reinhards und darum wünsche ich mich ihrer auf gute Manier je eher desto lieber zu entledigen.

— Ah, nichts leichter als dies! Wir verbannen die kleine freche Person.

— Das erregt wieder öffentlichen Skandal und das eben will ich vermeiden. Ich habe es mir anders gedacht. Du, guter Le Camus, mußt Dich dem Scheine nach in sie sterblich verlieben und sie auf diese Weise dem Mouchards Talleyrands abspenstig machen, es koste, Freund, was es wolle!

— Mit Geld setze ich Alles durch.

— Hast Du mit Hülfe Deiner goldgespickten Börse und windgefüllten Liebenswürdigkeit den kleinen, äußerst klugen Satan dahin gebracht, dem französischen Gesandten untreu zu werden, dann wird Reinhard sie fallen lassen und selber kommen, um mich zu bitten, die Treulose, die ihm schweres Geld kostet, aus Kassel

zu verweisen. Dann schicken wir die Kleine unter Gensdarmerie-Begleitung über die Grenze und haben eine Spionin weniger abzufüttern. Du begreifst also, mein guter Le Camus . . .

— Daß ich mich in sie verlieben muß quand même! Sire, rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit!

— Hier sind einstweilen zweihundert Stück Jérômed'or. Brauchst Du mehr, dann sage es.

— Ich werde dann gewiß nicht säumen, sagte der Minister des Auswärtigen, die zwei Geldrollen ins Innere seiner beiden Rocktaschen versenkend und sich sogleich verabschiedend.

Einen Augenblick später erschien der Kriegs-Minister.

— Wir haben Dich rufen lassen, guter Sallah, begann der König, um Dir zu sagen, daß es in Folge neuer Depeschen aus Paris jetzt unumgänglich nothwendig geworden ist, eine Aushebung von zehntausend Rekruten auszuschreiben. Ein Krieg mit Rußland ist unvermeidlich; er kann vielleicht viel früher ausbrechen, als wir vermuthen; wir müssen also darauf gefaßt sein.

— Dies ist auch meine Ansicht, Sire.

— Du wirst also thun, was Deines Amtes ist.

Graf von Höne wollte sich entfernen.

— Halt, noch einen Augenblick! Was macht Deine Diana, lieber Höne?

— Sie scheint den Verstand verloren zu haben, denn seit dem Balle, der zur Feier des Geburtsfestes

Eurer Majestät veranstaltet worden war, schwärmt mein junges Weib für den alten Siméon.

— Und der Chef meiner hohen Gerechtigkeit?

— Ist seitdem verliebt wie ein Kater. Jeden Morgen macht er regelmäßig Fenster-Promenaden, jeden Mittag sendet er meiner Frau einen frischen Blumenstrauß, jeden Abend sucht er sie in der Theaterloge heim und langweilt mich dergestalt durch sein gelehrtes Geschwätz und verliebtes Gesäusel, daß ich schon mehrmals auf dem Punkte stand, die Geduld zu verlieren und den alten Pharisäer zur Loge hinauszuwerfen . . .

— Und was sagt Gräfin Siméon dazu?

— Sie rächt sich dadurch, daß sie Blangini's Seufzer erhört und für seine Nocturnen schwärmt!

Ihm folgte der Minister des Innern.

Gustav Anton Wolfradt*), der von Jérôme gleichfalls in den Grafenstand erhoben und zum Commandeur des Ordens der westphälischen Krone ernannt worden war, hatte sich durch seine pommersche Gradheit, die häufig in Grobheit auszuarten pflegte, viele Feinde gemacht. Er wurde allgemein der „Bauer" genannt und war der einzige Deutsche, der dem Könige zu imponiren verstand. Zu seinem Ressort gehörten die drei Universitäten Göttingen**), Marburg***) und

*) Geboren am 1. September 1761 auf der Insel Rügen.

**) Diese Universität wurde 1734 von Georg II. gegründet.

***) Gestiftet im Jahre 1527 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen.

Halle*). Auch war er Gründer der Kasseler Bürgerschule.

— Ich komme, sagte Graf Wolfradt, um Euer Majestät Bericht zu erstatten über den Zustand unserer drei Hochschulen . . .

— Jetzt habe ich an Anderes zu denken . . .

— Und dennoch werden Eure Majestät die Gnade haben, mich ruhig anzuhören. Unsere Universitäten stehen in voller Blüthe, vor Allem Göttingens weltberühmte Georgia Augusta. Auch Marburg behauptet seinen alten Ruf. Nur Halle's Glanz ist im Abnehmen. Es muß unsere eifrigste Sorge sein, diese Universität zu heben . . .

— Dies ist Ihre Sache, Herr Graf!

— Das weiß ich, Sire, doch bedarf ich zu Allem, was ich zu Gunsten der gesunkenen Hochschule zu unternehmen gedenke, der Genehmigung Eurer Majestät.

— Thun Sie, was Ihnen gut dünkt!

— Professor Charles Villers, einer der verdienstvollsten Lehrer der Universität Göttingen, wünscht Entlassung oder Zulage . . .

— Eh bien, geben Sie ihm Zulage!

— Auch die Professoren Bering und Wachler, Vorsteher der Universitätsbibliothek zu Marburg, verlangen Zulage . . .

---

*) Gegründet 1694 von dem nachmaligen Könige Friedrich I. von Preußen.

— Entlassen Sie den Ersten und behalten Sie den Zweiten, welcher jedenfalls tüchtiger ist.

— Auch Professor Wenderoth, Vorstand des botanischen Gartens zu Marburg, dringt auf Zulage . . .

— Diese deutschen Gelehrten sind unersättlich in ihren Forderungen. Diese Hochschulen kosten dem Staate ein schmähliches Geld und bilden mehr Demagogen als Männer der Wissenschaft. Ich hätte große Lust, zwei von meinen drei Universitäten aufzuheben. Göttingen allein wäre hinreichend für uns.

— Sire, ich muß gegen Aufhebung der beiden Andern feierlich Verwahrung einlegen. Marburg ist der Stolz aller Hessen . . .

— Und Halle?

— Sänke, wenn man ihm seine Universität entzöge, zu einem Dorfe herab. Beide Hochschulen, Sire, müssen erhalten werden . . .

— Der Graf Wolfradt spricht ziemlich kategorisch . . .

— Er spricht, wie sein Gewissen es ihm dictirt.

— Was frage ich nach Ihrem Gewissen?

— Ein gewissenloser Diener der Krone ist in meinen Augen eine Schurke. Ich aber, Sire, bin ein Ehrenmann und muß als solcher, wenn Eure Majestät auf Aufhebung jener zwei Hochschulen beharren sollten, meine Entlassung verlangen.

— So ernst war es nicht gemeint. Ihr Wille ist auch der Meinige. Sie werden bleiben, mein lieber Graf.

— Der Minister des Innern empfahl sich.

— Dieser pommersche Bauer hat keine Lebensart, sagte der König, als Wolfradt das Kabinet verlassen hatte. Und dennoch achte ich ihn mehr als Le Camus, Sallah und Siméon.

Der Letztere machte jetzt seine Aufwartung

— Was muß ich hören von Ihnen? rief er dem Justizminister entgegen. Bis gestern hatte ich Sie für ein Muster ehrlicher Uneigennützigkeit gehalten. Jetzt habe ich das Gegentheil erfahren . . .

— Sire, welcher Schurke hat mich verleumdet?

— Der allwissende Chef meiner hohen Polizei. Durch Bongars bin ich unterrichtet worden, daß Eure Excellenz, Chef der Gerechtigkeit, sich nicht entblödet haben, sich, wie der Letzte Ihrer Gerichtsboten, durch Geld bestechen zu lassen.

— Von wem, Sire? fragte Graf Siméon, der plötzlich so weiß wie seine Busenkrause geworden war.

— Von dem Buchhändler Levrault in Staßburg, der Ihnen für das Monopol, den Code Napoléon für das Königreich Westphalen nachdrucken zu dürfen, zehntausend Francs geschenkt hat.

— Majestät, stammelte das äußerst verlegene Justiz-Portefeuille.

— O geben Sie sich keine Mühe, es zu läugnen! Ich glaube Bongars mehr als Ihnen. Eure Excellenz brauchen jetzt viel mehr Geld als gewöhnlich, vielleicht schon darum, weil Ihre abenteuerliche Neigung zur Gemahlin des Kriegsministers Sie zu allerhand Aus-

gaben verleitet, von denen Ihr braves Weib durchaus nichts erfahren darf; ich meine unter andern Geschenken auch die prachtvollen Blumenbouquets, die Sie allmorgendlich der keuschen Diana opfern. Alter Seladon, schämen Sie sich nicht? Mit 62 Jahren auf dem Rücken die Rolle eines schwärmerisch verliebten Romeo zu übernehmen, ohne sich vor dem Balkone seiner dreimal jüngern Giulietta lächerlich zu machen, scheint mir eben so schwierig als gewagt. Hüten Sie sich, mein alter Schwärmer! Der alte Hitzkopf Sallah versteht keinen Spaß, und es sollte mir herzlich leid thun, wenn ich hören müßte, meine Minister des Kriegs und der Justiz wären sich gegenseitig in die Haare gefahren, weil Letzterer auch ins Portefeuille des Ersteren hineinzupfuschen sich erkühnt hat. Was würde Gräfin Siméon dazu sagen? Die liebe, gute, höchst beklagenswerthe Frau! Ist sie noch immer so fromm?

— O viel frommer, Sire, als je! Sie hat mehrere Psalmen David's ins Französische übertragen, vermuthlich wohl nur darum, um sie . . .

— Von Blangini in Musik setzen zu lassen?

— Eure Majestät errathen doch auch Alles! Zwei dieser Psalmen hat Signor Felice bereits so meisterhaft componirt, daß meine fromme Katharina, die seit Kurzem eine große Musiknärrin ist, mit dem einen dieser Psalmen sich zu Bette legt und mit dem andern beim ersten Krähen des Hahnes aufsteht.

— Dieser blonde Italiener hat ein unverschämtes Glück!

— Ja, das hat er, denn meine tugendhafte Frau, die er in alle Geheimnisse seiner serenadenschwangeren Seele einweiht, hat mir erst gestern versichert, daß in diesem Augenblicke die reizende Ehehälfte Ihres Herrn Palast-Präfekten, Honoré de Boucheporne für ihn wie Thisbe für weiland Pyramus schwärmt.

— Ah, diese schlaue, scheinheilige Magdalena!

— Sire, verstehen Sie darunter meine Frau?

— O nein, bester Graf; ich meine damit keine Andere als Madame Boucheporne, die, wenn ich nicht irre, mit demselben Rechte Maria Magdalena, als die frühere Gouvernante Ihrer Frau Gemahlin, Mademoiselle Héberti, mit einem ihrer sieben Vornamen Susanna heißt. Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?

— Ich kam einzig und allein in der Absicht, mich nach dem Befinden Eurer Majestät zu erkundigen, weil ich gestern durch Baron Personne, mit dem ich fast jeden Abend eine Partie Schach zu spielen pflege (der gute Doctor verliert fast immer!), zu meinem größten Bedauern erfahren hatte, Eure Majestät geruhen den Schnupfen zu haben.

— Den habe ich allerdings, guter Siméon, doch soll er mich nicht abhalten, heute Nachmittag zwei neue Hirsche einzufahren, die zum Wagenziehen abgerichtet sind. Leben Sie wohl, mein gelehrter Freund! Noch einmal warne ich Sie vor dem Grafen Höne! Er ist ein ins Weiße übersetzter Othello und nicht so nachsichtig als mancher andere Ehemann an meinem Hofe.

— Ich werde seine Diana fallen lassen, versprach der Justizminister, sich ehrfurchtsvoll verneigend und rückwärts zur Thür hinausschlängelnd.

Endlich kam auch der Herr Finanzminister.

— Was führt Dich zu mir, Siebenschläfer? fragte der König.

— Ein Alp, der mir das Herz erdrückt, stöhnte Malchus. Sire, unvermeidlich ist jetzt der Staatsbankerott!

— Wie? Das sagt mir jener große Finanz- und Rechnenkünstler, der blos wegen dieser einzigen guten Eigenschaft von mir gegraft worden ist?

— Seitdem Eure Majestät in Ihrer unfehlbaren Weisheit den von mir entworfenen Plan zur Ausgabe eines neuen Papiergeldes aus Rücksicht für den nächsten Reichstag allerhuldreichst zu verwerfen geruht hatten, steht mein Bischen Finanzverstand wie ein abgelaufener Leierkasten still. Je suis au bout de mon latin! Mir fällt jetzt nicht mehr ein!

— Du schläfst zu lange, guter Malchus! Stündest Du wie Dein armer, schwer geplagter König jeden Tag, statt um Mittag, schon um sechs Uhr Morgens auf und schliefest Du, wie er, keine Nacht länger als vier bis fünf Stunden, dann würdest Du erstens nicht so verteufelt fett, zweitens nicht so anrüchig faul und drittens weit weniger schwachköpfig sein, als jetzt, wo Du, am Ende Deines Lateins angelangt, Dir selber sagen mußt: Hic haeret aqua! Nun stehen die

Ochsen am Berge! Ich, Freund Malchus, bin der Berg!

— Ich verstehe, sagte der Graf von Marienrode, mit der rechten Hand das linke Ohr kratzend. Und ich, Majestät, ich bin Mahomet. Und weil der Berg nicht zum Propheten kommt, naht sich der Prophet dem erhabenen Berge, um sich in dieser verzweifelten Lage etwas Rath bei ihm zu holen.

— Wir müssen eine neue Anleihe ausschreiben . . .

— Kein Jude will uns etwas borgen . . .

— Dann müssen wir einen Theil der Staatsdomainen verkaufen . . .

— Das allein, Majestät, kann uns helfen. Dazu aber bedürfen wir nach der Verfassung des Reiches der Einwilligung der Stände . . .

— Machen Sie mit den Ständen keine Umstände und thun Sie, was Ihr König Ihnen befiehlt. Veräußern Sie einen Theil der Domainen auf meine Verantwortung.

— Sire, Ihr Wille geschehe! sagte Malchus.

— Und wie stehts mit Deinen Finanzen?

— Auch meine Wenigkeit ist nie oder selten bei Kasse . . .

— Das wundert mich, denn, wie ich höre, sollst Du jetzt mehr Glück im Spiele haben, als früher. Ist Madame Durand noch nicht abgerupft?

— Ach, Majestät, das, was ich ihr Abends in Pharo und Lanzknecht abgewinne, schwindelt sie mir Morgens durch ihre Liebenswürdigkeit ab.

— Früher warst Du ein abgesagter Weiberfeind . . .

— Madame Durand hat mich gänzlich bekehrt . . .

— Ja, ja, Karoline versteht ihr Fach! Nun gehe mit Gott, alte Spielratte! Pflege Deinen trägen Leichnam, iß und trinke, spiele und liebe, so viel Dir gefällt, aber schlafe nicht zu lange, denn zu viel schlafen macht dumm!

— Sire, ich werde nun früher aufstehen, versprach der Finanzminister und empfahl sich.*)

Zuletzt erschien auch Herr von Bongars.

— Du bist mir immer der Liebste, sagte der König, denn Du bringst mir stets etwas Neues.

— Heute aber nur wenig Erfreuliches, Sire. Der Staat hat einen großen Verlust erlitten: die Blüthe meiner weiblichen Spione, das brave Weib meines getreuen Würtz, hat sich von ihrem ehelichen Stengel losgerissen und ist gestern, bei Nacht und Nebel, mit einem französischen Handlungsreisenden, welcher Geschäfte in Korkstöpseln macht, durchgebrannt. Würtz ist untröstlich, meine Wenigkeit ebenfalls. Heute, in frühester Frühe, habe ich meinen General-Inspektor Savagner und den Polizei-Inspektor Darlin der Ent-

*) Bald darauf erschien ein Decret, in Folge dessen ein großer Theil der Staatsdomainen verkauft wurde. Nach der Aufhebung des Königreichs Westphalen beeilte sich der Kurfürst von Hessen diese Domainen-Veräußerung für null und nichtig zu erklären.

flohenen nachgeschickt, um sie wo möglich einzuholen und nach Kassel zurückzubringen . . .

— Ich weiß, Bongars, Du liebst sie . . .

— Sire, nur aus sicherheitspolizeilichen Gründen. Madame Würtz, die früher in Berlin gelebt hatte und dort unter dem Namen der „Halle'schen Miene" wie ein bunter Hund bekannt gewesen war, ist unstreitig die raffinirteste Kokette, die mir in meiner ausgebreiteten Praxis jemals vorgekommen. Obgleich nicht mehr jung, verstand sie durch ihre Gefallsucht manchen reichen, vornehmen, angesehenen Gimpel in die Fallstricke ihrer abgeblühten, aber immer noch pikanten Reize zu verlocken und selbst dem Verschwiegensten in traulich-stiller Schäferstunde, in welcher das Herz die Riegel kluger Vorsicht zurückschiebt, Geheimnisse abzuschmeicheln, die sie sodann brühwarm ihrem Manne oder mir direkt verrieth. Sie war der Kanal, der mir alle Neuigkeiten, alle Intriguen, alle Mysterien der guten Stadt Kassel auf dem schnellsten Wege zuführte, und mehr als einmal bediente ich mich dieser Frau auch zu auswärtiger Mission. Diese cidevant „Halle'sche Miene" leistete der hohen Polizei Eurer Majestät größere Dienste, als der Rudel hundert anderer Spione, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß der Verlust dieser Frau für uns unersetzlich ist. Zu ihren Anbetern gehörte in ganz jüngster Zeit auch Graf Reinhard, und das letzte Geheimniß, das sie gestern früh mir anvertraut hatte, wird auch Eure Majestät nicht wenig überraschen, wenn Sie erfahren, daß dieser französirte Schwabe von einer

Ihrer frühern Flammen, Mademoiselle Susanna Héberti, ein langwieriges Andenken davon getragen, welches ihn bewogen hat, der dürren Spinne, die ihm nebenbei auch als Mouchard gedient, den Laufpaß zu geben.

— Wenn die Sache sich wirklich so verhält, überlegte der König bei sich, dann habe ich die 200 Napoléons, die ich vor einer Viertelstunde dem Galgenstrick Le Camus geschenkt, um diese Kleine dem großen Diplomaten abspenstig zu machen, ganz unnütz zum Fenster hinausgeworfen. Unnütz sage ich, doch nicht ganz, denn wenigstens habe ich für mein Geld die Genugthuung, daß er, der mir versprochen hat, sich in sie quand même zu verlieben, zur Belohnung dafür dasselbe Andenken, wie Graf Reinhard, davonträgt. Ich gönne ihm diese kleine Strafe! — Höre, guter Bongars, wir wollen auf die kleine, kecke Fliege ein wachsames Auge haben und sie unter irgend einem Vorwande, der für die Polizei, die keine Gründe anzugeben braucht, gar leicht gefunden ist, so bald als möglich aus Kassel für immer entfernen . . . ebenso Mademoiselle Blangini, deren Contract in einigen Monaten zu Ende geht und die mir gleichfalls so zuwider ist, daß schon der Anblick dieser ausgetrockneten Italienerin hinreichend ist, in mir Magensäure zu erzeugen. Ach, guter Bongars, seit dem Tode jenes deutschen Engels hier auf Erden, Elisabeth Grün genannt, habe ich in dem Umgange mit diesen schamlos-liederlichen Weibern ein Haar gefunden, das in mir Ekel und Abscheu erregt. Mir will keine

Frau mehr gefallen. Selbst die Schönste erscheint mir, wenn ich das Bild der Todten mit ihr vergleiche, reizlos, fad und abgeschmackt. Ich kann, ich mag sie nicht vergessen! Am 25. September ist Elisabeths Geburtstag. Ich will ihn dadurch feiern, daß ich ihr Andenken ehre und den Manen ihrer reinen Seele einen Act wohlverdienter Huldigung zu Theil werden lasse. Der neue Weg, der seit Kurzem nach Marburg führt, soll an ihrem Geburtstage „Elisabethstraße" getauft werden. Sorge dafür, daß dies nicht vergessen wird. Ich selber will an jenem Tage beten an dem Grabe dieser Heiligen, die — mein Herz sagt es mir! — mein guter Stern, mein Engel, mein Schutzgeist ist, der mild lächelnd auf mich herniederblickt.

— Der gute König ist ein Narr! dachte bei sich der Chef der hohen Polizei und machte eine tiefe Verbeugung.

In Jérômes Auge glänzte eine Thräne.

---

## XXIX.

Da kam das erreignißreiche Jahr 1812.

Das, was Jedermann längst vorausgesehen hatte, trat jetzt in die Wirklichkeit. Die Eroberungssucht Napoleons erklärte dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Schweden, der sich geweigert hatte, das Continentalsystem strenger auszuüben, einen Krieg auf

Leben und Tod. Der Kaiser hatte eine furchtbare Macht gesammelt. Mehr als 100,000 Mann Franzosen, Polen, Italiener, Spanier und Deutsche aus Würtemberg, Bayern, Sachsen und Westphalen (Letzteres hatte ein Contingent von 17,000 Mann gestellt) wälzten sich dem Norden zu.

In der Nacht vom 5. auf den 6. April verließ König Jérôme die Residenz, um auf Befehl des Kaisers sein Contingent nach Polen zu führen. Es bildete dort das achte Corps der großen Armee.

Am 24. Juni überschritten die kaiserlichen Heeressäulen den Niemen. Jérôme befehligte den rechten Flügel der großen französischen Armee. Seine Unerfahrenheit in der Leitung eines großen Heeres wurde durch die kriegsgeübte Einsicht des Divisionsgenerals Vandamme unterstützt. Der rechte Flügel operirte gegen die 50,000 Mann starke Westarme unter dem Oberbefehle des Fürsten Peter Bagrathion, der sein Hauptquartier in Slonim aufgeschlagen hatte. Jérôme sollte durch Eilmärsche die Vereinigung Bagrathions mit der ersten Westarmee, befehligt vom Fürsten Michael Barclay de Tolly, verhindern. Auf dem Marsche von Wilna nach Minsk lieferten die unter Jérôme's Befehle stehenden Polen den ersten Russen, die sie sahen, ein Treffen, in welchem Jene geschlagen wurden. Bagrathion entwischte und bald darauf erfolgte die Vereinigung der Russen. Napoleon, der die nachtheiligen Folgen dieses Schlages vorausgesehen hatte, war außer sich, nannte seinen Bruder einen untauglichen Tölpel

und schickte ihn zurück nach Westphalen. — Während dessen Abwesenheit hatte das Ministerium den Staatsbankerott erklärt. Dessen ungeachtet lebte Jérôme in Kassel in alter gewöhnlicher Weise fort. Unterdessen wüthete in Rußlands Schneesteppen der blutigste Krieg. Die Russen, am 17. August bei Smolensk geschlagen, lieferten am 7. September dem Feinde von Neuem eine furchtbare Schlacht, in welcher sie 30,000 Mann, darunter 1700 Offiziere, verloren. Bagrathion, tödtlich verwundet, starb am 24. September zu Sima. Die Franzosen, welche dabei 10,000 Mann und 20 Generale eingebüßt hatten, rückten in Folge dieses Sieges am 14. September in Moskau ein. Sie fanden eine menschenleere Stadt, denn von den 350,000 Einwohnern waren kaum 30,000 zurückgeblieben. Der von einer Handvoll Patrioten fanatisch vertheidigte Kreml wurde von Murats Vortrapp genommen. Tags darauf, Nachmittags gegen 3 Uhr, hielt Napoleon seinen Einzug in die Czarenstadt und schlug sein Hauptquartier im Kreml auf. Bald darauf brannte es an 500 Stellen zu gleicher Zeit. Das Feuer erreichte auch den Kreml. Der Kaiser mußte fliehen und zog sich nach dem Lustschlosse Petrowskoi, eine Stunde von Moskau, zurück. Von allen Lebensmitteln abgeschnitten, mußte sich Napoleon nach 34tägigem Aufenthalte in Moskau endlich zum Rückzuge entschließen. Letzterer erfolgte in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober. Die große Armee, am 20. November beim Uebergange über die Beresina und bald darauf bei Wilna geschlagen, langte zerstückelt an der Oder an. Napoleon,

der seine Armee unterwegs verlassen hatte, floh am 6. Dezember mit Coulaincourt, Duroc und Mouton und langte am 18. desselben Monats um Mitternacht im Schlosse der Tuilerien an.

— Wenige Tage zuvor war im „Moniteur" das 29ste Bulletin der großen Armee erschienen, jenes Bulletin, das Angst und Schrecken über ganz Frankreich verbreitet und den Ruhmesglanz der französischen Adler mit dichtem Trauerflor umhüllt hatte. In diesem Bulletin kommt eine Stelle vor, welche die herzlose Selbstsucht, den scheußlichen Egoismus Napoleons vollständiger als alles Andere bezeichnet. — Der Bericht von der Zertrümmerung der großen Armee schließt mit der Phrase:

„Le santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure.“ (Die Gesundheit Seiner Majestät war niemals besser als jetzt.)

Diese Phrase bleibt ein ewiger Schandfleck, ein unauslöschliches Brandmal, ein durch nichts zu verwischendes Stigma auf der ruhmgeschmückten Stirn des größten aller Helden und . . . Egoisten.

Napoleons Glücksstern war jetzt im Erbleichen. Er fiel so schnell, als er emporgestiegen war.

Am 29. März 1813 verläßt der Kaiser Paris und überträgt die Regentschaft seiner Gemahlin Marie Louise.

Am 15. April zieht er gegen die Alliirten.

Während dieser Zeit lebt Jérôme an seinem Hofe zu Kassel in Saus und Braus und verläßt sich auf

das Genie seines Bruders. Er arrangirt Feste und Lustbarkeiten, um seinen Unterthanen Sand in die Augen zu streuen und sie glauben zu machen, daß sein kaiserlicher Bruder tagtäglich neue Siege über die Heere der Verbündeten davonträgt. Der König tanzt auf einem Vulkane.

Am Morgen des 29. September verbreitete sich durch ganz Kassel mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers die Kunde, Kosacken seien vor dem Leipziger Thore erschienen. Diese Nachricht weckte großen Jubel im Herzen aller Deutschgesinnten und die größte Bestürzung in dem kleinen Häuflein der französischen Anhänger. Der Verfasser unserer Chronik, ein Augenzeuge jener Tage, schreibt: „Bunt und kraus lief unser liebes Militär zusammen und schien in der Angst des Herzens unschlüssig zu sein, ob es dem Feinde entgegenrücken oder dem drohenden Ungewitter entfliehen solle. Am lächerlichsten machte sich das Hofschranzenheer: Alles lief blaß und stumm durcheinander.“

Das Donnern der Kanonen und das unaufhörliche Knattern des Kleingewehrfeuers verkündete die bedrohliche Nähe des Feindes. Eine Batterie von sechs Kanonen, die man in ruhiger Sorglosigkeit vor den Thoren ganz ohne Schutz gelassen hatte, war unterdessen den Russen in die Hände gefallen.

Als Jérôme die Nachricht vom Herannahen der Kosacken erfuhr, war gerade der Chef der hohen Polizei bei ihm.

— Und dieser Dummkopf, der sich um alle Ge-

heimnisse der Huren, falschen Spieler und anderer Gauner, zu welchen er selbst gehört, bekümmert, wußte kein Wort davon, daß der Feind vor den Thoren meiner Residenz steht! Kerl, Du verdienst Prügel, rief er dem nicht minder bestürzten Bongars zu und gab ihm mit einer Reitgerte ein Paar Hiebe über den Rücken. Es sind also wirklich die Kosacken da! O mein Bayonner Traum geht in Erfüllung! Die blitzschnell galoppirenden Teufel mit den aufgestülpten Nasen, langen Bärten und spitzen Piken sind die elenden Kosacken! Sie kommen, um mich Aermsten fortzujagen. O wie gut, daß Elisabeth diesen Tag meiner Schmach und Erniedrigung nicht erlebt hat! Sie kannte mich auf dem Gipfel meiner Macht. Meinen Sturz würde sie nicht überlebt haben! Wohl ihr, daß sie todt ist!

Und bald nachher zeigte sich der König zu Pferde dem bestürzten Volke und der vor dem Schlosse versammelten Garnison, um ihnen Muth einzuflößen. Sein Aeußeres verrieth die größte Seelenruhe, denn er machte sich nicht viel aus einem Throne, der auf so wakeligen Füßen als der Seinige stand. Er durchritt die Reihen der winzigen Armee und ermunterte die, welche seine Sprache verstanden, zum Heldenmuthe gegen die Feinde. Dann stieg er vom Pferde und begab sich, gefolgt von den Generalen und Offizieren des Generalstabes, in's alte Schloß. Hier wurde unter dem Donner der feindlichen Geschütze ein kurzer Kriegsrath gehalten. Der französische Gesandte ergriff die Flucht. Unser Chronist berichtet: „Um dem Einmarsche der Feinde ein Hinder-

niß in den Weg zu legen, wurde die über die Fulda führende Brücke theils mit Wagen, theils mit Militär besetzt. Aus dem Frankfurter Thore rollten die Kanonen hinaus und mit möglichster Hast sprengte Jérôme unter Kavallerie-Bedeckung fort. Die Kosacken hatten unterdessen das Leipziger Thor gesprengt, das Kastell erstürmt und die Staatsgefangenen, etwa 130 an der Zahl, auf freien Fuß gesetzt. Dies war das Signal der Freiheit." — Unter dem Befehle des Generals Jandt erschien ein kleines Kavallerie-Korps und das kurz vorher errichtete siebente Linienregiment, das neun Tage zuvor in einem Schreiben an Jérôme den undeutschen Wunsch ausgesprochen hatte: „es möchte sich bald die Gelegenheit finden, Seiner Majestät zu beweisen, daß es noch treue Unterthanen gebe, welche die Ehre des westphälischen Namens unbefleckt zu erhalten wüßten." Auf dem Wege nach Kassel war die Hälfte dieses Regiments davongelaufen. Das Kasseler Militär mußte die Nacht hindurch auf dem Friedrichsplatze bivouakiren.

Am andern Morgen erließ der Divisions-General und Kommandant der Artillerie, General Allix, Militärgouverneur von Kassel und während Jérôme's Abwesenheit zum „Statthalter des Königs" ernannt, folgende Bekanntmachung:

„Einige hundert Kosacken erschienen gestern vor der Stadt, wurden aber dergestalt empfangen, daß ihnen die Lust vergehen wird, wieder zu kommen.

Nach beträchtlichem Verluste haben sich diese russischen Banditen in die Wälder geflüchtet.

„Die Ruhe dieser Stadt ist keinen Augenblick unterbrochen worden, und die Einwohner Kassels haben, wie die Truppen, sich vollkommen gut betragen.“

An demselben Tage, Nachmittags um 1 Uhr, begann ein feindliches, ziemlich beträchtliches Korps sich der Stadt zu nähern. Angst und Besorgnisse stiegen immer höher. General Allix, von vielen Bürgern Kassels mündlich und schriftlich aufgefordert, der Uebermacht des heranrückenden Feindes keinen unnützen Widerstand zu leisten, erklärte kurz und bündig:

— Ich habe Befehl erhalten und ertheilt, Kassel bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; ich bin gewohnt, Wort zu halten.

Unsere Chronik meldet weiter:

„Der Feind rückte näher und beschoß aus acht Kanonen die Stadt. Junge Leute durchzogen in dichten Haufen die Straßen und erklärten laut, sie selbst würden den Russen die Thore öffnen. Es fielen Schlägereien mit dem Militär vor. Endlich erschien ein russischer Parlamentair, der mit unendlichem Jubel begrüßt wurde.“

Am 1. Oktober hielt ein Korps von 3000 Mann Kavallerie, bestehend aus Kosacken, Dragonern, Husaren und einiger Artillerie, unter dem Oberbefehle des russischen Generals Grafen von Czernitscheff seinen Einzug in die Hauptstadt des Königs von Westphalen.

Der russische Kommandant Raschanowitsch erließ eine Proklamation, von der wir blos den Anfang mittheilen. Dieser lautete:

„Der Allerhöchste hat die Waffen der siegreichen Armee der Verbündeten gesegnet, und mit Gottes Hilfe hoffen wir, bald ganz Deutschland von dem unerträglichen Joche der französischen Zwingherrschaft zu befreien u. s. w."

Am folgenden Morgen erschien die Proklamation Czernitscheffs:

„Das Königreich Westphalen hat von heute an aufgehört, jedoch nicht, um es als erobertes Land zu behandeln, sondern um es von der französischen Herrschaft zu befreien. Um Deutschland vom fremden Joche zu erlösen und der Welt den Frieden wieder zu geben, hat Kaiser Alexander seine Völker zu den Waffen gerufen und nicht eher wird Er gebieten, dieselben niederzulegen, bis das herrliche Ziel erreicht ist.

„Der Allerhöchste hat dies Unternehmen sichtbar gesegnet. Schon hat der Feind seit wenigen Wochen über 300 Kanonen und 100,000 Gefangene verloren. Bayern und Würtemberg sind von ihm abgefallen und der größte Theil von Deutschland steht bereits gegen ihn unter den Waffen.

„Wer von Euch sich diesem großen Bunde anschließen und dadurch beweisen will, daß er des Namens eines Deutschen nicht unwürdig sei, wird von uns mit Freuden aufgenommen werden u. s. w.

„Ich fürchte nicht, daß Einer unter Euch noch fernerhin einer Regierung angehören wolle, welche im Augenblicke der Gefahr Euch feigherzig verlassen hat.“

Nach abgeschlossener Kapitulation war General Allix, welcher zwei Tage zuvor erklärt hatte, Kassel bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, mit dem größten Theile der Besatzung abmarschirt.

Am 3. Oktober verließ General Czernitscheff mit seinem ganzen Korps die Stadt, um die Franzosen, die sich gesammelt hatten, auseinander zu jagen. Der Präfekt des Feld-Departements, der Maire der Residenz und der Postdirektor wurden unter russischer Eskorte von Kassel entfernt. Ihnen folgten ein Zug königlicher Equipagen, große Frachtwagen mit Geld und Kunstschätzen (unter Letzteren befanden sich die Kostbarkeiten des Museums und die schönsten Statuen des königlichen Marmorbades.) Den Schluß machten sechs zahme Hirsche, welche, für Jérôme eingefahren, sein Stolz und seine Freude waren.

Am 7. Oktober verbreitete sich die Kunde: die Franzosen seien vor dem Frankfurter Thore. Eine Viertelstunde später rückten 400 Mann Kavallerie ein. Es hieß, General Allix werde mit 10,000 Mann und 30 Kanonen ungesäumt nachfolgen.

Die Französischgesinnten, die sich während der dreitägigen Anwesenheit der russischen Gäste ängstlich verkrochen hatten, verließen jetzt wieder ihr Versteck und warfen sich von Neuem in die Brust; die Franzosen-

fresser aber, die ein Paar Tage triumphirt und in einer Nacht ihre kindische Wuth kleinlich genug an der Bildsäule Napoleons gekühlt und dem „mamornen Götzen" die Nase und den rechten Arm abgeschlagen hatten, ließen nun kleinlaut die Köpfe hängen und wurden wieder eingefleischte Anhänger des großen Kaisers. Die Spione des Herrn von Bongars begannen neuerdings ihr schändliches Unwesen zu treiben. Savagner und Darlin denuncirten halb Kassel. Eine Unzahl von Verhaftungen wurde vorgenommen; sämmtliche Wachen wurden von Franzosen besetzt. Und Abends war wieder französisches Schauspiel.

Am 8. Oktober wurde „Monsieur de Grac, dans son petit castel"*), von Collin d'Harleville, „l'Ami de tout le monde" von Picard und zum Schluß „le Mariage extravagant", ein neues Vaudeville von Désaugiers aufgeführt.

In einer halbdunkeln Gitterloge saß Mademoiselle Héberti, die abgedankte Spionin des französischen Gesandten, auf dem Schooße des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.

— Haben Sie, fragte Le Camus, den neuen Calembour gehört, den ich am Tage des Erscheinens der russischen Proklamation zu machen mir erlaubt habe? Im Namen des Kaisers von Rußland und des Königs von Schweden hatte der edle Kalmücke Czernitscheff

---

*) Auf der deutschen Bühne unter dem Titel: „Der Lügner und sein Sohn" eingebürgert.

die Frechheit gehabt, zu erklären: „Le royaume de Westphalie est dissous.“ — „Voila, encore un royaume de dix sous!“ rief ich aus und packte bereits meinen Koffer, um mein Heil in der Flucht zu suchen. Als aber Tags darauf der Hetman der Kosacken mit seiner Bande wieden abgezogen war, hielt ich mit mir Kriegsrath und dachte mir: Zu fliehen ist ja noch immer Zeit, und begann dann wieder auszupacken. Doch fürchte ich noch immer, meine theure Susanne, daß die windgefüllte Königsblase bald platzen und Jérôme's kleiner, aber höchst niedlicher Hof, so zu sagen ganz aus dem Leime gehen und auseinander fallen wird, wie ein morscher Lehnsessel.

— Und was gedenken Sie, bester Graf, in diesem Falle anzufangen?

— Ich bin dann Willens, mich von den hautes affaires der Politik gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen und . . .

— Etwa gar in Kassel zu bleiben?

— Wie ist's möglich, Mademoiselle, mir solche Abgeschmacktheit zuzutrauen? Geht unsere Sache schief, wie's noch immer trotz des blinden Lärms von Siegen, welche der Kaiser über die verbündeten Heere davontragen soll, den Anschein hat, dann flüchte ich nach Nord-Amerika.

— Und was wollen Sie dort unternehmen?

— Wie Buridans gelehrter Esel zwischen zwei Heubündeln schwanke ich unentschlossen zwischen zwei Plänen: ob ich in Baltimore, wo es mir in früherer

Zeit sehr gefallen hat, ein französisches Theater oder eine großartige Spielbank errichten soll.

— Sie müssen mich mitnehmen, liebe Excellenz. Im ersten Fall engagiren Sie mich als erste Solotänzerin, im andern biete ich Ihnen meine Dienste als Croupier an, sagte die keusche Susanne und umhalste die auswärtige Excellenz mit mutheinflößender Zärlichkeit.

— Sie dürfen mich nicht mehr verlassen, entgegnete der hochentzückte Graf und wagte nun auf die Grundsätze der schlauen Sylphide, die bis zu diesem Augenblicke ihm gegenüber die uneinnehmbare Spröde gespielt hatte, einen beherzten Angriff, dem sie nur schwachen Widerstand entgegenstellte.

— Le Camus schwamm im siebenten Himmel.

— In einer andern grillirten Loge saß die fromme Gräfin Siméon an der Seite des glücklichen Felix.

— Was gedenken denn Sie zu unternehmen, wenn die verbündeten Feinde des Kaisers der westphälischen Wirthschaft ein Ende machen?

— Ich kehre dann wieder nach Paris zurück, erklärte der musikalische Anacreon.

— Sehen Sie, das thue auch ich!

— Und Ihr Herr Gemahl? fragte Blangini.

— Bleibt da, wo es ihm gefällt! Der alte Heuchler, der einst, im Rathe der Fünfhundert, die Scheidung das „schreckliche Heilmittel aller schlechten Heirathen“ genannt, scheint jetzt große Lust zu haben, sich von mir trennen zu wollen . . .

— Und weßhalb, meine reizende Gräfin?

— Weil ich Ihre Nocturnen lieber als die horazischen Oden höre, die mein gelehrtes Kameel ziemlich holperig ins Französische übersetzt hat.

— Wissen Sie, schöne Frau, was die böse Welt sich jetzt in die Ohren raunt?

— Ich bitte, was erzählt man sich?

— Graf Höne, eifersüchtig auf die Huldigungen, welche Graf Siméon der Gräfin Diana zu Füßen gelegt, soll Ihrem Herrn Gemahl eine Herausforderung auf Pistolen zugeschickt haben . . . .

— Und hat mein Gemahl sie angenommen?

— Wie wenig kennen Sie Ihren Gatten! Graf Siméon erklärte dem Cartelträger: das Duell sei in seinen Augen eine Infamie, deren er sich in seiner Eigenschaft als Minister der Justiz um keinen Preis schuldig machen dürfe.

— Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn Graf Höne mir den Gefallen erwiesen hätte, mich zur Wittwe zu machen! . . . Ich glaube, ich wäre im Stande, Sie augenblicklich zu heirathen . . .

— Sie sind zu gnädig, Frau Gräfin, sagte der Maestro, der in der Stille seines Herzens den Himmel zu bitten schien, daß er Seine Excellenz noch recht lange erhalten möge, denn Blangini war klug genug, um einzusehen, daß es klüger und billiger sei, der Anbeter einer Frau als ihr Mann zu sein.

— In einer dritten Loge saß neben Malchus der Staatsrath Freiherr von Leist.

— Der König, erzählte der Finanzminister seinem

Freunde, befand sich in dem Augenblicke seiner Flucht aus Kassel in so arger Geldverlegenheit, daß er Leuten aus seiner nächsten Umgebung kleine Summen abzuleihen sich genöthigt sah. Der reiche Jude Jacobsohn, den er bei Errichtung des jüdischen Consistoriums zum Präsidenten und bald darauf zum Ritter der westphälischen Krone gemacht, hat seine Undankbarkeit so weit getrieben, dem Monarchen ein lumpiges Handdarlehen von 100,000 Francs, rückzahlbar in vier Wochen, abzuschlagen mit den Worten: er bedauere, in diesem Augenblicke nicht bei Kasse zu sein. Dagegen hat ein armer Gelehrter, der um die deutsche Wissenschaft so hochverdiente Franzose, Professor Charles Villers, der von Göttingen zum Besuche eines alten Landsmanns nach Kassel herübergekommen war, Seiner Majestät 3000 Francs, die Hälfte seiner kleinen Ersparnisse, großmüthig vorgeschossen.*)

— Ein wahrhaft rührender Zug von Aufopferung!

— Weit edler noch hat sich die Sängerin Durand benommen. Wie Adrienne Lecouvreur einst für den jungen Grafen Moritz von Sachsen ihren Schmuck für 40,000 Francs versetzt hatte, um ihren Herzog von

*) Ein Factum, das sich im Notizenbuche dieses berühmten Gelehrten vorfindet, und das dort wörtlich also lautet: „Preté 3000 francs à Sa Majesté, mon gracieux souverain!“ Die Geschichte schweigt, ob der huldreiche Monarch jenes kleine Darlehn zurückbezahlt hat oder nicht. Letzteres scheint viel wahrscheinlicher als Ersteres, denn kleine Summen vergessen sich leichter als große.

Kurland aus der Geldklemme zu befreien, hat Karoline Durand ihr Silberzeug und ihre Theatergarderobe für 18,000 Francs verkauft, und diese Kleinigkeit ihrem ehemaligen Anbeter unaufgefordert und mit ausdrücklicher Verzichtleistung auf Zinsen vorgeschossen, bis auf bessere Zeiten.

— Diese gefühlvollen Französinnen sind verteufelt großmüthig!

— Viele andere Landsleute des Königs, die er verschwenderisch mit Wohlthaten aller Art überhäuft hat und die sich auf Kosten des Staates unmenschlich bereichert, haben ihn im Augenblicke der größten Noth hilflos im Stiche gelassen. La Flèche, den er zum Intendanten der Civilliste, und Pothau, den er zum Generalpostdirektor gemacht, haben ihm keinen Liard geliehen. Der arme Monarch hat in den letzten acht Tagen viel traurige Erfahrungen gemacht. Ich sprach ihn einen Augenblick vor seiner Abreise aus Kassel. „Ich lasse hier viele Undankbare zurück", sagte er zu mir, „aber wenn, wie ich hoffe, der Kaiser seine treulosen Feinde besiegt, und wenn ich an der Spitze französischer Soldaten nach Kassel zurückkehre, will ich Musterung halten und jenes undankbare Gesindel, das Alles, was es besitzt, meiner Großmuth verdankt, ohne Schonung fortjagen und alle hohen einträglichen Stellen durch brave biedere Deutsche besetzen."

— Ich glaube nicht an seine Rückkehr, gestand Baron von Leist, und kann ihn, unter uns gesagt, durchaus nicht bedauern, denn während seiner fünf Re-

gierungsjahre soll er mehr als sechzig Millionen Francs vergeudet haben.

— Gerechter Gott, was will dies sagen? Eine einzige Maitresse des fünfzehnten Ludwigs, Gräfin Du Barry, hatte in fünf Jahren dem Lande hundertachtzig Millionen Livres gekostet. Und Jérôme ist doch wenigstens König!

— Und Könige sind immer etwas kostspielig! ergänzte der ehemalige Lehrer des Staatsrechts.

— Jérôme hat Feinde, die kein gutes Haar an ihm lassen. Jeder Unparteiische aber muß ihm das Verdienst einräumen, daß Westphalen und vor Allem Kassel ihm auch manches Gute zu verdanken hat.

Im Parterre belauschte der edle Würtz folgendes Zwiegespräch:

— Morgen, sagte Dr. Murhard, Präfecturrath des Fulda-Departements und Redacteur des Westphälischen Moniteur, kehrt Seine Majestät der König in seine getreue Hauptstadt Kassel zurück. Die Polizei hat große Illumination angesagt. Sie werden doch auch illuminiren? fragte er seinen Nachbar, den Dr. Pfeiffer, Substituten des Generalprocurators am Appellationshofe zu Kassel.

— Nein, dies werde ich bleiben lassen!

— Wie, Freund! Auch Sie gehören zu den Gegnern des Königs?

— Allerdings, erklärte der Doktor der Rechte. Die bodenlose Verschwendung dieses hergelaufenen Abenteurers hat großes Uebel über uns gebracht. Die

Grundsteuer, auf den fünften Theil des Reinertrags gesteigert, hat den Grundbesitz ruinirt und uns Alle zu Bettlern gemacht. Trotz der neuen Zwangs-Anleihe von 5 Millionen Francs, trotz der Sistirung der Zinsenzahlung der ungeheuern Staatsschuld und trotzdem, daß man Letztere auf den dritten Theil ihres Werthes herabgesetzt hat, sind alle Staatskassen ausgeplündert und überall fehlt es an Geld. Der Teufel hole diese liederliche Franzosenwirthschaft!

— Nehmen Sie sich in Acht, Doktor, nicht Jeder ist so verschwiegen, wie ich. Wenn das, was Sie so eben gesagt, ein Anderer gehört hätte, dann säßen Sie morgen im Kastell.

— Ich habe es gehört, sagte Würtz dazwischen tretend. Folgen Sie mir, Herr Doktor Pfeiffer, im Namen des Gesetzes arretire ich Sie.

Noch spät in der Nacht wurden viele Verhaftungen vorgenommen. Bongars und seine Spießgesellen hatten vollauf zu thun.

---

## XXX.

Erst am 17. Oktober kehrte Jérôme nach Kassel zurück. Der König sagte zu den Abgeordneten der Stadt:

— Es ist mir ziemlich gleichgültig, meine Herren, ob ich König von Westphalen bin oder nicht. Ich bin

blos zurückgekehrt, um meinen Unterthanen zu beweisen, daß ich nicht gesonnen sei, sie im Augenblicke der Gefahr zu verlassen. Ich rechne auf den Patriotismus der guten Stadt Kassel und auf Ihre Mitwirkung, meine Herren. Betragen Sie sich so, daß ich mich nicht gezwungen sehe, Kassel zum zweiten Male und für immer zu verlassen! C'est vous, qui serez ruiné, quand je vous quitte; moi je reste toujours prince français!

Abends war große Cour bei Hofe. Alle öffentlichen Gebäude hatten sich prachtvoll illuminirt, aber desto schäbiger waren die Privathäuser erleuchtet. Derselbe Bäcker, der schon früher einmal seinem Franzosenhasse Luft gemacht, hatte über seinem Laden das transparente Bildniß des Königs an einem Stricke zur Schau ausgestellt mit der zweideutigen Unterschrift:

„An diesem Strick
Hängt unser Glück."

Eine Stunde später wurde er arretirt. — — —
— — — — — — — — — — — —

Jérôme war nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, um mit seinen Landsleuten, wie unsere Chronik sagt, „seinen Raub sicher nach Frankreich zu schaffen. Die Landstraßen waren mit Frachtwagen bedeckt."

Am 18. Oktober verlor Napoleon die Alles entscheidende Schlacht bei Leipzig. Dessenungeachtet verbreitete die westphälische Polizei, um die Feinde des Königs einzuschüchtern, die falsche Nachricht eines großen

Sieges, den die Franzosen bei Weißenfels davon getragen haben sollten. Graf Bertrand, Befehlshaber des vierten Armeecorps, erließ folgendes Bulletin:

„Wir haben den Feind auf allen Punkten geschlagen. Der Kaiser befindet sich wohl.“

Unterdessen währte das Einpacken fort. Der König entließ sämmtliche Hofbedienten. Alles schickte sich zur Abreise an.

Am 25. Oktober schrieb Jérôme seinem Schwager Murat folgende Zeilen:

„Lieber Bruder! Ich erfahre, daß Du heute nach Bach kommst; dies beunruhigt mich nicht wenig. Seit einem Monat befinde ich mich in einer schrecklichen Lage. Schreibe mir, wie die Sachen stehen, und ob ich mich zurückziehen muß, ich habe nur 4—5000 Conscribirte bei mir. Wie befindet sich der Kaiser? Du kannst Dir meine Besorgnisse vorstellen. Lasse mich nicht auf Antwort warten. Ich umarme und liebe Dich.

Dein treuer Bruder und Schwager
Jérôme.“

Kassel, 25. Oktober 1813,
2 Uhr Nachmittags.

Schon am folgenden Morgen machte sich der König aus dem Staube. Alle deutsche Truppen waren von ihm abgefallen. Nur vierzig Kürassiere des westphälischen Gardecorps erboten sich „aus einem Uebermaße militärischen Ehrgefühls“, (wie unsere franzosen-

feindliche Chronik bemerkt), ihren ehemaligen Herrn und Gebieter bis an den Rhein zu escortiren. Jérôme entfloh über Koblenz nach Köln. In letzterer Stadt entließ er seine Begleitung, ohne Abschied von ihr zu nehmen und ohne irgend eine Belohnung; ja er nahm ihr sogar, wie unsere Quelle angiebt, Uniform, Waffen und Pferde ab.

Einen Augenblick vor seiner Abreise aus Köln warf er einen wehmüthigen Blick auf Elisabeth's Bild und sagte zu sich:

— Meine Krone ist für mich verloren! Mir bleibt nur ein einziger Trost. Und dieser Trost ist Deine Liebe!

Dann küßte er ihr schönes Bild und reiste weiter.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Am Abende jenes Tages, an welchem er zum zweiten Male die Flucht aus Kassel ergriffen hatte, um nie wieder dorthin zurückzukehren, erschien im „Moniteur" und Tags darauf an allen Straßenecken der Hauptstadt folgende Bekanntmachung:

„Seine Majestät der König haben sich durch den Drang der Umstände veranlaßt gesehen, sich heute früh aus Ihren Staaten zu entfernen u. s. w., u. s. w.

Der Minister des Innern,
Gustav Anton Graf von Wolfradt.
Der Minister der Finanzen,
Karl August Malchus Graf von Marienrode."

— Der Teufel hole die deutsche Nation! schrie Tags darauf der Graf von Fürstenstein und ergriff nun gleichfalls die Flucht in Begleitung der Mademoiselle Susanne Héberti.

In Düsseldorf machte er eine höchst unangenehme Entdeckung, die ihn veranlaßte, seine Begleiterin dort ihrem eigenen Schicksale zu überlassen.

— Der Teufel hole die Franzosen! schrie Kassel.

— Wir sind gerettet, wir sind frei! jubelten die blinden Hessen.

— Möge nie ein Fremdling uns wieder ein Sklavenjoch aufbürden! Lieber Tod als Leben unter solcher Regierung!

Mit diesen Worten schließt unsere Chronik.

---

## XXXI.

Auch unser Roman naht seinem Ende.

König Jérôme, ein neuer Johann ohne Land, floh nach der Hauptstadt seines kaiserlichen Bruders. Nach dem Pariser Frieden (30. Mai 1814) behielt er den Titel eines französischen Prinzen und sein ziemlich bedeutendes Privatvermögen. Bald darauf verließ er Frankreich. Seine Gemahlin wurde auf der Reise in der Nähe von Fontainebleau durch einen räuberischen Ueberfall ihres ehemaligen Stallmeisters, Marquis de

Maubreuil, aller ihrer Diamanten und übrigen Kostbarkeiten beraubt.

Im Jahre 1815 eilte Jérôme, nachdem er sich abwechselnd in Lausanne, Grätz und Triest aufgehalten hatte, und nachdem der Kaiser von Elba zurückgekehrt war, nach Paris, wurde Pair von Frankreich und führte in der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815) eine Division mit mehr Tapferkeit, als der Kaiser ihm zugetraut hatte. Jérôme erhielt am rechten Arme eine Wunde. Dies war die Erste und . . . Letzte.

Fünf Tage nach der zweiten Abdankung Napoleons, die am 22. Juni 1815 erfolgt war, verließ Jérôme sein vielgeliebtes Paris und lebte als Graf von Montfort unter dem Schutze seines Schwiegervaters zu Ellwangen in Würtemberg. Nach dem plötzlich erfolgten Tode König Friedrichs (30. October 1816), begab sich der Graf von Montfort mit seiner Gemahlin nach Oesterreich. Hier kaufte er die Herrschaften Wald bei Sanct-Pölten, Krainburg und Schönau bei Wien. — Im Jahre 1822 befand sich der Ex-König von Westphalen in so peinlicher Geldverlegenheit, daß seine Gemahlin Katharina sich in einem Bittgesuche an den Kaiser von Rußland wendete. Der ritterliche Alexander machte ihr ein Geschenk von 150,000 Gulden Conventionsmünze und verlieh ihr außerdem einen Jahrgehalt von 25,000 Papierrubeln. —

Katharina von Würtemberg (geboren am 21. Februar 1782), starb in einem Alter von 52 Jahren, im 28. ihrer später ziemlich glücklichen Ehe, am 28. Octo-

ber 1835 zu Lausanne. — Ihre Leiche ward in Gegenwart ihres Gemahles zu Ludwigsburg (bei Stuttgart) beigesetzt. Außer ihrer Tochter Mathilde hatte sie ihrem Gatten noch zwei Söhne geschenkt, Hieronymus und Napoleon.

Dreizehn Jahre nach Katharinens Tode, bald nach der in ihren Folgen so sehr verunglückten Februar-Revolution, erhielten durch Decret der provisorischen Regierung vom 11. October 1848 sämmtliche Napoleoniden (von der Dynastie Bourbon und Orleans durch die Decrete vom 12. Januar 1816 und 10. April 1832 aus Frankreich verbannt), die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich.

Am 10. December 1848 wurde der Neffe König Jérôme's, Louis Napoleon Bonaparte, der Sohn der ehemaligen Königin Hortense von Holland, zum Präsidenten der Republik ernannt.

Der Neffe erhob seinen Onkel am 23. December 1848 als Divisionsgeneral zum Gouverneur der Invaliden und am 1. Januar 1850 zum Marschall von Frankreich.

Nach dem Gelingen des überkecken Staatsstreichs vom 2. December 1851, der aus dem Bürger-Präsidenten auf vier einen Prinz-Präsidenten auf zehn Jahre gemacht hatte, wurde der Marschall Jérôme Bonaparte zum Präsidenten des neu creirten Senats gemacht. Als Solcher eröffnete er am 30. März 1852 die Sitzungen dieses Senats mit einer Rede, in welcher er den Sieg seines Neffen dem Zauber, der dem Namen

Napoleon innewohne, zuschrieb und sich, den jüngsten und letzten Bruder des unsterblichen Kaisers, als den „vermittelnden Ring“ bezeichnete, der von der Vorsehung auserkoren sei, die glorreiche Vergangenheit mit der nicht minder ruhmwürdigen Gegenwart Frankreichs zu verbinden.

Jérôme hat seine vier Brüder, seine drei Schwestern und, außer diesen, auch sämmtliche Personen unseres Romans überlebt.

Der Kaiser starb am 5. Mai 1821, 52 Jahre alt, auf Sanct Helena.

Ihm folgte Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, der am 28. Juni 1840, im 68. Jahre zu Viterbo starb.

Am 28. Juli 1844 starb Joseph Graf von Survilliers, 77 Jahre alt, auf seinem Landgute bei Florenz.

Ihm folgte Louis Graf von Saint-Leu, der Vater des nunmehrigen Kaisers Napoleon III., der am 25. Juli 1846 im 67. Jahre zu Livorno starb.

Von den drei Schwestern Jérôme's starb Elise Fürstin Baciocchi als Gräfin von Compignano am 5. August 1820 zu Bologna; Marie Pauline, Fürstin Borghese am 9. Juni 1825 zu Rom, und Caroline Annonciade, die Gemahlin Joachim Murats, als Gräfin von Lipano, im Jahre 1838 zu Florenz.

Von Jérôme's sieben Geschwistern starben drei am Magenkrebs: Napoleon, Lucian und Caroline.

Von den Ministern des Ex-Königs von Westphalen starb zuerst August Le Camus, Graf von Fürstenstein. Nach der Aussage der Einen soll er als Croupier einer französischen Spielbank, nach dem Berichte Anderer als Unternehmer eines Affentheaters in einer kleinen Stadt Nordamerika's am Erie-See zu seinen Vätern heimgegangen sein.

Ihm folgte der Graf von Wolfradt. Der ehemalige Minister des Innern, der dem Ex-Könige nach Paris gefolgt war, zog sich nach dem Sturze des Kaiserreichs nach seinem heimathlichen Rügen zurück und starb dort 1833 im Alter von 72 Jahren.

Malchus, Graf von Marienrode, begab sich nach Auflösung des Königreichs, zu dessen Ruin er redlich das Seinige beigetragen hatte, nach Heidelberg, wo er bis zum Jahre 1817 vom Spiel und vom Schriftstellern gelebt haben soll; dann folgte er einem Rufe nach Würtemberg, wo er als Chef des Finanz-Departements eintrat, doch schon nach Verlauf eines Jahres wieder entlassen wurde und sich darauf nach Heidelberg zurückzog. Hier starb er am 24. Oktober 1840, 70 Jahr alt, als königlich würtembergischer Finanz-Präsident außer Diensten.*)

Graf Siméon, bald nach der Flucht Jérôme's nach

*) Als Schriftsteller hat er sich vorzugsweise durch zwei Werke: „Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltungen", (Heidelberg, 1820) und durch seine „Statistik der Staatskunde", (Stuttgart, 1826) einen nicht ganz unbedeutenden Ruf erworben.

Paris zurückgekehrt, wurde nach Napoleons Fall zum Präsidenten des Departements du Nord und zum Groß-Offizier der Ehrenlegion ernannt. Nach der zweiten Restauration ward er vom Departement du Var in die Deputirtenkammer gewählt. Vom 21. Februar 1820 bis zum 13. Dezember wär er, als Nachfolger des Herzogs Decazes, Minister-Staatssekretär des Innern. Am 25. Oktober 1820 wurde er Pair von Frankreich und später Präsident des Rechnungshofes. Er starb am 19. Januar 1842, 92 Jahr alt.*)

Jérôme's Freund und Dutzbruder Pigault-Lebrun starb am 24. Juli 1835 als lebensfroher, ziemlich rüstiger, auf seine alten Tage aber etwas geizig gewordener Greis, der vielleicht noch heute leben könnte, wäre er nicht so unvorsichtig gewesen, in der größten Mittagshitze mehr als drei französische Meilen einem uralten, abgeschabten, elenden, weißen Filzhute nachzulaufen, den er schon vor 25 Jahren am Hofe des Königs zu Kassel getragen und den am 19. Juli ein heftiger Windstoß seinem erhitzten Schädel entführt hatte. Freund Charles starb zu Celle in der Nähe von Saint-Cloud, wo er sich ein kleines Landhaus gekauft hatte. Seine Frau Melanie, die ihn einige Jahre überlebte, war die Schwester des Schauspielers Michot vom théâtre français. Sein vieljähriger Freund und

*) Mignet gab im Jahre 1844 eine „Notice historique sur la vie et les travaux de Monsieur le comte Joseph Jérôme Siméon“ heraus. Der Verstorbene war auch Mitglied der fünften Klasse der französischen Akademie.

Verleger Barba gab eine ziemlich anziehende Lebensbeschreibung des Verstorbenen heraus.*)

Felix Blangini starb 1841 in Paris.

Jérôme's Flammen nahmen ein klägliches Ende. Madame Caroline Durand starb als Hebamme. Gräfin Siméon endete in einem Kloster. Mademoiselle Héberti verfaulte in einem Bordell. Felicitas Blangini soll sich vergiftet haben. Um Keine von Allen floß eine Thräne.

Jérome aber starb erst im Jahre des Heils 1860, nachdem er noch das Glück genossen, eine hohe Stelle am glanzvollen Hofe des kleinen Neffen vom großen Onkel einzunehmen, und er wird sicher noch häufig an die schönen Tage von Aranjuez und an die glücklichen Zeiten von 1808 bis 1812 zurückgedacht haben, wo er König von Westphalen und Unterthan der „Jungfrau von Göttingen" gewesen war. Sein Capri hat er nie vergessen.

Elisabeth's Bildniß ruhte stets an seinem Herzen!

*) Sie erschien unter dem Titel: „Vie et aventures de Pigault-Lebrun", (Paris, 1836).



Ende.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.